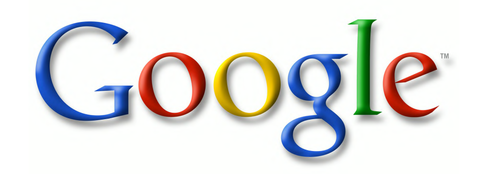
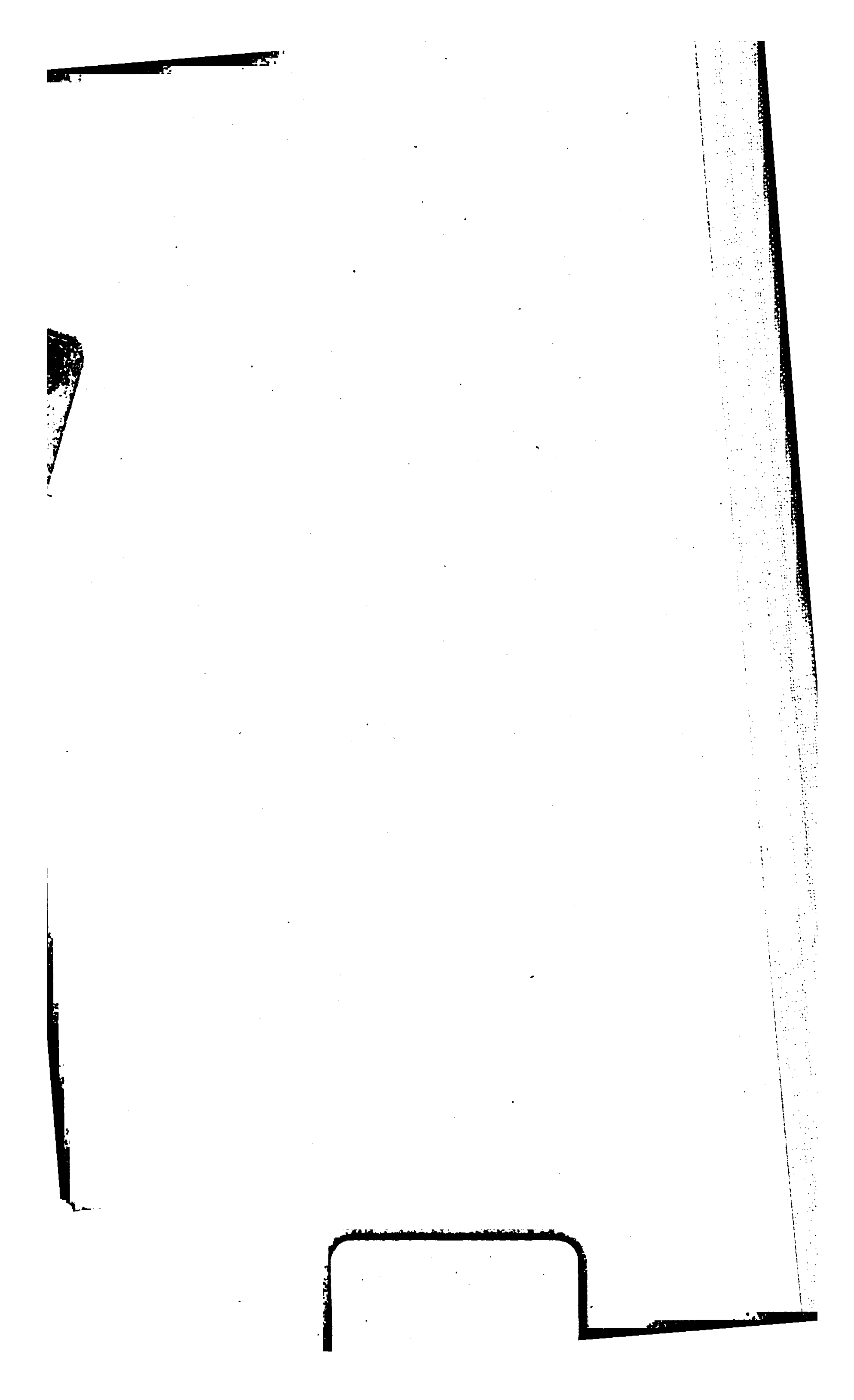
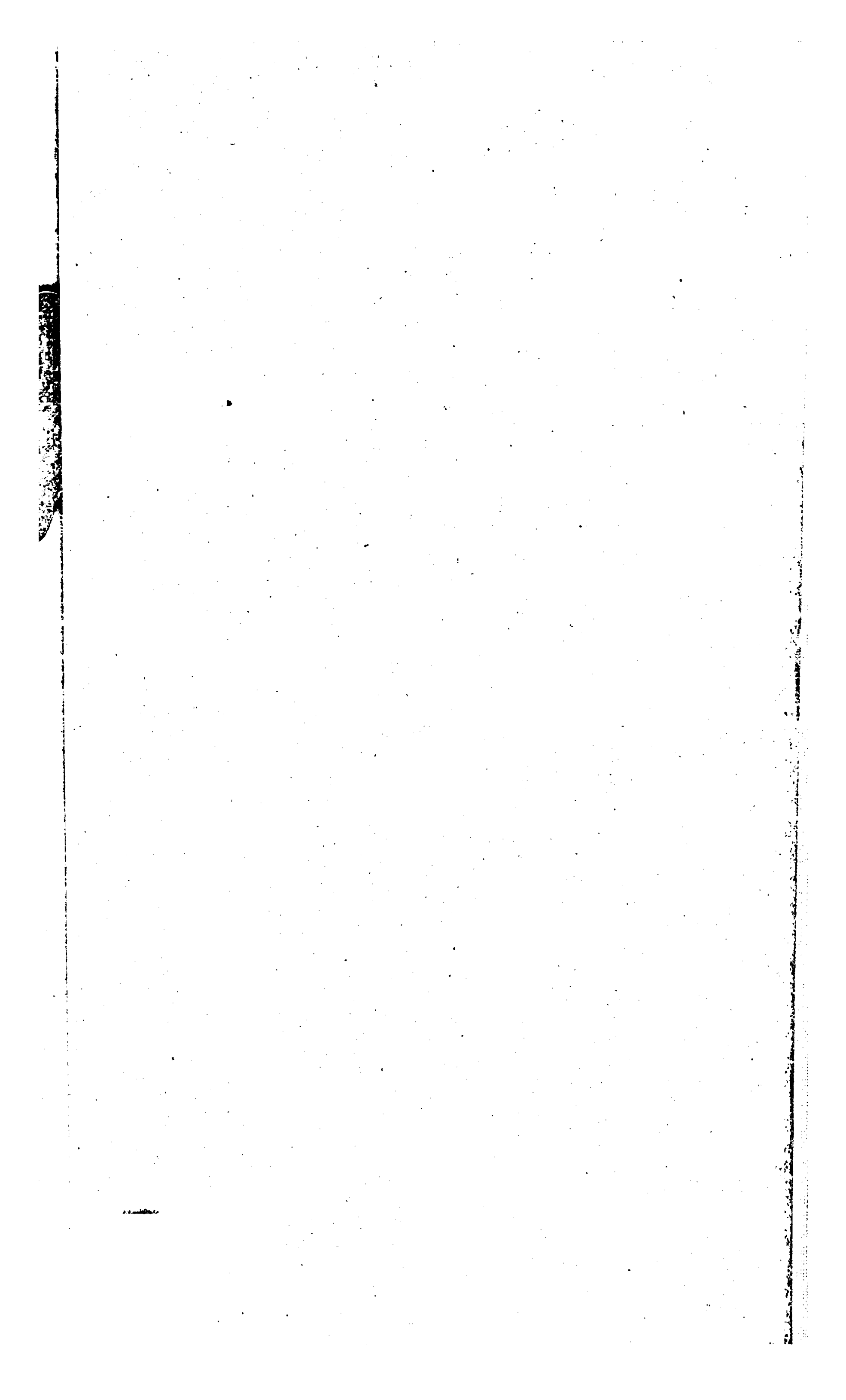
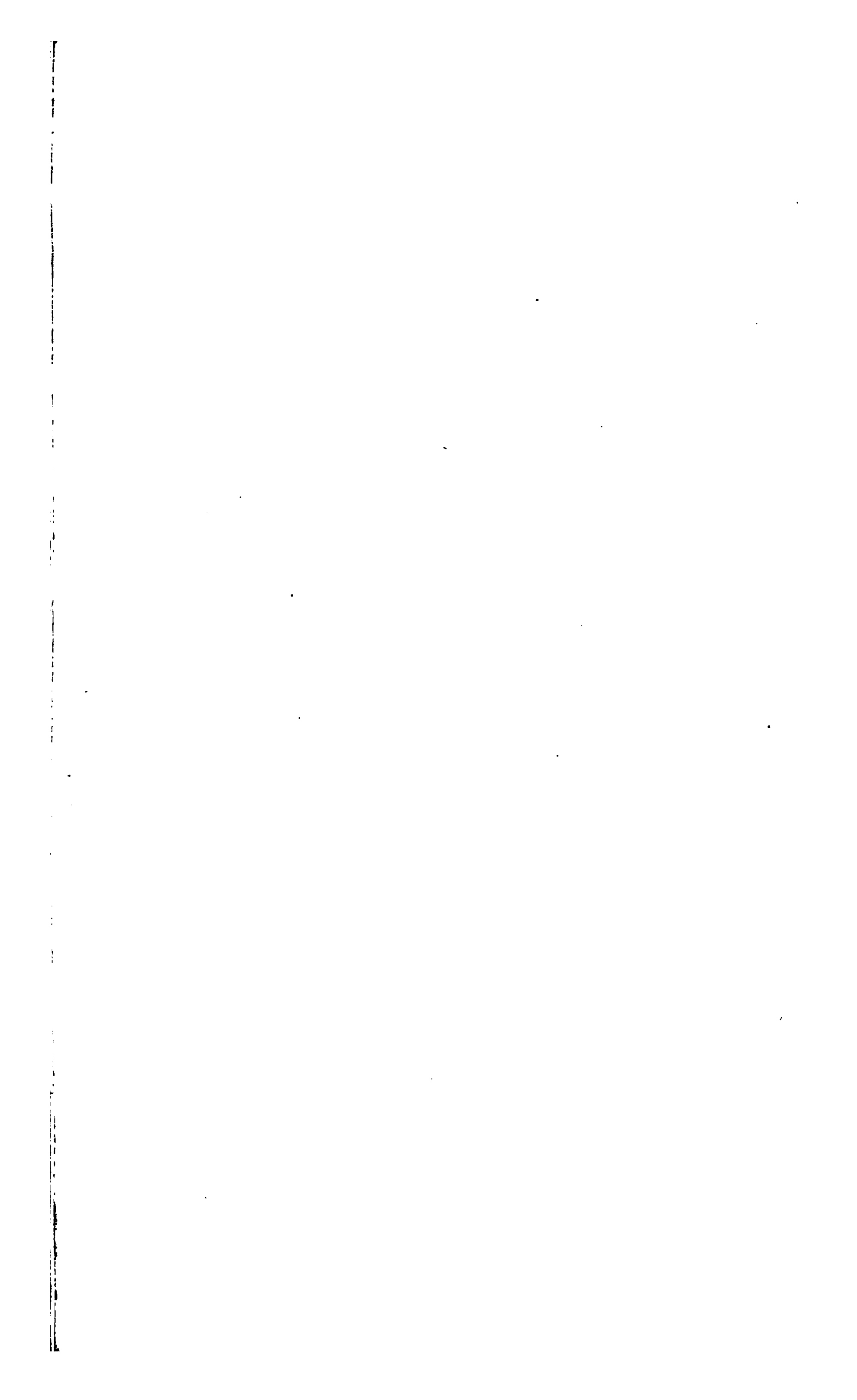
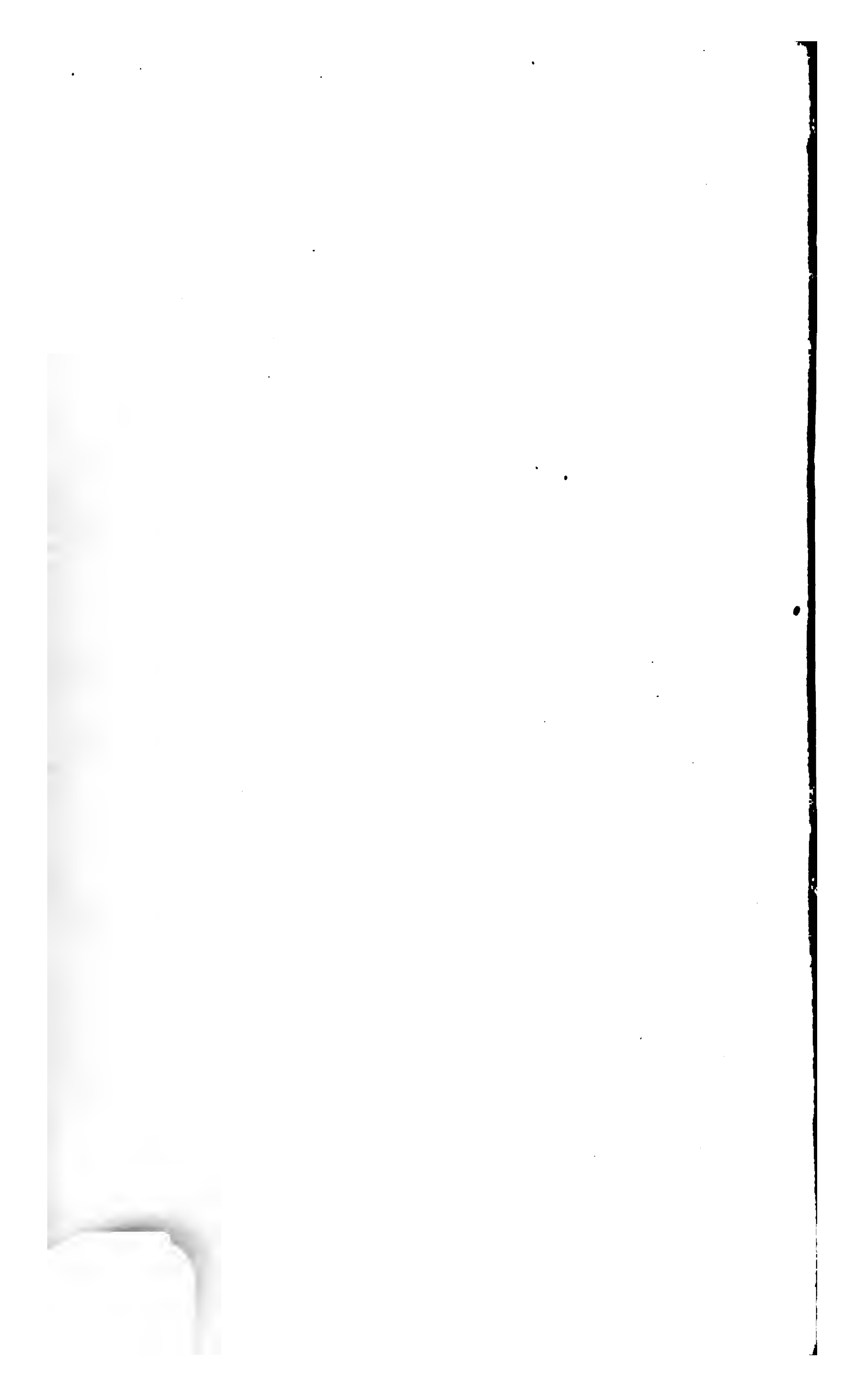


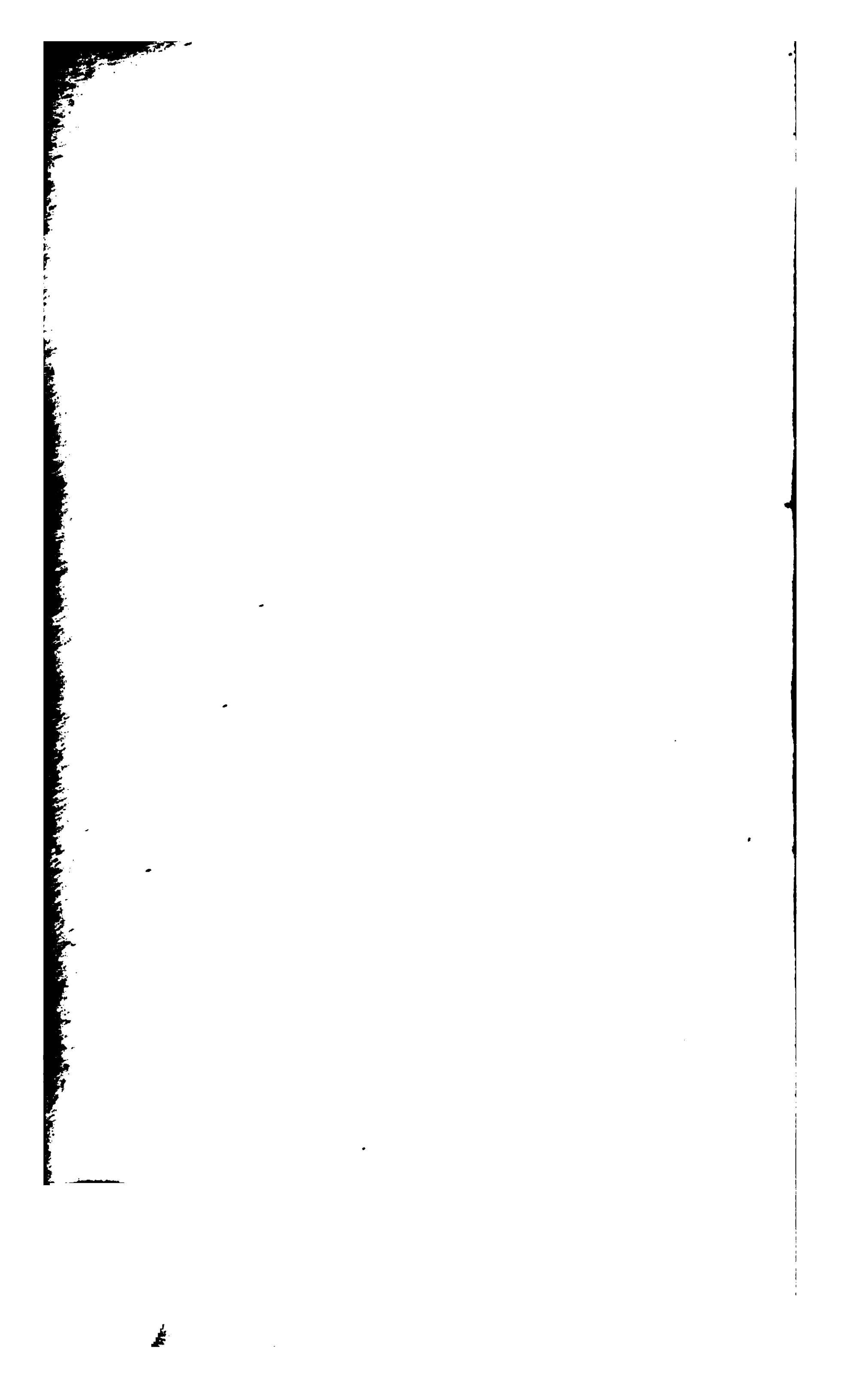












Hermes,

oder

Kritisches Jahrbuch der Literatur.

Achtundzwanzigster Band.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung

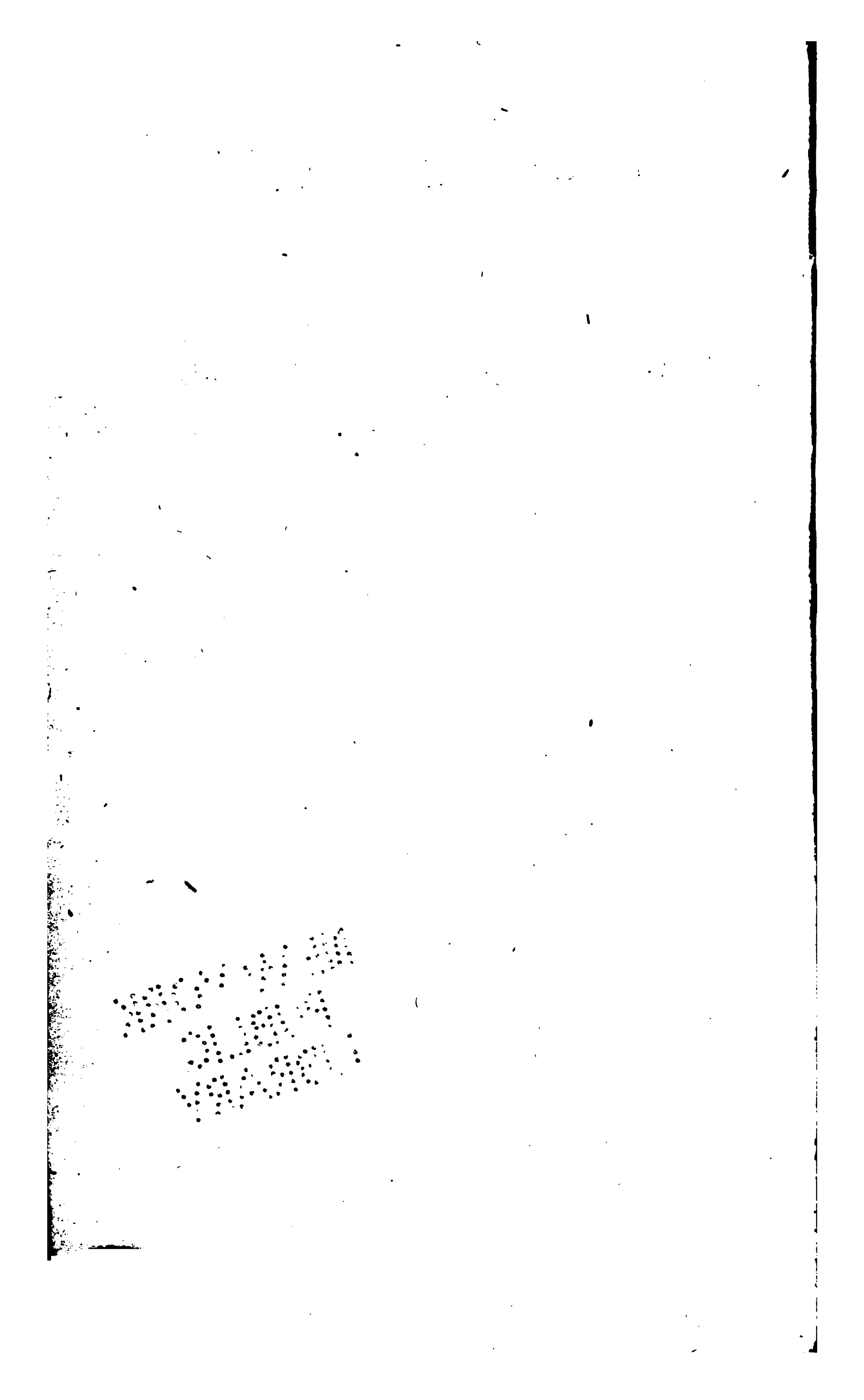
von

D. Karl Ernst Schmid,

herzogl. sächs. Geheimenrathe, der Rechte ordentlichem öffentlichem Lehrer, der Juristenfacultät und des Schöppenstuhls Ordinarius und Rathe des Gesammt-Oberappellationsgerichts zu Jena.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1827.



Inhalt.

Hermes.

Achtundzwanzigster Band.

I.

Revision der philosophischen Moral seit Kant und Jacobi.

II. Fichte und Schelling. *)

Die beiden Haupttendenzen der neuern Moral sind in Kant und Jacobi bezeichnet. Indem wir nun jede derselben in ihrer Entwickelung weiter verfolgen, stoßen wir zunächst in der Kant'schen Schule auf einen Abweg, der, obgleich in seinem Anfang scheinbar unbedeutend, doch eine ganz neue Richtung der Speculation hervorbrachte und in Bezug auf die Moral zuletzt vernichtend wurde. Es ist dies die durch Reinhold begonnene, durch Fichte, Schelling und Hegel fortgesetzte und vollendete Wiederherstellung des durch den Kriticismus verdrängten Dogmatismus in veränderter Gestalt. Wenn daher Kant und Jacobi auf dem Gebiete der Moral als entgegengesetzte Bestrebungen erscheinen, so treten sie doch näher zusammen, wenn man sie mit derjenigen Behandlung der Moral vergleicht, die sich jetzt in der naturphilosophischen Schule hervorthat. In Beziehung auf diese stehen sie als das Positive gegen das Negative, als Moralisten gegen die Antimoralisten auf einer Partei vereinigt. Denn beide halten sich vereinigt in den Schranken des menschlichen Wissens, die durch die Natur gezogen sind, gegen jene, die sie willkürlich überschreiten; sie sind, nach dem Ausdruck der Naturphilosophie, auf dem Standpunct des subjectiven Wissens, gegen ein sogenanntes absolutes Wissen. In Bezug auf Moral selbst aber fußen

---

*) Vergl. Hermes, XXVII, S. 1 — 80.

[illegible] auf der Grundlage menschlicher [illegible] Freiheit, jene vernichten diese durch die Iden- [illegible] Geist. Mit einem Worte, die erstern hal- [illegible] des Sittlichen fest, während jene dieselbe [illegible]

Wir haben schon früher den Ursprung der naturphilosophi- schen Schule in die Kant'sche Schule gesetzt, und die Naturphilo- sophie einen Auswuchs aus der Kant'schen Schule genannt. Wir rechtfertigen diesen Ausdruck jetzt damit, daß die Naturphi- losophie in dem Grund und Boden des Kantianismus wurzelte, daß sie auf die Resultate desselben baute und diese zu ihren ei- genthümlichen Speculationen benutzte. Aber eben darin, daß sie sich vorzugsweise an die Resultate, an die Lehrsätze der Kant'schen Philosophie hielt und auf diese fortbaute, lag der Grund ihrer Verirrung. Denn das Wesen des Kantianismus lag nicht in gewissen Lehren, Dogmen, sondern in der Methode zu philosophiren. Der Kriticismus ist das Wesen der Kant'- schen Philosophie; aber bei diesem kommt es eben nicht darauf an, was, sondern wie man denkt. Der Kriticismus macht sich darin hauptsächlich gegen allen Dogmatismus geltend, daß er die analytische Methode der synthetischen vorzieht, daß er nicht consti- tutive, sondern regulative Principien (Ideen) für die Wissenschaft verlangt, daß er diese Principien nicht willkürlich voraussetzt und zum Anfang der Speculation macht, sondern daß er sie erst am Ende seiner Untersuchungen durch Zergliederung und Selbstbeob- achtung als in der Vernunft daseyend nachweist (deducirt). Das einzige wesentliche Resultat des Kriticismus ist, Aufweisung der Grenzen der Vernunft, und jede Philosophie, die diese überschrei- tet, verfällt in Dogmatismus oder Schwärmerei. Die von Rein- hold begonnene Verirrung in der Philosophie bestand nun aber in nichts anderem als in dem Verlassen des Kriticismus und Wie- derherstellen des Dogmatismus. Der Irrthum Reinhold's entstand aus der Verwechselung der Kritik der Vernunft mit dem System der Philosophie selbst, wozu noch das dogmatische Vorurtheil der Nothwendigkeit eines höchsten constitutiven Princips für die ganze Philosophie kam. Die Kritik, die blos die höchsten Bedin- gungen der reinen Vernunfterkenntniß in der Natur des Geistes (anthropologisch) nachweist, nicht diese Vernunfterkenntniß selbst aufstellt, hielt er für das System der Philosophie selbst, und da er hier kein höchstes Princip fand, das die Kritik, als anthropo- logische Erfahrungserkenntniß, gar nicht geben kann, so hielt er dies, vermöge seines dogmatischen Vorurtheils, für einen großen Mangel des Kant'schen Systems. So gerieth er in den Fehler, das, was blos Propädeutik der Philosophie seyn sollte, für die Philo-

sophie selbst zu halten, und Erkenntnisse, die blos anthropologisch, durch innere Erfahrung erworben werden können, philosophisch zu behandeln, sie einem höchsten Princip zu unterwerfen und in ein System zu zwingen. Aber Erfahrungserkenntnisse lassen sich nie so speculativ behandeln, der Stoff widerstrebt seiner Natur nach dieser Form, und so kann uns das Mislingen dieses Versuchs bei Reinhold und seinen Nachfolgern nicht in Verwunderung setzen. Indem sich dieser Irrthum Reinhold's zunächst auch auf Fichte fortpflanzte, wiederholte dieser diesen Versuch in der Wissenschaftslehre, in der er auf dem Gebiete der höchsten Speculationen zu seyn wähnte, während er nur auf dem Grund der innern Wahrnehmung war, und sich nun vergeblich abmühte, dem widerstrebenden Stoff eine reine rationale, systematische Form zu geben.

Den Keim zu diesem Fehler hatte indessen Kant selbst gelegt. Der Methode und dem Princip nach hatte sich zwar Kant über den Dogmatismus erhoben, indem er sich über den blosen Begriffs- und Reflexionsstandpunct durch Kritik zum Glauben erhob, und also ein ideales Seyn der Dinge nicht mittelbar beweisen, sondern unmittelbar in der Vernunft nachweisen wollte. Aber hierin blieb sich Kant nicht consequent. Wenn er aus sogenannten praktischen Postulaten den Glauben an Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit 2c. ableitete, so faßte er ihn offenbar nicht als reine, unmittelbare Vernunftwahrheit auf, sondern er wurde mittelbar, er wurde nicht blos als selbständig daseyend in der Vernunft nachgewiesen, deducirt, sondern von einem Höhern durch Schlüsse abgeleitet, d. h. bewiesen. Hiermit also war doch wieder ein dogmatisches Element in die Kant'sche Philosophie gebracht, das nicht in seinem Princip lag, und dieses faßte Reinhold auf, und suchte für die ganze Kant'sche Philosophie ein höchstes Princip, und daraus ein vollständiges System. Ferner zu der Verwechselung zwischen der Kritik und dem System der Philosophie, oder zwischen der Erkenntniß von den Erkenntnissen a priori und den Erkenntnissen a priori selbst, gab ebenfalls Kant selbst Veranlassung durch seinen schwankenden Begriff von transscendentaler Erkenntniß. Kant verstand nämlich unter transscendentaler Erkenntniß einmal die kritisch-anthropologische Erkenntniß von den Bedingungen und der Möglichkeit der Erkenntnisse a priori; dann aber hielt er diese transscendentalen Erkenntnisse selbst wieder für Erkenntnisse a priori, obgleich diese nur aus innerer Erfahrung entstehen, und jene, die reine Vernunfterkenntniß, nur zum Gegenstand haben, nicht aber sie selbst sind. Wir erkennen durch die transscendentale Erkenntniß nicht a priori, sondern wir erkennen nur durch sie, wie wir a priori zu erkennen vermögen, oder, sie geht nicht auf den Gegenstand der Er-

kenntniß a priori, sondern nur auf diese Erkenntnißart. (S. Kant's „Kritik d. reinen Vern.", 4te Aufl., S. 25. Das. S. 80; u. „Krit. d. Urtheilskraft", S. XXVII. Vergl. Fries, „Reinhold, Fichte und Schelling", S. 200 fg.) Kant selbst unterschied also nicht bestimmt zwischen dem System seiner Philosophie und der Kritik als Vorbereitung dazu; ja er nennt selbst ausdrücklich die Kritik sein System, und behauptet, daß über diese kein anderes mehr nöthig sey; gebraucht also System hier in einem unbestimmteren allgemeineren Sinn, wo es jeden subjectiven Zusammenhang gewisser Erkenntnisse, also auch die Methode der Wissenschaft bedeutet, und nicht die bestimmtere Bedeutung von einem objectiven, logischen Zusammenhang der Begriffe hat. Von diesem Vorurtheile nun, daß die Kritik Erkenntnisse a priori enthalte, und nicht transscendentale Erkenntnisse aus innerer Erfahrung, ging Reinhold aus, und verlangte daher, daß sich alle Sätze der Kritik beweisen und zuletzt, nach dem dogmatischen Wahn, in einem höchsten Princip vereinigen lassen, von wo aus sich dann synthetisch das gesammte Gebiet des Wissens durch bloße Unterordnung müsse construiren lassen. Allein diesen Dogmatismus baute Reinhold doch noch auf dem Gebiete des Kriticismus auf, denn er suchte sein Princip auf dem Gebiete der Kritik oder der innern Wahrnehmung. Er verfuhr daher bei dem Aufsuchen seines Princips analytisch und fand durch Zergliederung als allgemeinsten Begriff des Gegenstandes der Philosophie den Begriff der Vorstellung, die er als allgemeinste Thatsache des Bewußtseyns aufzeigte. Bei diesem Satze des Bewußtseyns, in welchem das Vorstellende und Vorgestellte, die Form und die Materie aller Erkenntniß enthalten ist, blieb er in seinen Abstractionen stehn, und suchte von diesen, als höchstem Grundsatz, die Philosophie streng philosophisch durch bloße Subsumtion als ein vollständiges System allgemeingültiger und nothwendiger Erkenntnisse aufzustellen. Reinhold bemerkte dabei nicht, daß er mit seinem analytischen Verfahren nur auf dem Gebiete der Anthropologie war: denn er hielt dies nur für einen andern Weg des Beweisens, wo man statt aus den Gründen, aus den Folgen rückwärts schließt, während es nur innere Erfahrung war. Ein solcher innerer Erfahrungssatz war dann auch sein Satz des Bewußtseyns, den er aber für einen Satz a priori hielt und an die Spitze der Philosophie stellte. Hieraus entstand nun ein wesentliches Kennzeichen dieses neuen Dogmatismus zum Unterschied von dem ältern vor Kant. Im Kampfe gegen den ältern Dogmatismus, der nur vom Endlichen der Erfahrung und dem logischen Begriff ausging, und zum Unendlichen von da nie aufsteigen konnte, hatte Kant als Resultat seiner Kritik die Ideen den

Glauben geltend gemacht, als unmittelbare Vernunfterkenntniß gegen die mittelbare des Dogmatismus. Indem nun Reinhold und seine Nachfolger, mit Uebergehung der Kritik, sich gleich an die Resultate der Kritik hielten und diese zum Anfang ihrer Philosophie machten, drehten sie den Gang um und gingen vom Unendlichen aus, um von da das Endliche abzuleiten. Da aber auch dieser Uebergang eben so vergebens als jener vom Endlichen zum Unendlichen auf dem Wege des Beweises und Schlusses gesucht wird, so mußte auch dieser neue Dogmatismus eben so nothwendig bei einem einseitigen Idealismus und Rationalismus stehen bleiben, als der alte bei dem Materialismus und Empirismus. Nur die Kritik vermag aus diesem Widerspruch zwischen Idealismus und Materialismus, zwischen Rationalismus und Empirismus zu befreien, indem sie beides, Endliches und Unendliches, als gleich nothwendigen und unmittelbaren Bestandtheil der menschlichen Erkenntniß auffaßt. Die Kritik findet, daß die Vernunft ein erregbarer Organismus ist, der theils aus Receptivität, theils aus Spontaneität besteht. Die Form der Erkenntnisse liegt in dem Organismus der Vernunft ursprünglich, die Materie dazu muß ihr in der äußern sinnlichen Anregung gegeben werden. Der Rationalismus hält blos die Form, der Empirismus blos die Materie für die reale Erkenntniß. Beide Erkenntnißarten, die empirische wie die rationale, liegen gleich unmittelbar und nothwendig in der Natur des menschlichen Geistes, und so führt der Kriticismus zu einem empirischen Realismus und transscendentalen Idealismus zu gleicher Zeit. Für beide aber findet der Kriticismus eine höhere Vermittelung in dem Unterschied zwischen Erscheinung und Seyn an sich, durch welche das Endliche nicht als Seyn für sich, sondern nur als Erscheinung des wahren Wesens der Dinge betrachtet wird, das für uns aber ein Jenseitiges, nur zu Glaubendes bleibt.

Jener Idealismus des neuen Dogmatismus wurde indessen von Reinhold nur begründet, vollendet erst durch Fichte. Dieser verfolgte den von Reinhold eingeschlagenen Weg weiter. Die Zergliederung Reinhold's setzte er weiter fort, und kommt so von dem Bewußtseyn zum Subject desselben, von der Wirkung in der innern Erfahrung zu dem, was aller innern Wahrnehmung zu Grunde liege, zum Ich, zum Subject-Object, und von da durch Abstractionen von der Individualität des Denkenden, zum reinen Ich, dem Ich = Ich.

Dieser Satz, den er zum obersten Princip seiner Wissenschaftslehre machte, ist aber ein ganz leerer, logischer Satz, und den Gehalt zu seiner Wissenschaft bringt er unbewußt aus der innern Erfahrung hinzu. Dafür erfand er seine intellectuelle Anschauung,

die er für reine, unmittelbare Vernunfterkenntniß hielt, die aber nichts als innere Wahrnehmung war. Daher war auch seine Wissenschaftslehre nicht eigentliche Philosophie, sondern nur innere Erfahrung, in die Form eines Systems reiner Vernunfterkenntniß gebracht. Das Fichte'sche System hält sich noch immer in dem Gebiet der innern Wahrnehmung, es ist noch nicht freier Dogmatismus, sondern „ein durch die Kritik gebannter und seiner freien Bewegung beraubter Leibnitzianismus" (Fries, „Reinhold ɩc.", S. 216). Indem nun aber dieser Leibnitzianismus oder Dogmatismus das reine Ich an die Spitze aller Wissenschaft stellte und ein absolutes Subject als einzige Realität allen Dingen zu Grunde legte, begründete Fichte einen Idealismus, der nicht allein mit der größten Schroffheit und Einseitigkeit die Natur geradezu vernichtete, sondern auch zuletzt sich selbst zerstören und in leeren Schein auflösen mußte. Denn von dem Ich ließ sich nie zu einem Nicht-Ich, von dem Subjectiven nie zum Objectiven hinüberschreiten; außer dem Ich ist daher Nichts, alles Nicht-Ich existirt nur, insofern es durch das Denken des Ich erzeugt wird, nicht als Seyn, sondern als Schein. Wenn aber alles Subjective nur durch das Objective geschaffen wird, wenn das Ich sich die Welt durch das Denken erst selbst erzeugt, nicht ein Seyn für sich hat, so ist am Ende das Ich selbst nur ein Erzeugniß des Denkens, ohne eigenes Seyn; denn auch das Ich ist Gegenstand des Denkens, es entsteht also nur dadurch, daß es sich denkt. So vernichtet der Idealismus sich in sich selbst, er löst zuletzt alles in Schein auf. Die Kant'sche Unterscheidung zwischen Seyn und Erscheinung liegt dieser Ansicht sichtbar zu Grunde, aber ganz unrichtig aufgefaßt. Er wollte die Realität des idealen Seyns gegen das empirische geltend machen, that dies aber nicht, indem er beide miteinander in Harmonie setzte, wie dies Kant mit seinem Seyn und Erscheinung that, sondern indem er das eine von beiden geradezu vernichtete. Dadurch aber verwandelte er die Erscheinung in bloßen Schein, was ganz unrichtig ist. Erscheinung hat allerdings auch Realität, denn sie ist das wahre Seyn, so wie es sich unserer endlichen Vernunft darstellt. Sie ist die sinnlich bedingte Erkenntniß des unendlichen Seyns oder des Seyns an sich; also nicht Schein und Täuschung. Fichte aber hat überhaupt den Unterschied zwischen Seyn und Erscheinung gar nicht richtig aufgefaßt, wenn er in ihm nur den Gegensatz von Ich und Nicht-Ich sieht: denn auch das Ich fällt mit in das Gebiet der Erscheinung, und der Unterschied des endlichen und ewigen Seyns muß also ein höherer seyn, als der des Ich und Nicht-Ich. Indem Fichte das unmittelbare Bewußtseyn der innern Thätigkeit des Ich nicht für sinnlich, sondern

für reine intellectuelle Anschauung hielt, glaubte er in dem Gegenstand der innern Wahrnehmung das ewige Seyn zu erhalten, dem er die äußere Wahrnehmung als endliches Seyn entgegensetzte; aber innere Wahrnehmung ist nicht minder sinnlich als äußere, beide gehören der Erscheinung an, und zu dem reinen Glauben, der unmittelbar in dem Gesetz der Einheit und Nothwendigkeit das ewige Seyn anerkennt, hat sich Fichte nie erhoben. Seine intellectuelle Anschauung hielt ihn blos an einer reinen Selbstanschauung der Intelligenz fest, wovon dann seine idealistische Tendenz, das Objective dem Subjectiven streng zu unterwerfen und das Erstere durch das Letztere zu vernichten, eine nothwendige Folge war.

Noch einen Schritt weiter in derselben Art von Abstraction that Schelling. Von der subjectiven Subject-Objectivität Fichte's ging Schelling zur absoluten Identität fort. Dem einseitigen Idealismus stellte Schelling eine realistische Naturphilosophie an die Seite, und vereinigte beide zum System der absoluten Identität. In diesem System ist die Aufhebung aller Differenz, die Vernichtung des Unterschiedes zwischen Subjectivem und Objectivem, Geist und Materie, Gott und Welt, Freiheit und Nothwendigkeit, Unendlichem und Endlichem vollendet, und alles in der reinen absoluten Einheit verschlungen. Das Organ dieser Einheit ist die intellectuelle Anschauung, die bei Schelling aber nicht mehr blos als Selbstbewußtseyn auf die innere Erfahrung beschränkt ist, sondern reines, unmittelbares Bewußtseyn der Einheit in der Vernunft ist. Damit also hat sich Schelling von dem anthropologisch-kritischen Grund gänzlich losgetrennt, und verfährt rein rationalistisch. Indem er das reine Gesetz der Einheit an die Spitze stellt und von diesem alles ableitet, also von der Einheit zur Differenz, von dem Absoluten zum Bedingten fortschreitet, ist seine Methode rein synthetisch, und damit der Kritik, welche analytisch von dem Besondern zu dem Allgemeinen aufsteigend verfährt, gerade entgegengesetzt. Das Wesen der Schelling'schen Art zu philosophiren besteht im Aufheben und Vereinigen der Gegensätze, das der Kant'schen im Sondern und Unterscheiden. Wir sehen also in Schelling den rationalistischen Dogmatismus, dessen Wiederherstellung durch Reinhold begonnen war, vollkommen durchgeführt. Sein System stellt sich (nach Fries in „Reinhold, Fichte, Schelling", S. 216) „als ein nach unsern Fortschritten in den Naturwissenschaften erweiterter Leibnitzianismus, und zugleich als ein durch alle Resultate der Kritik bereicherter Spinozismus, der Kritik gerade gegenüber." Aber dieses System Schelling's muß sich in seiner Vollendung nicht weniger selbst vernichten, als das Fichte'sche. Erstens läßt sich durch Zusam-

menfassen des Differenten gar nicht zur Einheit gelangen, sondern die Differenz bleibt immer noch in der Einheit für sich stehen. Der Kriticismus gelangt zum Absoluten durch die höchste Verstandesabstraction, durch Absondern alles Endlichen von dem Unendlichen, wo dann zuletzt nur die höchste *Verneinung* der Schranken des Endlichen stehen bleibt. Schelling aber sucht dahin zu gelangen durch Verbinden aller Gegensätze, wodurch aber die Gegensätze nicht wirklich aufgehoben und vernichtet werden können, sondern immer im Absoluten stehen bleiben. So bleibt ihm in seiner Identität immer auch die Duplicität des Subjectiven und Objectiven, der Idealität und Realität stehen, wodurch unter den Principien von Gottheit und Natur der dualistische Kampf zweier feindlicher Wesen hervortritt, zwischen denen das Absolute als ein schwebendes Unding erscheint, das gar keine Realität hat. Wenn Schelling, vermittelst der intellectuellen Anschauung, zur absoluten Identität zu gelangen sucht, so liegt darin ein Widerspruch, indem in dem Begriff einer Anschauung schon wieder ein Subjectives und ein Objectives, ein Anschauendes und ein Angeschautes enthalten ist, also das Absolute wieder als Duplicität gefaßt und dadurch der reine Begriff des Absoluten aufgehoben wird. Es liegt dieser Identität der richtige Grundgedanke zu Grunde, daß Endliches und Ewiges eine und dieselbe Realität haben; aber dieser Gedanke wird sich nicht anders ansprechen lassen als dadurch, daß das Unendliche als das Seyn an sich, das Endliche als *Erscheinung*, und daß das Seyn an sich nicht als Vereinigung des Differenten (Idealität), sondern nur als Negation der Erscheinung gedacht werde. Ferner aber ist auch das Princip der Identität ganz unfähig, sich aus sich selbst zur Mannichfaltigkeit zu entwickeln. Aus der Einheit wird sich nie Mannichfaltiges herauszwingen lassen, und die Frage, wie von dem Absoluten zum Endlichen zu kommen sey, muß immer unbeantwortet bleiben. Vielmehr fordert das Princip der Einheit immer auch zugleich ein Princip der Mannichfaltigkeit, das als Stoff jenem als Form untergeordnet werden muß. Es ist durchaus nothwendig, daß das Mannichfaltige eben so ursprünglich in der menschlichen Vernunft angenommen werde, als die Einheit. Das Endliche muß als gleich ewig mit dem Unendlichen gelten. Es ist nicht ein objectiver Unterschied der Realität zwischen beiden, sondern nur ein subjectiver der Erkenntniß. Und in der That haben wir auch oben gefunden, daß dem Princip der absoluten Identität noch gleich ursprünglich und unmittelbar der als nothwendig vorausgesetzte Gegensatz des Subjectiven und Objectiven zu Grunde liegt. Schelling selbst aber bringt unbewußt zur absoluten Identität das Differente

durch Erfahrung hinzu. Hieraus erklärt sich aber, wie verschieden die Resultate waren, die aus dem Identitätssystem hervorgingen. Aus der Identität selbst, sahen wir, läßt sich nichts ableiten, weil sie keine Realität hat. Es war also ganz zufällig und willkürlich, woher der Stoff für das Mannichfaltige genommen ward, und jenachdem dieser aus der äußern oder innern Wahrnehmung gewählt wurde, neigte sie sich entweder mehr auf die realistische oder die idealistische Seite. So sehen wir streng idealistische Systeme eben sowohl als materialistische aus der Identitätslehre hervorgehen, und das stete Schwanken zwischen diesen beiden Seiten macht hauptsächlich den Charakter der Geschichte dieser Lehre aus. In Schelling selbst wechselte in verschiedenen Lebensperioden der Idealismus mit dem Materialismus, und seine Schüler theilten sich nach diesen beiden Seiten in Partein.

Einen Versuch, diese Spaltungen zu heben und überhaupt der Identitätslehre mehr Festigkeit und Bestimmtheit zu geben, machte ein Schüler Schelling's, Hegel. Die Quelle des Willkürlichen und Schwankenden in der Schelling'schen Philosophie sah Hegel in der intellectuellen Anschauung, welche das Absolute nur voraussetzte, und dadurch einem der strengen Wissenschaftlichkeit fremden Gefühl Raum gab. Hegel sucht sich über die intellectuelle Anschauung zu erheben durch den Begriff. Er verlangt, daß auch das Absolute im Begriff gefaßt werde. Dadurch wurde die Logik Grundlage der Philosophie, die bei ihm aber nicht bloße Formenlehre, sondern eigentliche Metaphysik ist. Logik ist bei Hegel Wissenschaft der reinen Idee, welche Inhalt und Form als identisch begreift, oder Wissenschaft der absoluten Vernunft. Er unterscheidet sein System als absoluten Idealismus von dem Fichte'schen als subjectivem und von dem Schelling'schen als objectivem Idealismus. Ob sich nun aber Hegel damit wirklich wesentlich über seinen Lehrer Schelling erhoben habe, ob er dem Willkürlichen und Unbegründeten in dessen Lehre wirklich abgeholfen habe, dies möchte sehr zu bezweifeln seyn. Denn eine Wissenschaft der reinen Idee und eine absolute Vernunft beruht doch auch wieder auf nichts anderem als auf einer Voraussetzung, die nicht besser begründet ist, als die intellectuelle Anschauung. Menschliche Vernunft ist immer bedingte Vernunft, und darum ist menschliche Wissenschaft nicht als absolute Wissenschaft denkbar. Die Idee selbst, das wahre Wesen der Dinge, das Absolute, ist über allen Begriff, der nur das Endliche erfassen kann. Darum wird es stets ein vergebliches Bemühen seyn, das Absolute im Begriffe zu fassen und zu einer absoluten Wissenschaft zu erheben. Das reine Be-

menfassen des Differenten gar nicht zur Einheit gelangen, sondern die Differenz bleibt immer noch in der Einheit für sich stehen. Der Kriticismus gelangt zum Absoluten durch die höchste Verstandesabstraction, durch Absondern alles Endlichen von dem Unendlichen, wo dann zuletzt nur die höchste *Verneinung* der Schranken des Endlichen stehen bleibt. Schelling aber sucht dahin zu gelangen durch Verbinden aller Gegensätze, wodurch aber die Gegensätze nicht wirklich aufgehoben und vernichtet werden können, sondern immer im Absoluten stehen bleiben. So bleibt ihm in seiner Identität immer auch die Duplicität des Subjectiven und Objectiven, der Idealität und Realität stehen, wodurch unter den Principien von Gottheit und Natur der dualistische Kampf zweier feindlicher Wesen hervortritt, zwischen denen das Absolute als ein schwebendes Unding erscheint, das gar keine Realität hat. Wenn Schelling, vermittelst der intellectuellen Anschauung, zur absoluten Identität zu gelangen sucht, so liegt darin ein Widerspruch, indem in dem Begriff einer Anschauung schon wieder ein Subjectives und ein Objectives, ein Anschauendes und ein Angeschautes enthalten ist, also das Absolute wieder als Duplicität gefaßt und dadurch der reine Begriff des Absoluten aufgehoben wird. Es liegt dieser Identität der richtige Grundgedanke zu Grunde, daß Endliches und Ewiges eine und dieselbe Realität haben; aber dieser Gedanke wird sich nicht anders aussprechen lassen als dadurch, daß das Unendliche als das *Seyn an sich*, das Endliche als *Erscheinung*, und daß das Seyn an sich nicht als Vereinigung des Differenten (Idealität), sondern nur als Negation der Erscheinung gedacht werde. Ferner aber ist auch das Princip der Identität ganz unfähig, sich aus sich selbst zur Mannichfaltigkeit zu entwickeln. Aus der Einheit wird sich nie Mannichfaltiges herauszwingen lassen, und die Frage, wie von dem Absoluten zum Endlichen zu kommen sey, muß immer unbeantwortet bleiben. Vielmehr fordert das Princip der Einheit immer auch zugleich ein Princip der Mannichfaltigkeit, das als Stoff jenem als Form untergeordnet werden muß. Es ist durchaus nothwendig, daß das Mannichfaltige eben so ursprünglich in der menschlichen Vernunft angenommen werde, als die Einheit. Das Endliche muß als gleich ewig mit dem Unendlichen gelten. Es ist nicht ein objectiver Unterschied der Realität zwischen beiden, sondern nur ein subjectiver der Erkenntniß. Und in der That haben wir auch oben gefunden, daß dem Princip der absoluten Identität noch gleich ursprünglich und unmittelbar der als nothwendig vorausgesetzte Gegensatz des Subjectiven und Objectiven zu Grunde liegt. Schelling selbst aber bringt unbewußt zur absoluten Identität das Differente

durch Erfahrung hinzu. Hieraus erklärt sich aber, wie verschieden die Resultate waren, die aus dem Identitätssystem hervorgingen. Aus der Identität selbst, sahen wir, läßt sich nichts ableiten, weil sie keine Realität hat. Es war also ganz zufällig und willkürlich, woher der Stoff für das Mannichfaltige genommen ward, und jenachdem dieser aus der äußern oder innern Wahrnehmung gewählt wurde, neigte sie sich entweder mehr auf die realistische oder die idealistische Seite. So sehen wir streng idealistische Systeme eben sowohl als materialistische aus der Identitätslehre hervorgehen, und das stete Schwanken zwischen diesen beiden Seiten macht hauptsächlich den Charakter der Geschichte dieser Lehre aus. In Schelling selbst wechselte in verschiedenen Lebensperioden der Idealismus mit dem Materialismus, und seine Schüler theilten sich nach diesen beiden Seiten in Partien.

Einen Versuch, diese Spaltungen zu heben und überhaupt der Identitätslehre mehr Festigkeit und Bestimmtheit zu geben, machte ein Schüler Schelling's, Hegel. Die Quelle des Willkürlichen und Schwankenden in der Schelling'schen Philosophie sah Hegel in der intellectuellen Anschauung, welche das Absolute nur voraussetzte, und dadurch einem der strengen Wissenschaftlichkeit fremden Gefühl Raum gab. Hegel sucht sich über die intellectuelle Anschauung zu erheben durch den Begriff. Er verlangt, daß auch das Absolute im Begriff gefaßt werde. Dadurch wurde die Logik Grundlage der Philosophie, die bei ihm aber nicht bloße Formenlehre, sondern eigentliche Metaphysik ist. Logik ist bei Hegel Wissenschaft der reinen Idee, welche Inhalt und Form als identisch begreift, oder Wissenschaft der absoluten Vernunft. Er unterscheidet sein System als absoluten Idealismus von dem Fichte'schen als subjectivem und von dem Schelling'schen als objectivem Idealismus. Ob sich nun aber Hegel damit wirklich wesentlich über seinen Lehrer Schelling erhoben habe, ob er dem Willkürlichen und Unbegründeten in dessen Lehre wirklich abgeholfen habe, dies möchte sehr zu bezweifeln seyn. Denn eine Wissenschaft der reinen Idee und eine absolute Vernunft beruht doch auch wieder auf nichts anderem als auf einer Voraussetzung, die nicht besser begründet ist, als die intellectuelle Anschauung. Menschliche Vernunft ist immer bedingte Vernunft, und darum ist menschliche Wissenschaft nicht als absolute Wissenschaft denkbar. Die Idee selbst, das wahre Wesen der Dinge, das Absolute, ist über allen Begriff, der nur das Endliche erfassen kann. Darum wird es stets ein vergebliches Bemühen seyn, das Absolute im Begriffe zu fassen und zu einer absoluten Wissenschaft zu erheben. Das reine Be-

ist ein zweites Hinderniß der Begründung des Sittlichen. Sey es, daß er sich als Idealismus oder als Realismus äußere, immer fehlt ihm einer der Bestandtheile, Geist oder Natur, welche für das Wesen des Sittlichen erfordert werden. Von dem Idealismus ist schon oben im Allgemeinen gezeigt worden, wie er als solcher nicht allein theoretisch sich selbst vernichte und in bloßen Schein auflöse, sondern auch praktisch die Moral von Grund aus zerstöre, und nur durch Inconsequenz sich entweder als *Formalismus* oder als *Mysticismus* zu retten suche, und dafür finden wir jetzt bei Fichte ein einleuchtendes Beispiel. Denn zwischen der speculativen Begründung der Moral und der Darstellung und Ausführung derselben ist bei ihm ein großer Unterschied, ja selbst Widerspruch. Während er rein speculativ in seiner *Wissenschaftslehre*: „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre," Weimar 1794; — „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre," Leipz. 1794; — „Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre," Jena 1795, einen strengen Idealismus aufbaut, von dem das praktische Element ganz ausgeschlossen ist, und diesen Idealismus nur durch Mysticismus in der *Bestimmung des Menschen*: „Ueber die Bestimmung des Menschen," Berlin 1800, praktisch zu deuten weiß, verläßt er in seinem *System der Sittenlehre*: „System der Sittenlehre," Jena und Leipz. 1798 (vergl. damit: „Grundlage des Naturrechts," Jena 1796 — 97) den Grund der Wissenschaftslehre, die er nur scheinbar durch einige Formeln festzuhalten sich das Ansehn gibt, und des Idealismus, und bildet nur, das dogmatische Begriffswesen beibehaltend, den Kant'schen Formalismus noch strenger zu einem *formalen Rigorismus* aus.

Wollen wir also zuerst den Idealismus Fichte's für sich in seiner Beziehung zur Moral kennen lernen, so müssen wir uns dafür zuerst allein an seine speculative Philosophie, wie er sie in seiner „Wissenschaftslehre" und in seiner „Bestimmung des Menschen" ausgeführt hat, halten, und das „System der Sittenlehre" als besonderes Werk für sich betrachten.

Dafür haben wir vorzüglich zwei Fragen zu beantworten, nämlich 1) wie läßt sich eine objective Welt mit dem Idealismus vereinigen? 2) ist die Freiheit durch denselben sicher gestellt?

Der sichtbarste Mangel des Idealismus ist der der Realität einer objectiven Welt, denn er vernichtet sie absichtlich. Fichte erklärt in der „Bestimmung des Menschen" (S. 74 fg.): alle äußere Wahrnehmung sey nur Modification des Ich selbst. Indem ich also mir des Sehens, des Fühlens ꝛc. bewußt werde, sey es nichts als eine Bestimmung meiner selbst, der ich mir bewußt werde. Nur meinen eigenen Zustand nehme ich also in jeder

Materialismus und Eudämonismus, oder die ideale, als Mysticismus.

Wir haben nun näher im Einzelnen zuzusehen, wie die Moral sich auf dieser speculativen Grundlage gestaltete.

Bei Reinhold, mit dem wir hier den Anfang zu machen hätten, zeigt sich in der Moral nichts Eigenthümliches. Er ist sich seines veränderten speculativen Standpuncts noch zu wenig selbst bewußt, als daß er davon einen Einfluß auf das Praktische hätte ahnen können, und in der Meinung, von den Grundsätzen Kant's eigentlich nicht abgewichen zu seyn, sondern sie nur vollständiger ausgebildet zu haben, blieb er in der Moral ganz noch bei Kant stehen. Wir gehen also sogleich zu Fichte fort, bei dem sich zwar ebenfalls in der Ausführung der Einfluß des neuen Dogmatismus nicht vollständig entwickelt hatte, bei dem aber der zu einem Grade der Vollkommenheit fortgeschrittene Idealismus sich doch schon deutlicher in seiner Anwendung auf die Moral darstellen läßt.

Ihrer Tendenz nach schien die Fichte'sche Philosophie mehr als irgend eine andere geeignet, die Sittlichkeit zu begründen. Von Freiheit ging sie aus, und bei Freiheit, als einziger Realität, endigte sie. Der Widerspruch der Natur gegen die Freiheit ist gelöst, denn die Natur ist vernichtet, und es gibt nun nichts mehr, was der Freiheit Schranken setzen, also nichts was der Realität der Sittlichkeit entgegenstehen könnte. Auch der Empirismus vermag nichts mehr über das Gebiet der Moral, denn mit der Realität der Natur ist das Reich der Erfahrung vernichtet, und das Sittliche steht als ein ideales Seyn da. Realität und Reinheit des Sittlichen ist also gleichwohl gesichert in dem System Fichte's. So scheint es, aber so ist es nicht. Dagegen spricht schon sein dogmatischer Charakter. Dogmatismus ist allein auf das Wissen gerichtet, er hat kein anderes als ein speculatives Interesse, und praktisches Philosophiren ist ihm fremd. Theoretische Vernunft kann nur ein Seyn begründen, ein Sollen muß unmittelbar aus praktischer Vernunft hervorgehen. Theoretische Philosophie kann nur das Mannichfaltige unter eine Einheit fassen, nur als Nothwendiges aufweisen, Freiheit aber wird nur in der praktischen Philosophie gefunden. Praktisches Vermögen der Vernunft, so wie ein unbedingtes Sollen und die Freiheit, lassen sich nur in innerer Wahrnehmung, kritisch, als unmittelbares Eigenthum der Vernunft, deduciren, niemals aber synthetisch aus einem Höheren ableiten, wie der Dogmatismus versucht. Es spricht aber auch ferner dagegen der Idealismus Fichte's. Aller Dogmatismus geht in einer zweifachen Richtung auseinander, und eben diese Einseitigkeit

ist ein zweites Hinderniß der Begründung des Sittlichen. Sey es, daß er sich als Idealismus oder als Realismus äußere, immer fehlt ihm einer der Bestandtheile, Geist oder Natur, welche für das Wesen des Sittlichen erfordert werden. Von dem Idealismus ist schon oben im Allgemeinen gezeigt worden, wie er als solcher nicht allein theoretisch sich selbst vernichte und in bloßen Schein auflöse, sondern auch praktisch die Moral von Grund aus zerstöre, und nur durch Inconsequenz sich entweder als Formalismus oder als Mysticismus zu retten suche, und dafür finden wir jetzt bei Fichte ein einleuchtendes Beispiel. Denn zwischen der speculativen Begründung der Moral und der Darstellung und Ausführung derselben ist bei ihm ein großer Unterschied, ja selbst Widerspruch. Während er rein speculativ in seiner Wissenschaftslehre: „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre," Weimar 1794; — „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre," Leipz. 1794; — „Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre," Jena 1795, einen strengen Idealismus aufbaut, von dem das praktische Element ganz ausgeschlossen ist, und diesen Idealismus nur durch Mysticismus in der Bestimmung des Menschen: „Ueber die Bestimmung des Menschen," Berlin 1800, praktisch zu deuten weiß, verläßt er in seinem System der Sittenlehre: „System der Sittenlehre," Jena und Leipz. 1798 (vergl. damit: „Grundlage des Naturrechts," Jena 1796 — 97) den Grund der Wissenschaftslehre, die er nur scheinbar durch einige Formeln festzuhalten sich das Ansehn gibt, und des Idealismus, und bildet nur, das dogmatische Begriffswesen beibehaltend, den Kant'schen Formalismus noch strenger zu einem formalen Rigorismus aus.

Wollen wir also zuerst den Idealismus Fichte's für sich in seiner Beziehung zur Moral kennen lernen, so müssen wir uns dafür zuerst allein an seine speculative Philosophie, wie er sie in seiner „Wissenschaftslehre" und in seiner „Bestimmung des Menschen" ausgeführt hat, halten, und das „System der Sittenlehre" als besonderes Werk für sich betrachten.

Dafür haben wir vorzüglich zwei Fragen zu beantworten, nämlich 1) wie läßt sich eine objective Welt mit dem Idealismus vereinigen? 2) ist die Freiheit durch denselben sicher gestellt?

Der sichtbarste Mangel des Idealismus ist der der Realität einer objectiven Welt, denn er vernichtet sie absichtlich. Fichte erklärt in der „Bestimmung des Menschen" (S. 74 fg.): alle äußere Wahrnehmung sey nur Modification des Ich selbst. Indem ich also mir des Sehens, des Fühlens rc. bewußt werde, sey es nichts als eine Bestimmung meiner selbst, der ich mir bewußt werde. Nur meinen eigenen Zustand nehme ich also in jeder

Wahrnehmung wahr. Alles was ich Gegenstand und Grund der Empfindung nenne, ist etwas nach einem ursprünglichen Gesetz meines Geistes durch mich selbst in mich Gesetztes. Alles Wissen ist nur ein Wissen von mir selbst, und ich komme sonach aus dem Selbstbewußtseyn gar nicht heraus. Das Ding außer mir bin ich selbst; ich bin selbst vor mich selbst hingestellt und aus mir selbst herausgeworfen. Mein Bewußtseyn der Außenwelt ist ein Herausschauen meiner selbst aus mir selbst, ein Heraustragen meiner selbst aus mir selbst. Darum ist das Ding für mich durchaus erkennbar, weil ich es selbst bin; weil ich darin nur mein eigenes Empfinden anschaue. Demnach wird das Bewußtseyn des Seyns außer mir nicht nur jederzeit von dem Bewußtseyn meiner selbst begleitet, sondern das Erstere auch durch das Letztere bestimmt. — Es beruht aber diese idealistische Erklärung einer objectiven Welt erstlich auf der psychologisch unrichtigen Voraussetzung, daß alles Wissen immer mit Bewußtseyn dieses Wissens nothwendig verbunden sey. Die innere Beobachtung zeigt im Gegentheil sehr häufig, daß ich weiß, ohne wieder zu wissen, daß ich weiß. Damit fällt nun aber auch die daraus gezogene Folgerung, daß alles Wissen nur Wahrnehmung meines Wissens, also meines eigenen Zustandes sey, und daß die äußern Wahrnehmungen von den innern wesentlich verschieden und mit ihnen gleich ursprünglich seyen. Das ganze Raisonnement beruht aber auch ferner auf einem unbewiesenen und unbeweisbaren dogmatischen Satz. Denn von dem von der gesunden Vernunft anerkannten Satze, daß die objective Welt durch mich als selbstthätiges Wesen bedingt sey, zu dem, daß sie durch mich allein bestimmt, daß ich der alleinige Realgrund derselben sey, geht Fichte durch einen Sprung über, der mit nichts gerechtfertigt werden kann. Statt der b i l d e n d e n Thätigkeit des Geistes, die der Kriticismus annimmt, geht Fichte's dogmatischer Idealismus zu einer s c h a f f e n d e n des Geistes über, woraus Form und Materie aller Dinge in einem und demselben Act hervorgeht. Allein es ist und bleibt ein vergebliches Bemühen, aus der bloßen Selbstthätigkeit des Ich ein sie wieder nothwendig Beschränkendes abzuleiten. Auch verzichtet Fichte darauf, sich der schaffenden Thätigkeit des Geistes bewußt zu werden, und läßt sie also, als u n b e w u ß t, auch u n e r w i e s e n oder u n b e g r ü n d e t. Etwas, dessen ich mir gar nicht bewußt werden kann, läßt sich gewiß nicht als Erklärungsgrund für die objective Welt gebrauchen, und so bleibt dies ohne Zweifel im Idealismus unbegründet. Die Moralität aber bedarf für ihre Realität nothwendig auch der Realität einer objectiven Welt. Ein reales Handeln setzt auch ein reales Object des Handelns voraus, und das Handeln selbst verliert

seine Realität, wenn ihr Object nur Schein und Trug ist. Handeln setzt ein Interesse für eine Realität voraus, die ich hervorbringen will, und dieses Interesse ist nicht möglich ohne den Glauben, daß es etwas Reales gebe, welches durch mein Handeln hervorgebracht werden kann. Es wäre Unsinn, zu wollen, ohne Etwas zu wollen, zu handeln, wenn es nicht einen Erfolg meines Handelns geben könnte. Ein großer Theil der Pflichten entsteht ferner nur aus dem Recht auf eine reale Materie, aus der Idee des Besitzes, und die Realität des Rechts auf den Besitz von etwas außer mir wird zerstört, wenn nichts Reales außer mir existirt, sie wird selbst in Schein und Täuschung verwandelt, wenn alles außer mir nur Schein und Täuschung ist. Doch die Idee des Rechts wird noch vollständiger durch den Idealismus vernichtet, denn es gibt nach ihm kein vernünftiges Wesen außer mir. Ich kann in keinem Objecte ein freies und vernünftiges Wesen anerkennen, denn ich selbst habe es geschaffen durch meine Vorstellung, es ist nichts als Modification meines Ich, ohne eigenes Seyn. Damit geht also das freie Verhältniß zwischen mir als freiem Wesen und andern freien Wesen außer mir, und die moralische Verpflichtung gegen andere moralische Wesen zu Grunde, und die Moralität wird ihrer Objecte und ihrer Sphäre beraubt. Ja selbst das Handeln als solches, ohne Rücksicht auf seine Objecte, verliert seine Realität, insofern das Handeln ein Objectivwerden meiner selbst ist, und darum mein Ich selbst durch das Handeln nach dem Idealismus in Schein übergeht. Wenn ich handeln soll, so muß ich mir selbst eine reelle Thatkraft zuschreiben, d. h. ein Vermögen, mein Wollen objectiv darzustellen. Objectiv aber gibt es nach dem Idealismus nichts, es gibt also für ihn auch keine reelle Thatkraft. Damit aber wird die Realität des Ich und der Freiheit selbst untergraben, und wir werden nun bei der Beantwortung der zweiten Frage, nach der Realität der Freiheit, noch genauer sehen, daß auch diese nicht mit dem Idealismus vereinbar ist, so große Ansprüche er auch machen mag, gerade diese am sichersten begründet zu haben.

Um diese zweite Frage zu beantworten, müssen wir zuerst den Begriff und das Wesen der Fichte'schen Freiheit genauer betrachten. Es muß uns hier darum zu thun seyn, zu erfahren, ob dasjenige, was Fichte unter Freiheit versteht, und was er daher in seinem idealistischen System begründet zu haben meint, wirklich die moralische Freiheit sey, die wir hier brauchen. Um dies zu erfahren, müssen wir auf den Ursprung des Fichte'schen Idealismus zurückgehen. Wir lernten aber als die Quelle desselben die Verwechselung der Kritik mit Philosophie, der innern Wahrnehmung mit reiner Vernunfterkenntniß (intellectuelle An-

schauung) kennen. Hiernach hielt er den Gegenstand der innern Wahrnehmung, die innere Natur, für das ideale Seyn, und der Gegensatz von Seyn und Erscheinung fiel ihm zusammen mit dem Gegensatz von innerer und äußerer Natur. Hieraus entstand nun auch sein Begriff von Freiheit, die er in der innern Natur statt im Seyn an sich suchte. Der Gegensatz zwischen Freiheit und Natur wurde für ihn Eins mit dem Gegensatz zwischen innerer und äußerer Thätigkeit, und innere Thätigkeit wurde für ihn Freiheit. So ist aber diese Freiheit noch Eins mit Natur, denn innere Thätigkeit gehört nicht weniger der Natur an, als die äußere, nämlich der innern Natur, und diese Freiheit steht gar nicht im Gegensatz mit Natur und Nothwendigkeit. Die moralische Freiheit ist dies gewiß nicht, denn diese steht außer und über der Natur, denn die Sittlichkeit macht Ansprüche, die unabhängig von der Natur und der Erfahrung sind, und spricht sich in einem unbedingten Sollen (kategor. Imp.) aus. Dieß setzt also in der Freiheit eine über die Natur hinausgehende, ideale Kraft voraus, sie gehört nicht der Erscheinung und der Natur, sondern dem idealen Seyn an sich an. Die Fichte'sche Freiheit ist nur psychologische Freiheit, innere Selbstthätigkeit, die er mit metaphysischer oder transscendentaler Freiheit verwechselt hat. Denselben Fehler haben wir schon oben bei Jacobi gerügt.

– Schon dieser Ursprung des Fichte'schen Idealismus aus innerer Wahrnehmung, und diese Gründung der Freiheit auf innere Natur läßt schließen, daß Fichte die Freiheit nicht begründen konnte, so sehr er auch Ansprüche machte, gerade sie durch seinen die Natur vernichtenden Idealismus begründet zu haben. Allein Fichte übersah ganz, daß die innere Natur nicht weniger der Nothwendigkeit unterworfen sey, als die äußere, und daß er also die Freiheit auf innere Naturnothwendigkeit baut und sie so selbst vernichtet. Er glaubte, aller Fatalismus komme nur von äußerer Natur her, und meinte daher die Ansprüche desselben gänzlich zu stürzen, wenn er statt von dem Endlichen von dem Unendlichen, statt von der Natur von der Freiheit unmittelbar anfange. Aber wo er sich über die Natur zu erheben meint, da geht er nur von äußerer Natur zu innerer Natur über, nie zur Freiheit. Und so war auch mit seiner Umdrehung des Ganges der Speculation gar nichts gegen den empirischen Dogmatismus gewonnen, denn er fiel dafür in einen idealistischen Dogmatismus. Während der Empirismus die Freiheit durch eine objective Welt von außen beschränkt und mit dieser die Freiheit nicht vereinigen kann, beschränkt Fichte seine Freiheit nicht weniger durch eine innere, nothwendige und bewußtlose Thätigkeit des Ich, welches sich selbst ein Nicht-Ich entgegensetzt. Statt sonst außerhalb des Ich, ist die Beschränkung jetzt innerhalb

des Ich. Statt des *empirischen Fatalismus* des alten empirischen Dogmatismus, begründet der neue, idealistische Dogmatismus Fichte's einen *intelligiblen Fatalismus*. Das Ich *muß* sich ein Nicht-Ich entgegensetzen, es ist also eben so wenig *frei*, als wenn dem Ich ein Nicht-Ich als *gegeben* entgegensteht. So wendet sich also die Vernichtung des Lebens und Seyns, die Fichte über die ganze äußere Natur ausgegossen hat und vor der er alles innere Leben sorgfältig zu bewahren suchte, dennoch unwiderstehlich auf dieses selbst zurück, von dem es ausgegangen ist. Fichte triumphirt darüber, der Natur und der Nothwendigkeit ihre Furchtbarkeit genommen zu haben: denn nach ihm ist die Nothwendigkeit nur Product unseres eigenen Denkens, und es wäre Thorheit, sein eigenes Geschöpf zu fürchten. Aber er hüte sich, daß sein eigenes Geschöpf ihn nicht dennoch vernichte, daß nicht die Nothwendigkeit sich gegen das innere Wesen zurückwende und dieses zerstöre. Ich selbst bin so nur Geschöpf meines Denkens, ohne Seyn, denn ich denke mich selbst, und was ich denke, das schaffe ich erst durch Denken. Freiheit und Persönlichkeit werden im Erkennen nicht weniger objectiv; alles Objective aber ist nur Schein, die Vernichtung des Seyns in der äußern Natur ereilt also auch das ideale Seyn, und der Idealismus führt das Princip seiner Vernichtung in sich selbst, er hebt sich selbst auf.

Aus dieser Selbstvernichtung des Idealismus wird keine andere Rettung gefunden, als durch Mysticismus. Es liegt schon an sich in dem Idealismus eine Neigung zum moralischen Mysticismus. Nur das Intelligible hat nach ihm Realität, alles Empirische ist nur Bild und Schein. Dadurch kehrt sich der Idealismus von der natürlichen Sphäre des sittlichen Handelns, der Sinnenwelt ab, zu einer eingebildeten übersinnlichen Welt, in welcher er nichts wirken kann; er kämpft gegen allen Einfluß der Sinnenwelt auf seinen Geist, und läßt einseitig nur das Geistige gelten. So entsteht ein rigoristischer Kampf gegen die Natur, der zuletzt in Möncherei und Phantasterei endigen wird. Auch Fichte war nicht frei von diesem moralischen Mysticismus. Auch er selbst sah die Unmöglichkeit ein, aus der reinen speculativen Grundlage seines Idealismus eine Moral hervorzubringen, und er fühlte vorzüglich das Bedürfniß, eine Sinnenwelt mit dem Idealismus in Verbindung zu setzen. Deswegen verließ er ganz das Gebiet der Speculation und flüchtete zu einem *praktischen Interesse*, das ganz unbegründet durch die Speculation einen *Glauben* erzeugt, der von dem Wissen nicht allein ganz unabhängig, sondern mit diesem auch selbst im Widerspruch ist. So stellte er den Glauben unbedingt über das Wissen, und ver-

nichtete das Wissen durch den Glauben. Die Schwierigkeiten, welche der Vereinbarung des Idealismus mit der Moral entgegenstehen, werden auf diese Weise allerdings leicht gehoben, denn sie werden mit dem Schwerte zerhauen. Was das Wissen nicht leisten kann, das wird, abgesehen ob es mit dem erstern übereinstimmt, im Glauben unmittelbar gesetzt; was namentlich zur Begründung einer Moral Bedürfniß ist, das wird, vermöge des praktischen Interesse, leicht ergänzt. So deducirt denn Fichte neben seinem Idealismus in seinem Glaubenssystem aus dem praktischen Interesse nicht allein die Realität einer gegenwärtigen Sinnenwelt, sondern auch die Realität einer künftigen Sinnenwelt, und einer durchaus übersinnlichen Welt. Freilich mangelt es diesem Glauben gänzlich an einem festen Grunde. Das praktische Interesse und das Gewissen, auf welche Fichte sein Glaubenssystem gebaut hat, sind keineswegs begründet in dem dogmatischen Idealismus. Als Dogmatismus ist er nur auf das Wissen allein gerichtet, alles praktische Interesse ist ihm fremd. Das praktische Interesse der Vernunft ist eine Thatsache der innern Wahrnehmung, und es ist eine große Inconsequenz Fichte's, daß er diese so ohne allen Zusammenhang mit seinem System geradezu als nothwendig gelten läßt; es mag dies als ein Beweis gelten, wie wenig sich das Sittliche consequenterweise mit Fichte's Idealismus vereinigen lasse, und daß dies nur durch einen solchen Machtstreich möglich war. Wenn nach dem Idealismus alle Vorstellungen nur Bilder, nur Schein sind, warum sind es denn nicht auch die Vorstellungen des praktischen Interesse und des Gewissens? Wenn alle andern Vorstellungen ohne Realität sind, warum sind denn gerade diese davon ausgenommen? was nöthigt uns also gerade diesen zu folgen? Ist das System des dogmatischen Idealismus einmal wahr, so muß ich ihm folgen, und ich kann nicht daneben eine andere Wahrheit des Glaubens gelten lassen, die mit ihm nicht übereinstimmt. Ueberdies aber enthält das Gewissen für sich gar keine Erkenntnisse, aus ihm kann also auch nicht die Realität gewisser Gegenstände, noch weniger eine gewisse Beschaffenheit derselben dargethan werden. Fichte sagt zwar, das Gewissen gebietet mir gewisse Gegenstände als real zu behandeln, es gebietet mir z. B. gewisse Objecte als vernünftige und freie Wesen zu achten, andere erlaubt es als Mittel für meine Zwecke zu gebrauchen, es sagt also damit aus, daß die Außendinge real sind, daß gewisse Objecte Vernunft und Freiheit haben 2c. Allein die Wahrheiten, die das Gewissen enthält, sind nur hypothetische Wahrheiten. Es bestimmt mir nur eine gewisse Handelsweise, nicht aber den Gegenstand des Handelns. Sein Gebot erstreckt sich keineswegs über mein Erkennen, sondern

sichtbaren Erfolges für die Erscheinungswelt, und überdies könnten die sittlichen Zwecke auch in einer künftigen Sinnenwelt nie vollständig zur Erscheinung gebracht werden, eben weil es Sinnenwelt und Erscheinung seyn würde. Eine Sinnenwelt aber, die außerhalb unserer sinnlichen Wahrnehmung liegt, liegt auch außerhalb der Grenzen unserer Erkenntniß überhaupt, und nur der Mysticismus kann es wagen, die Erkenntniß bis in diese Regionen des Unbegreiflichen auszudehnen. Noch mystischer aber, denn noch willkürlicher erdichtet ist die Vorstellung, die sich Fichte von einer übersinnlichen, reingeistigen Welt macht. Er betrachtet diese keineswegs als den Grund und das Wesen der Sinnenwelt, als das Seyn der Erscheinung, sondern er legt ihr ein von der Sinnenwelt ganz verschiedenes Seyn bei und trennt das Seyn ganz von der Erscheinung; er bleibt nicht bei der blos negativen Auffassung des Seyns an sich im Glauben stehen, sondern er legt dem Uebersinnlichen positive, für sich bestehende Prädicate bei, die von keiner Kritik in der Vernunft gefunden und nur durch reine Willkür fingirt werden können. Dahin gehört z. B. die Behauptung, daß der reine Wille die Causalität einer Reihe von Folgen sey, die durch das ganze unsichtbare Reich der Geister hindurchlaufen. Nichts nöthigt uns zu dieser Annahme, da der reine Wille höchstes Gut für sich ist, der Erfolg nur der Erscheinung, nicht dem Seyn an sich angehört. Die Begriffe von Ursache und Folge dürfen überdies nicht in das Uebersinnliche als Seyn an sich übergetragen werden. Indem so die Sphäre der Sittlichkeit in eine übersinnliche, unbegreifliche Welt versetzt wird, deren Zwecke uns ewig dunkel und unbekannt bleiben und zu deren Realisirung wir durch einen dunkeln Trieb des Gewissens bewußtlos angetrieben werden, wird die Sittenlehre dem wirklichen Menschenleben entzogen, und in eine mystische, geheimnißvolle Schwärmerei verwandelt. Eine wissenschaftliche Darstellung der Sittenlehre nach menschlichen Zwecken kann so nicht mehr stattfinden, denn menschliche Zwecke sind nicht die Zwecke des Sittlichen; eine wissenschaftliche Behandlung der Sittenlehre ist also überhaupt nicht möglich, weil die sittlichen Zwecke einer Welt angehören, von der ich nichts wissen kann, weil also die sittlichen Zwecke mir in ewiges Dunkel gehüllt sind.

Ueber das, was von dem Mysticismus Fichte's gesagt worden ist, kann man die ausführliche Kritik von Fichte's Bestimmung des Menschen von C. C. E. Schmid, in dessen „Aufsätzen philosophischen und theologischen Inhalts," Bd. 1, Jena 1802, vergleichen, wo diese Seite des Fichte'schen Idealismus schon aufgedeckt worden ist.

sittliches Gebot kann mir also eine Ueberzeugung aufdringen. Noch weniger aber kann ich jemals glauben, wovon ich das Gegentheil schon weiß. Es ist offenbar, daß diese Begründung des Glaubens das Wissen vernichtet und in einen sinnlosen Mysticismus führt. Und dies bewährt sich uns deutlich in den Folgerungen, die Fichte aus diesem Glauben zieht. Das Hauptresultat dieses Glaubens, die Realität der Sinnenwelt, steht in geradem Widerspruch mit dem dogmatischen Idealismus. Fichte gesteht selbst, daß sein dogmatischer Idealismus die Bedürfnisse des praktischen Interesse nicht befriedigen könne und selbst ihm entgegenstehe, und dennoch läßt er ihn als Speculation, als Wissen stehen. Gibt es zwei Wahrheiten, eine speculative und eine praktische? Ist das die Vereinigung der theoretischen und praktischen Vernunft, die Fichte an Kant vermißte und die er durch seine Wissenschaftslehre zu schaffen verheißt? Fichte hat die Realität der Sinnenwelt keineswegs dargethan, er hat sie auf nichts als blinden Glauben und Mysticismus gegründet. Aber er hat ihr Verhältniß zur Moralität und zu den ewigen Zwecken des Menschen auch ganz falsch aufgefaßt. Nach Fichte nämlich hat das gegenwärtige Leben nicht seinen Zweck in sich selbst, sondern in einem künftigen Leben; das gegenwärtige Leben verhält sich also zu einem künftigen wie Mittel zum Zweck. Aber damit würde die Sittlichkeit ihre Bedeutung verlieren. Sittlichkeit ist nur, wenn das gegenwärtige Leben seinen Zweck in sich selbst hat; denn sie hört auf ein Selbstzweck zu seyn * und sinkt zu einem bloßen Mittel für einen zukünftigen Zweck herab, wenn dieses Leben keinen Zweck für sich hat. Fichte verwechselt hier aber die Begriffe der Ewigkeit und Zukunft. Allerdings hat das gegenwärtige Leben seinen wahren Zweck in der Ewigkeit, denn es ist nur Erscheinung des ewigen Seyns, und nicht diese Erscheinung, sondern das ihm zum Grunde liegende ewige Seyn hat den Zweck. Aber dies wahre Seyn der Dinge wird nicht weniger in der Gegenwart als in irgend einer Zukunft zur Erscheinung, denn die Ewigkeit liegt außer und über aller Zeit; die Zwecke des wahren Seyns und der Ewigkeit gehören also nicht weniger dem gegenwärtigen als jedem zukünftigen Leben an. Wenn also Fichte die Zwecke der Ewigkeit nur in einer Zukunft sucht, so zieht er die Ewigkeit doch wieder in die Zeit herab, und vernichtet dadurch den Werth des gegenwärtigen Lebens. Der Schluß Fichte's, daß es eine künftige Sinnenwelt geben müsse, weil unser sittliches Handeln in dieser Welt ohne Erfolg für die sittlichen Zwecke bleibe, ist durchaus nicht auf unser sittliches Bedürfniß gegründet; denn für das Sittliche, das dem wahren Seyn der Dinge angehört, bedarf es gar nicht eines

von Fichte, sondern es wird nur, man weiß nicht mit welchem Grund, von ihm so gesetzt, als ob sich dies so von selbst verstünde. Die Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit der praktischen Vernunft wird kein Dogmatismus je ergründen, nur die Kritik kann sie als unmittelbare Thatsache der menschlichen Vernunft nachweisen. Fichte konnte sie nur ohne Grund voraussetzen, weil sie für die Begründung der Moral natürlich die erste Grundbedingung war. Fichte geht nur im ersten Hauptstück zur Deduction des Princips der Sittlichkeit selbst über, und er fängt auch diese mit der Voraussetzung an (S. 1), „daß im Gemüthe des Menschen sich eine sittliche Zunöthigung äußere," nur daß der Mensch sich seiner moralischen Natur unmittelbar bewußt sey, und fügt nur für die Philosophie die höhere Anforderung hinzu, sich über diesen Standpunct des Glaubens oder des gemeinen Bewußtseyns zu erheben, und die Gründe dieses Bewußtseyns in dem höchsten Princip alles Wissens aufzusuchen, und somit die Sittenlehre an die Wissenschaftslehre anzuknüpfen. Fichte gesteht damit doch die Möglichkeit einer unmittelbaren Wahrnehmung der sittlichen Nöthigung zu, ja er weiß seine Deduction eines Princips der Sittlichkeit gar nicht anders anzufangen, als daß er diese als Thatsache voraussetzt, und dann zu erklären sucht; statt daß er, wenn er rein speculativ und nach den Grundsätzen seines Dogmatismus hätte verfahren wollen, die Idee des Sittlichen ohne alles Zuthun der Erfahrung rein aus dem höchsten Princip, dem absoluten Ich, erst hätte hervorbringen sollen. Doch Fichte will sich über den Glauben durch das Wissen erheben; und wir wollen sehen, ob ihm dieser kühne Versuch gelingt. Er geht von der Aufgabe aus (S. 8), „Sich selbst, blos als sich selbst, abgesondert von allem, was nicht wir selbst ist, zu denken," und gleich der erste Satz, den er für die Auflösung dieser Aufgabe anführt, nämlich der, „Ich finde mich selbst, als mich selbst, nur wollend," ist wieder nichts als ein Satz der innern Erfahrung; jenes Finden geschieht nur durch innere Wahrnehmung, und der Beweis des Satzes (S. 15) ist hauptsächlich „auf die Nothwendigkeit der ursprünglichen Entgegengesetztheit eines Subjectiven und eines Objectiven gegründet," von der schon gezeigt ist, daß sie auf Erfahrung beruht. Sondert man nun, fährt Fichte im zweiten und dritten Lehrsatz fort, von diesem Wollen das, worauf es gerichtet ist, das Object desselben ab, so bleibt das reine Seyn übrig, und dies ist die Absolutheit. Von dieser Absolutheit des Willens gesteht es nun Fichte (S. 18 u. 19) mit klaren Worten ein, daß sie durch keine theoretische Einsicht weiter erklärt werden könne, und nur auf einem praktischen Interesse, einem Glauben

Man darf jedoch keineswegs glauben, daß Fichte selbst die Sittenlehre nach dieser mystischen Ansicht behandelt habe, sondern es soll damit nur gesagt werden, daß die Art, wie Fichte namentlich in der „Bestimmung des Menschen" die metaphysischen Grundbegriffe der Moral mit seinem Idealismus durch den Glauben neben dem Wissen in Harmonie zu setzen gesucht hat, zu diesem Resultat in der Moral consequent führen müsse. Consequent aber ist sich Fichte bei der Darstellung seines Systems der Sittenlehre nicht geblieben, und darum ist auch hier die Sittenlehre eine ganz andere geworden, als sie von diesen Grundsätzen aus hätte werden müssen.

Nach den Grundsätzen der Wissenschaftslehre mußte Fichte das Sittliche aus einem höheren Princip, dem gemeinschaftlichen Princip alles Wissens, ableiten; aber dies geschieht in der Sittenlehre nur zum Schein, und es bleibt zuletzt doch nur bei der innern Wahrnehmung einer sittlichen Nöthigung, eines kategorischen Imperativs stehen. (Die Abweichung der Sittenlehre von den Grundsätzen der Wissenschaftslehre hat Schleiermacher ausführlich gezeigt in der „Kritik der bisherigen Sittenlehre," Berlin 1803, S. 28 fg.)

Zwar erinnert Fichte in seiner Sittenlehre im voraus (Einleitung, S. I): alle Philosophie und somit auch diese philosophische Untersuchung über das Sittliche, müsse von der Einheit des Subjectiven und Objectiven ausgehen, und diese Einheit sey in seinem System in der Ichheit, der Intelligenz, der Vernunft gefunden worden; von dieser werde also auch die Sittenlehre anfangen. Aber er weicht gleich auf der folgenden Seite von diesem speculativen Standpunct zu dem der innern Erfahrung ab. Denn die zweifache Art der Vereinigung des Subjectiven und Objectiven, die Fichte hier annimmt, einmal so, daß das Subjective durch das Objective bestimmt werde, — das Erkennen, und dann, daß das Objective durch das Subjective bestimmt werde, — das Handeln, woraus dann die Eintheilung der Vernunft in theoretische und praktische Vernunft hervorgeht, ist lediglich aus innerer Erfahrung genommen, und in den für sich leeren Begriff der Identität hineingetragen. Denn Identität ist da nicht, wo zwei Verschiedene sind, deren eins das andere bestimmen kann; dies wird nur durch Erfahrung noch hinzugefunden. Der Unterschied von theoretischer und praktischer Vernunft kann nur unmittelbar durch innere Erfahrung wahrgenommen und von nichts Höherem abgeleitet werden. Es ist dies ein ursprüngliches Verhältniß der Vernunft, das in nichts Höherem seinen Grund hat, und daher auf kein höheres Princip zurückgeführt werden kann. Auch geschieht dies keineswegs hier

von Fichte, sondern es wird nur, man weiß nicht mit welchem Grund, von ihm so gesetzt, als ob sich dies so von selbst verstünde. Die Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit der praktischen Vernunft wird kein Dogmatismus je ergründen, nur die Kritik kann sie als unmittelbare Thatsache der menschlichen Vernunft nachweisen. Fichte konnte sie nur ohne Grund voraussetzen, weil sie für die Begründung der Moral natürlich die erste Grundbedingung war. Fichte geht nur im ersten Hauptstück zur Deduction des Princips der Sittlichkeit selbst über, und er fängt auch diese mit der Voraussetzung an (S. 1), „daß im Gemüthe des Menschen sich eine sittliche Zunöthigung äußere," nur daß der Mensch sich seiner moralischen Natur unmittelbar bewußt sey, und fügt nur für die Philosophie die höhere Anforderung hinzu, sich über diesen Standpunct des Glaubens oder des gemeinen Bewußtseyns zu erheben, und die Gründe dieses Bewußtseyns in dem höchsten Princip alles Wissens aufzusuchen, und somit die Sittenlehre an die Wissenschaftslehre anzuknüpfen. Fichte gesteht damit doch die Möglichkeit einer unmittelbaren Wahrnehmung der sittlichen Nöthigung zu, ja er weiß seine Deduction eines Princips der Sittlichkeit gar nicht anders anzufangen, als daß er diese als Thatsache voraussetzt, und dann zu erklären sucht; statt daß er, wenn er rein speculativ und nach den Grundsätzen seines Dogmatismus hätte verfahren wollen, die Idee des Sittlichen ohne alles Zuthun der Erfahrung rein aus dem höchsten Princip, dem absoluten Ich, erst hätte hervorbringen sollen. Doch Fichte will sich über den Glauben durch das Wissen erheben, und wir wollen sehen, ob ihm dieser kühne Versuch gelingt. Er geht von der Aufgabe aus (S. 8), „Sich selbst, blos als sich selbst, abgesondert von allem, was nicht wir selbst ist, zu denken," und gleich der erste Satz, den er für die Auflösung dieser Aufgabe anführt, nämlich der, „Ich finde mich selbst, als mich selbst, nur wollend," ist wieder nichts als ein Satz der innern Erfahrung; jenes Finden geschieht nur durch innere Wahrnehmung, und der Beweis des Satzes (S. 15) ist hauptsächlich „auf die Nothwendigkeit der ursprünglichen Entgegengesetztheit eines Subjectiven und eines Objectiven gegründet," von der schon gezeigt ist, daß sie auf Erfahrung beruht. Sondert man nun, fährt Fichte im zweiten und dritten Lehrsatz fort, von diesem Wollen das, worauf es gerichtet ist, das Object desselben ab, so bleibt das reine Seyn übrig, und dies ist die Absolutheit. Von dieser Absolutheit des Willens gesteht es nun Fichte (S. 18 u. 19) mit klaren Worten ein, daß sie durch keine theoretische Einsicht weiter erklärt werden könne, und nur auf einem praktischen Interesse, einem Glauben

beruhe. „Wenn man," heißt es S. 19, „sich entschließt diese Erscheinung (der Absolutheit des Willens) nicht weiter zu erklären, und sie für absolut unerklärbar, d. i. für Wahrheit und für unsere einige Wahrheit zu halten, nach der alle andere Wahrheit beurtheilt und gerichtet werden müsse — wie denn eben auf diese Entschließung unsere ganze Philosophie aufgebaut ist — so geschieht dieß nicht zufolge einer theoretischen Einsicht, sondern zufolge eines praktischen Interesse; ich will selbständig seyn, darum halte ich mich dafür. Ein solches Fürwahrhalten aber ist ein Glaube. Sonach geht unsere ganze Philosophie aus von einem Glauben, und weiß es." Wollte nicht Fichte gerade über den Glauben sich erheben? und doch ist der Glaube das Letzte in seiner Philosophie. Sollte nicht eben die sittliche Natur, die sittliche Nöthigung hier erklärt werden? und doch wird hier das praktische Interesse eben als Erklärung desselben gebraucht. So wird hier der Cirkel recht sichtbar, in welchem sich aller Dogmatismus herumdreht, der über die Schranken der Vernunft hinausgreift. Und eben diese Unerklärbarkeit und Unmittelbarkeit der sittlichen Natur bleibt stehen, wenn er sie S. 23 als ein „Tendenz zur Selbstthätigkeit um der Selbstthätigkeit willen" bezeichnet, die sich nach S. 39 „nothwendig als Trieb auf das ganze Ich" äußert. Ja fast lächerlich ist es, wenn er dann ferner (S. 44) sich sorgfältig dagegen verwahrt, daß aus der Aeußerung dieses Triebs nicht ein Gefühl, sondern ein Gedanke entstehe, da er gleich darauf diesen Gedanken als das absolute Princip unsers Seyns, als das absolute Denken, d. i. die intellectuelle Anschauung betrachtet (S. 50), die durch nichts als den Namen von einem unmittelbaren Gefühl unterschieden ist. Wir stehen damit an der Quelle der Verirrungen Fichte's, denn die Verwechselung der intellectuellen Anschauung mit innerer Wahrnehmung lernten wir oben als den Grundfehler Fichte's kennen, und indem also Fichte auch hier in der Sittenlehre die Deduction des Sittlichen auf intellectuelle Anschauung zurückführt, ist es also eigentlich innere Wahrnehmung, bei der er stehen bleibt, und gleich anfangs hätte stehen bleiben können und sollen, wenn er nicht durch sein System verblendet gewesen wäre. Wir finden also Fichte bei der Begründung des Sittlichen auf demselben Standpunct einer unbedingten sittlichen Nöthigung oder eines kategorischen Imperativs stehen, auf dem Kant stand. Doch an Kant schloß sich Fichte auch in der Art der Auffassung des Sittlichen noch näher an, denn er behielt auch den Formalismus Kant's bei.

Wir müssen hier erst die Frage beantworten, wie der Formalismus mit dem Idealismus überhaupt zusammenhänge. Wir

len rein vernünftigen Trieb verwirft; Fichte läßt im Gegentheil allerdings auch einen, reinen sittlichen Trieb gelten; aber dieser geht keineswegs auf einen, idealen Gehalt der Vernunft, auf die Idee als absoluter Werth und Zweck, sondern es ist dies wieder nur ein formaler Trieb, der auf nichts als auf eben jene leere Selbstständigkeit der Vernunft geht. Auch aus ihm also läßt sich kein einziges sittliches Gebot ableiten. Die Folge dieses Formalismus war, so wie bei Kant, daß das Sittliche mehr den Charakter eines von außen her Beschränkenden, als eines von innen Beherrschenden und Belebenden angesehen wurde, daß die Moral nicht als Tugendlehre, sondern nur als Pflichtenlehre behandelt wurde, daß sie sich als Rigorismus charakterisirte, der der Glückseligkeit im Kampfe gegenüber stand und jede einzelne Handlung sittlich zu bestimmen suchte, und daß darum die Sittlichkeit sich nach ihr mehr als Legalität, denn als Moralität gestaltete. Jedoch der Formalismus ist schon oben, bei Kant, ausführlich dargestellt und beurtheilt worden, und da eine Beurtheilung der Fichte'schen Sittenlehre größtentheils das oben Gesagte wiederholen müßte, so verweise ich für dasjenige, was den Formalismus der Moral im Allgemeinen betrifft, auf den ersten Theil dieser Abhandlung, und hebe hier nur dasjenige hervor, worin Fichte eigenthümlich, worin er von Kant verschieden ist.

Der ganze Geist seiner Moral ist ein anderer als der Kant'sche. Ungeachtet des streng formalen Princips und der formalen Methode, und ungeachtet dem gemäß das Sittliche mehr äußerlich beschränkend als innerlich beherrschend seyn würde, so lebt dennoch in seiner Moral ein hoher sittlicher Schwung, eine lebendige Kraft und eine Erhabenheit der sittlichen Gesinnung, die dem Stoicismus unter allen Neuern am nächsten kömmt. Der Geist des Idealismus macht sich in der Sittenlehre als kräftiges Selbstbewußtseyn und als ein Erhabenseyn über alles Sinnliche und Endliche geltend, und das Ich, als reines Thun betrachtet, führt zu einer thätigen, wirkenden Sittlichkeit, die der weichlichen Gefühlssittlichkeit und dem Quietismus ganz fremd ist. Von dieser quietistischen Art von Mysticismus müssen wir also allerdings Fichte in seiner Sittenlehre ganz frei sprechen, nicht aber von einer andern Art, die sich in dem Kampf gegen alles Sinnliche und Irdische ausspricht, und die wir als mönchischen Rigorismus bezeichnen können. In dem Kampf gegen die Glückseligkeit nämlich geht Fichte noch weiter als Kant. Er macht auch nicht einen Versuch sie mit der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen, sondern stellt geradezu den reinen Trieb der Sittlichkeit als guten Trieb dem Trieb der Glückseligkeit als bösem Trieb entgegen. Die Glückseligkeit beruht blos auf sinn-

Denken dieser absoluten Selbstthätigkeit, das Ich ist seiner *Form* nach absolut, das absolute Princip unsers Seyns (S. 47 fg.), und damit ist allerdings das Sittliche ein a priori Gedachtes, Ursprüngliches. Seinem *Gehalt* nach aber läßt sich dies absolute Denken durch nichts weiter bestimmen als durch wechselseitige Bestimmung des Subjectiven durch das Objective und umgekehrt (S. 50, 51); denkt man sich das Subjective durch das Objective bestimmt, so ist der Inhalt dieses Gedankens, daß die Intelligenz sich selbst das unverbrüchliche Gesetz der absoluten Selbstthätigkeit geben mußte; das Objective durch das Subjective bestimmt gedacht, ist das Subjective das Setzen eines absoluten Vermögens der Freiheit, durch welche dieser Gedanke eines absoluten Gesetzes als Objectives bestimmt wird (S. 51, 52); damit ist also gesagt, daß der Inhalt des Gesetzes nichts anders seyn soll als die Selbstthätigkeit des Ich, oder das Wollen; und damit glaubt Fichte (S. 53) seine Deduction des Sittlichen der Strenge nach vollendet zu haben. Hieraus setzt nun Fichte sein *Princip der Sittlichkeit* zusammen, das er S. 66 so ausspricht: „das Princip der Sittlichkeit ist der nothwendige Gedanke der Intelligenz, daß sie ihre Freiheit nach dem Begriffe der Selbständigkeit, schlechthin ohne Ausnahme, bestimmen sollte,“ und fügt S. 67 ausdrücklich hinzu: „der *Inhalt* dieses Gedankens ist, daß das Wesen *solle*; denn *Sollen* ist eben der Ausdruck für die Bestimmtheit der Freiheit; daß es seine Freiheit unter ein *Gesetz* bringen solle; daß dieses Gesetz kein anderes sey, als der *Begriff der absoluten Selbständigkeit*.“ In einem andern Sinne kann der Begriff der Selbständigkeit der Vernunft als Princip der Sittlichkeit gebraucht werden, aber er erhält erst dadurch eine praktische Bedeutung, daß ihm der Begriff eines absoluten *Werthes* und eines daraus hervorgehenden absoluten *Zweckes* zu Grunde liege, der aus einem unmittelbaren sittlichen Interesse oder Triebe entsteht. Hier aber ist der Begriff der Selbständigkeit der Vernunft ein rein theoretischer Begriff, der praktisch gar keine Bedeutung und keinen Gehalt hat. Er bedeutet hier weiter nichts als Unabhängigkeit von der Natur, Freiheit, die aber nur conditio sine qua non der Sittlichkeit ist, die Gesetze der Sittlichkeit aber noch keineswegs enthält. Diese können durchaus nur aus den Begriffen von Werth und Zweck der Dinge entstehen, und nur insofern die Vernunft als Inbegriff der Idee gedacht wird (also nicht blos formelle, sondern auch materielle Vernunft) und dadurch absoluter Zweck wird, kann Selbständigkeit der Vernunft Princip der Sittlichkeit seyn. Fichte nun scheint allerdings seinem Principe der Sittlichkeit auch einen idealischen Gehalt zu geben, indem er nicht, wie Kant, al-

der Pflichten in vollkommene und unvollkommene, und setzt an ihre Stelle die Eintheilung in bedingte und unbedingte Pflichten, die zwar allerdings den Worten nach ganz dasselbe bedeuten könnte als jene, in der That aber einen ganz andern Sinn hat, und sich mehr an die sonst allgemein gebräuchliche Eintheilung in Pflichten gegen sich und gegen andere anschließt. Unter den bedingten nämlich versteht Fichte die Pflichten gegen das empirische Ich, das nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel für das reine Ich ist; die unbedingten sind die gegen das reine Ich, gegen die Vernunft an sich. (Fichte drückt dies S. 347 noch ungeschickter so aus: „Ich bin Werkzeug des Sittengesetzes in der Sinnenwelt." Wie läßt sich das verstehen? Ein Gesetz kann doch kein Werkzeug haben, denn es kann nichts thun, hat keine eigene Thätigkeit, sondern ist nur Norm der Thätigkeit.) Hiernach aber würden auch die Pflichten gegen andere Menschen, als gegen empirische Ich's, auch die strengen Rechtspflichten, z. B. den Leib anderer Menschen nicht zu verletzen oder fremdes Eigenthum zu achten, zu den bedingten Pflichten gehören, da sie doch Fichte zu den unbedingten Pflichten zählt. Daneben aber theilt er die Pflichten nach der Verschiedenheit des Standes und Berufes in allgemeine, die nicht übertragen werden können, und in besondere Pflichten ein, die übertragen werden können. Zu den allgemeinen bedingten Pflichten gehört die Pflicht der Selbsterhaltung, und dieser Abschnitt ist ganz unordentlich und verwirrt behandelt, und eine Menge Dinge sind hineingetragen, die durchaus nicht hierher gehören. So sind unter diese Pflicht der Selbsterhaltung des Leibes die Pflichten der Sparsamkeit, Ordnung, der Thätigkeit, der Mäßigkeit im Essen und Trinken und auch im Geschlechtstrieb gesetzt, die alle einen viel höhern sittlichen Grund in sich selbst haben, als in der Selbsterhaltung. Der Geschlechtstrieb im Besondern kann von dieser Seite durchaus gar nicht versittlicht werden, so wie dies überhaupt von Fichte nicht befriedigend geschehen ist, da er bei den Frauen schon von Natur rein sittlich seyn soll (also angeborne Sittlichkeit), und erst durch die erregte Gegenliebe bei dem Mann versittlicht wird, (also natürlicher Grund der Sittlichkeit, nicht freier). Diese Ableitung der Liebe aus einem Unfreien schließt diese ganz aus der Sphäre des Sittlichen aus. Desungeachtet läßt Fichte eine höhere, sittliche Liebe gelten, unterscheidet diese aber nicht von der Freundschaft, scheidet also gerade das Wesentliche der Liebe, das geschlechtliche Verhältniß, als unsittlich, aus, obgleich doch auch dies sich sittlich begründen läßt. Doch auch die Freundschaft wird von Fichte verkannt, wenn er sie ganz allein in die Ehe setzt, und also die beschränkte Freund-

licher Begierde und darf also auch nicht einmal als Belohnung der Tugend gedacht werden, wie bei Kant. Ein Gott, sagt Fichte, der diese Begierde befriedigen und die Tugend mit Glückseligkeit belohnen wollte, wäre ein verächtlicher Gott. Aus seinem Standpunct, nach welchem alles Irdische ohne Realität und nur leerer Schein ist, läßt sich auch allerdings nichts gegen diese Ansicht einwenden. Das Verhältniß der Religion zur Moral faßte Fichte im Allgemeinen auf die Kant'sche Art auf, so daß die erstere von der letzteren abhängig war und aus derselben hervorging. Nur ging auch hier in dieser Unterwerfung der Religion unter die Moral Fichte noch weiter als Kant, oder er vernichtete vielmehr die Religion gänzlich durch die Moral, indem er die Gottheit geradezu für nichts anders als die moralische Weltordnung erklärte, und den Glauben ganz allein von dem Gewissen abhängig machte, woraus dann jener Gewissensglaube entstand, von dem schon oben geredet worden ist. Den Rechtsbegriff leitete Fichte neben dem Begriff des Sittlichen unmittelbar aus dem Selbstbewußtseyn ab, und stellte so das Naturrecht unabhängig von der Moral auf. Das Recht ruhte also bei ihm nicht auf einer moralischen Grundlage, sondern es entstand selbständig aus der Nothwendigkeit, die Freiheit im Zusammenleben mit andern freien Wesen zu sichern. Darum gibt es nach ihm kein ursprüngliches Recht, sondern das Recht entsteht erst aus dem Zusammenleben mit andern Wesen, und mit diesem Zusammenleben ist zugleich die Nothwendigkeit eines Staates, ja einer bestimmten, einzig nothwendigen Verfassung des Staates gegeben. Diese Entstehung des Rechtsbegriffs erzeugte auch jene sonderbare Behauptung, daß der Mensch einen Theil seiner Freiheit aufgeben müsse, um den noch übrigen Theil seiner Freiheit desto sicherer zu behaupten. Fichte kann hier gar nicht den wahren Begriff von Freiheit gefaßt haben, und hat offenbar nur Willkür darunter verstanden. Diese muß in einem Rechtszustand allerdings beschränkt werden, wogegen die wahre Freiheit um keinen Preis, auch nicht theilweise, aufgegeben werden darf und auch gar nicht aufgegeben zu werden braucht, sondern eben durch das Recht erst gewonnen wird, und gerade desto mehr an Umfang gewinnt, je strenger und fester das Rechtsverhältniß gesetzt ist, da ja Freiheit und Recht im Grunde eins und dasselbe ist, oder Recht nur die Erscheinung oder Objectivirung der Freiheit ist.

Sollen wir nun noch einige Einzelnheiten aus der Sittenlehre Fichte's, vorzüglich insofern sie von der Kant'schen abweicht, hervorheben, so muß vor allem die Eintheilung der Pflichten erwähnt werden. Fichte verwirft die Kant'sche Eintheilung

der Pflichten in vollkommene und unvollkommene, und setzt an ihre Stelle die Eintheilung in bedingte und unbedingte Pflichten, die zwar allerdings den Worten nach ganz dasselbe bedeuten könnte als jene, in der That aber einen ganz andern Sinn hat, und sich mehr an die sonst allgemein gebräuchliche Eintheilung in Pflichten gegen sich und gegen andere anschließt. Unter den bedingten nämlich versteht Fichte die Pflichten gegen das empirische Ich, das nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel für das reine Ich ist; die unbedingten sind die gegen das reine Ich, gegen die Vernunft an sich. (Fichte drückt dies S. 347 noch ungeschickter so aus: „Ich bin Werkzeug des Sittengesetzes in der Sinnenwelt." Wie läßt sich das verstehen? Ein Gesetz kann doch kein Werkzeug haben, denn es kann nichts thun, hat keine eigene Thätigkeit, sondern ist nur Norm der Thätigkeit.) Hiernach aber würden auch die Pflichten gegen andere Menschen, als gegen empirische Ich's, auch die strengen Rechtspflichten, z. B. den Leib anderer Menschen nicht zu verletzen oder fremdes Eigenthum zu achten, zu den bedingten Pflichten gehören, da sie doch Fichte zu den unbedingten Pflichten zählt. Daneben aber theilt er die Pflichten nach der Verschiedenheit des Standes und Berufes in allgemeine, die nicht übertragen werden können, und in besondere Pflichten ein, die übertragen werden können. Zu den allgemeinen bedingten Pflichten gehört die Pflicht der Selbsterhaltung, und dieser Abschnitt ist ganz unordentlich und verwirrt behandelt, und eine Menge Dinge sind hineingetragen, die durchaus nicht hierher gehören. So sind unter diese Pflicht der Selbsterhaltung des Leibes die Pflichten der Sparsamkeit, Ordnung, der Thätigkeit, der Mäßigkeit im Essen und Trinken und auch im Geschlechtstrieb gesetzt, die alle einen viel höhern sittlichen Grund in sich selbst haben, als in der Selbsterhaltung. Der Geschlechtstrieb im Besondern kann von dieser Seite durchaus gar nicht versittlicht werden, so wie dies überhaupt von Fichte nicht befriedigend geschehen ist, da er bei den Frauen schon von Natur rein sittlich seyn soll (also angeborne Sittlichkeit), und erst durch die erregte Gegenliebe bei dem Mann versittlicht wird, (also natürlicher Grund der Sittlichkeit, nicht freier). Diese Ableitung der Liebe aus einem Unfreien schließt diese ganz aus der Sphäre des Sittlichen aus. Desungeachtet läßt Fichte eine höhere, sittliche Liebe gelten, unterscheidet diese aber nicht von der Freundschaft, scheidet also gerade das Wesentliche der Liebe, das geschlechtliche Verhältniß, als unsittlich, aus, obgleich doch auch dies sich sittlich begründen läßt. Doch auch die Freundschaft wird von Fichte verkannt, wenn er sie ganz allein in die Ehe setzt, und also die beschränkte Freund-

schaft, für gewisse Zwecke und Neigungen, ganz verwirft. Die Ehe, und zwar die monogamische Ehe, deducirt Fichte a priori aus bloßen Begriffen, was aber natürlich keineswegs befriedigend geschehen kann. Freilich konnte er nach seinen Grundsätzen nicht anders verfahren, da er das Sittliche als ein gleichförmig Bestimmtes, d. h. als ein durch den Verstand Bestimmtes betrachtet wissen will, obgleich er auch davon, sowohl hier bei dem Abschnitte von der Liebe und Freundschaft, als auch anderwärts abgehen und ein unmittelbares Pflichtgefühl gelten lassen muß. Noch ist als merkwürdig bei der Ehe anzuführen, daß nach Fichte die Liebe der Eltern zu den Kindern nur von Seiten der Mutter eine unmittelbare, natürliche sey, von Seiten des Vaters sey sie nur mittelbar, aus der Liebe zur Mutter entsprungen. Endlich sey nur historisch noch angeführt, daß Selbstmord von Fichte ohne Ausnahme verdammt wird (also auch Aufopferung des Lebens für die gute Sache mit verworfen wird), daß auch die Pflicht der Wahrhaftigkeit durchaus keine Ausnahme gestatte, daß es Pflicht für einen jeden sey, ein Eigenthum zu haben, und daß also daraus für den Eigenthumslosen ein Recht auf die Wohlthätigkeit hervorgehe, ja daß, wer nicht selbst Eigenthum hat, auch das Eigenthum Anderer nicht anerkennen könne, daß endlich auch das Verhältniß der Kunst zur Sittlichkeit für die erstere herabwürdigend bestimmt wird, indem die Kunst nur als Mittel für die Sittlichkeit gebraucht wird, ohne eigenen Werth für sich.

Die Bearbeitung der Sittenlehre nach Fichte's Grundsätzen hat wenig Nachahmer gefunden. Diese sind: Mehmel („Lehrbuch der Sittenlehre," Erlangen 1811) und Kramer („System der Tugenden nach der Wissenschaftslehre," Zürich 1799). Ferner hat Berger einen Auszug aus Fichte's Sittenlehre gegeben in Stäudlin's „Götting. Bibl. der theol. Lit.", IV, 5, S. 633—676, und ein anderer Auszug desselben Buchs befindet sich in Buhle's „Gesch. d. Phil.", Bd. 8, S. 743—769.

Noch aber ist übrig, daß wir von derjenigen Lebensperiode Fichte's reden, in welcher der Mysticismus, dessen Keim seine Philosophie in ihrer speculativen Grundlage enthielt, auch für die praktische Philosophie und namentlich die Moral zur vollkommenen Entwickelung gelangte. Es ist dies die Periode seines Aufenthalts in Berlin, vorzüglich die spätere seit dem Jahre 1806, die wir hier zu betrachten haben. Die Hauptschrift, in der er seine veränderte Denkart beurkundet, ist die „Anweisung zum seligen Leben," Berlin 1806, die aber vorzüglich die Religionsphilosophie enthält. Indessen findet er auch für die Moral schon hier vieles; noch weiter aber entwickelte er seine neuen moralischen und politischen Grundsätze in mehreren praktischen Schriften, wie: „Vor-

mus, nämlich das Identitätssystem, worauf wir hier hauptsächlich den Vorwurf des Antimoralismus gegen Schelling gründen können. Wohl ist uns die Art bekannt, in welcher Vorwürfe dieser Art von Schelling und seiner Schule abgewiesen werden. Nicht etwa durch Gegengründe, nicht durch ernsthafte Widerlegungen und deutliche Erklärungen über die angegriffenen Puncte, nein, durch mitleidiges Achselzucken, oder durch grobes Schimpfen verantwortet man sich dagegen, als ob es eine Ungerechtigkeit sey, so etwas gegen die „Eine Philosophie“ oder „Philosophie ohne Beinamen“ zu sagen, als ob man sie nicht verstanden habe, wenn man so etwas behaupte, und als ob man sich also schämen müsse, solche Vorwürfe gegen sie noch zu Markte zu bringen. Es ist dies der bekannte vornehme Ton in der Philosophie, über den schon Kant zu klagen hatte. Dergleichen Geberden können aber natürlich nicht abhalten, offen gegen das Identitätssystem zu behaupten und auszusprechen, was wahr ist, und was noch nicht widerlegt ist, daß es nämlich Pantheismus, Atheismus, Materialismus, Idealismus, Mysticismus, Fatalismus und Antimoralismus in sich enthalte. So schwer auch diese Vorwürfe sind, nie hat doch Schelling und seine Schule sie von sich abwälzen können. Eine Lehre, in der die Welt und Gott Eins sind, ist doch wohl Pantheismus, eine Lehre, in der es nichts von der Welt wesentlich Verschiedenes gibt, ist Atheismus, eine Lehre, in der es nichts von der Materie wesentlich Verschiedenes gibt, ist Materialismus, eine Lehre, in der die Welt Nichts ist, die Idee allein Realität hat, ist Idealismus, eine Lehre, welche die Geschöpfe wesentlich mit Gott identificirt, ist Mysticismus, eine Lehre, in der Freiheit nicht wesentlich verschieden ist von Nothwendigkeit, ist Fatalismus, eine Lehre, in der das Gute nicht wesentlich verschieden ist von dem Bösen, ist Antimoralismus. Daß diese Vorwürfe, so weit sie die Moral angehen, die Schelling'sche Lehre wirklich treffen, wird aus der nachfolgenden Darstellung und Beurtheilung derselben hervorgehen.

Die Ungünstigkeit der Schelling'schen Philosophie gegen die Moral ersieht man schon daraus, daß Schelling nirgends diese Wissenschaft als solche besonders behandelt, sondern nur gelegentlich sich darüber ausspricht. Auffallend ist dies besonders in seinem transscendentalen Idealismus, wo er die meisten besondern Wissenschaften einzeln aus seinem Princip entwickelt, wie die Religionslehre, Rechtslehre, Geschichte, Naturlehre &c., die Moral aber ganz mit Stillschweigen übergeht und nur in speculativer Hinsicht einige Gegenstände aus ihr berührt. Auch in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums wer-

den außer Philosophie auch Mathematik, Theologie und Religionslehre, Geschichte und Rechtslehre, Naturwissenschaft, Physik, Chemie, Medicin und schöne Kunst behandelt, aber nicht die Moral. Zu denjenigen Schriften, welche noch am meisten über die moralischen Begriffe Schelling's Aufschluß geben, gehören folgende:

„Zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre", in dem „Philos. Journal von Fichte und Niethammer", 1796 — 97, und in Schelling's „Philos. Schriften", Bd. 1, S. 201 — 340. „System des transscendentalen Idealismus", Tübingen 1800. „Philosophie und Religion", Tübingen 1804. „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Hrn. F. H. Jacobi", Tübingen 1812.

Vorzüglich aber

„Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände, in Schelling's philosophischen Schriften," Bd. 1, S. 397 fg., und Schelling's Antwort auf ein Schreiben Eschenmayer's über die Abhandlung von der Freiheit, in der „Allgemeinen Zeitschrift von und für Deutsche," 3 Hefte.

Außerdem findet sich nur noch hier und da in Schelling's Schriften eine gelegentliche Aeußerung, die sich auf Moral bezieht.

Man muß jedoch auch bei Schelling verschiedene Perioden unterscheiden. Anfangs Fichte ganz ergeben, ging er, je nachdem er sich mehr und mehr von diesem losmachte, allmälig vom Idealismus mehr zum Realismus über. Hr. Henning (S. 189) sagt in dieser Beziehung richtig, „daß Schelling rücksichtlich des Sittlichen entweder innerhalb der Schranken des Fichte'schen Idealismus stehen geblieben, oder, wo er über dieselben hinausgegangen, das Sittliche in der entgegengesetzten einseitigen Gestalt eines blos Seyenden oder Natürlichen aufgefaßt hat." In der spätern mehr realistischen Periode ist er, wo er sich über die ideale und praktische Seite der Philosophie ausspricht, zugleich mehr mystisch, ja bisweilen selbst theosophisch. So finden wir ihn in den übrigen der genannten Schriften. Zu den Schriften, worin er sich noch mehr idealistisch ausspricht, gehören: „Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre", worin er noch fast ganz fichtisch ist, und das „System des transscendentalen Idealismus", in welchem die realistische Seite noch sehr wenig sichtbar ist.

Die erste Periode ist hier wenig zu berücksichtigen, weil die Eigenthümlichkeit Schelling's hier in Beziehung auf die Moral noch gar nicht durchgedrungen ist. Er ist in den moralischen Begriffen fast noch ganz Fichte. Gänzlich übergehen können wir, was über praktische Gegenstände in den Abhandlungen zur

Erläuterung des Idealismus in der Wissenschaftslehre gesagt ist, denn hier ist Schelling reiner Fichtianer. Der transscendentale Idealismus aber hat sich im Allgemeinen von Fichte losgesagt, und macht daher auch in praktischer Hinsicht Ansprüche, etwas Eigenthümliches zu enthalten. Indessen läßt sich alles, was er hierüber äußert, auf jene idealistische Ansicht Fichte's zurückbringen. So äußert sich Schelling über theoretische und praktische Vernunft und ihr gegenseitiges Verhältniß in dem transscendentalen Idealismus, zwar den Worten nach verschieden von Fichte, dem Sinn nach aber ganz eben so. Nach Fichte ist theoretische Thätigkeit diejenige, wo das Subjective durch das Objective bestimmt wird, praktische, wo das Objective durch das Subjective bestimmt wird. Nach Schelling dagegen ist das gemeinschaftliche Princip des theoretischen und praktischen Ich die Autonomie. In beiden ist das Ich absolut sich selbst bestimmend. Anschauende (theoretische) sowohl als praktische Thätigkeit ist Eine, nämlich Produciren. Sie unterscheiden sich von einander nur dadurch, daß die erstere bewußtlos, die andere mit Bewußtseyn producirt. Die Natur erscheint uns als objective Welt, weil das Ich sich selbst nie als ein bewußtlos Producirendes anschauen kann, eben weil es bewußtlos geschieht. Diese Bestimmung aber ist gar nicht verschieden von der Fichte's. Bewußtloses Bestimmen des Ich ist ganz gleich dem Bestimmtwerden des Ich. Nur was mit Bewußtseyn geschieht, ist meine eigene That. Also bewußtloses Produciren hat keinen Sinn. Das Bewußtseyn gehört nothwendig zum Wesen des Ich; was ohne Bewußtseyn geschieht, ist nicht das Ich. Auf diese idealistische Weise erklärt er auch das Daseyn vernünftiger Individuen. Wenn ich mir meiner bewußt bin, sagt er, so schaue ich mich als ein bestimmtes Wesen an. Ich bin also bestimmt, also beschränkt, also Individuum. Die Beschränktheit meines Ichs muß aber von außen, aber doch auch von einer Intelligenz kommen. Also es gibt Intelligenzen außer mir. Diese Intelligenzen aber können mit mir in gar keiner Verbindung stehen, also auch keinen Einfluß auf mich haben, ohne gleiche Natur, gleiche Anschauung der Welt, d. i. prästabilirte Harmonie. Allein dies so bestimmte Daseyn vernünftiger Wesen außer mir ist weder mit dem absoluten Ich des Idealismus, noch mit dem Absoluten der Identität vereinbar, daher fährt Schelling sogleich erklärend fort: Meine Beschränktheit aber geschieht nicht durch Einwirkung anderer Intelligenzen außer mir; sondern umgekehrt, meine Beschränktheit ist Folge meines Ichs als Individuums, und diese theilweise Negation meiner Thätigkeit macht fremde Einwirkung auf mich möglich. Ich schaue also in dem Daseyn von Intelligenzen außer mir eigent-

lich nur die ursprünglichen Schranken meiner eigenen Individualität an. Und doch soll ich die Intelligenzen als unabhängig von mir ansehen und als moralische Wesen achten? Also die Schranken meines Ichs soll ich sittlich achten, lieben rc.? Eben so idealisch urtheilt er über die objective Welt. Die Welt ist nämlich eine Modification des Ichs. In der objectiven Welt ist alles nur, insofern es das Ich in ihr anschaut. Etwas ändert sich in ihr, heißt so viel als, es ändert sich etwas in meiner Anschauung. Und auf diese Weise nur ist die Freiheit erklärbar. Denn wie etwas aus der Freiheit übergehen könnte in die objective Welt, dies wäre, meint Schelling, schlechthin unbegreiflich, wenn diese Welt etwas an sich Bestehendes wäre. Dadurch aber, daß die Welt nur eine Modification des Ichs ist, wird die Frage diese: Wie kann durch eine freie Thätigkeit etwas in mir, insofern ich nicht frei, insofern ich anschauend bin, bestimmt werden? und diese Frage ist sehr leicht zu beantworten, da thätiges und anschauendes Ich Eins ist. Man sieht, daß Schelling hier noch ganz auf dem Fichte'schen Standpunct des Idealismus steht. Selbst seine Identität ist nur noch eine subjective Identität, wenn er sie als ein sich Bewußtwerden des Ichs bestimmt. Aber auch diese Identität vernichtet er selbst gänzlich wieder, wenn er S. 87 gesteht: „warum das Ich sich seiner ursprünglich bewußt werden müsse, ist nicht weiter zu erklären." Da nun aber eben aus diesem sich selbst Bewußtwerden des Ichs die Trennung des Ichs in Subjectives und Objectives, in Ideales und Reales entspringt, so ist damit diese Trennung als etwas Unerklärbares, Ursprüngliches gesetzt, und die Nothwendigkeit der Identität ist gar nicht speculativ begründet, sondern nur willkürlich behauptet. Es ist daher wahrhaftig nicht einzusehen, warum die Identitätslehre sich rühme, das für jede Philosophie undurchdringliche Geheimniß des Verhältnisses zwischen Endlichem und Unendlichem erklärt zu haben, da sie selbst offen gesteht, es sey nicht weiter zu erklären. In demselben Sinne ist übrigens auch folgende Stelle des transscendentalen Idealismus S. 147: „Cartesius sagte als Physiker: gebt mir Materie und Bewegung, und ich werde euch das Universum daraus zimmern. Der Transscendentalphilosoph sagt: gebt mir eine Natur von entgegengesetzten Thätigkeiten, deren eine ins Unendliche geht, die andere in dieser Unendlichkeit sich anzuschauen strebt, und ich lasse euch daraus die Intelligenz mit dem ganzen Systeme ihrer Vorstellungen entstehen." Wieder also setzt er beide Principien als gegeben voraus, die er nicht durch Speculation hervorgebracht hat und hervorbringen kann.

Dies sey genug zur Charakteristik der moralischen Begriffe

Schelling's aus der ersten Periode. Erst in der zweiten werden wir ihn in seiner Eigenthümlichkeit in Beziehung auf die Moral kennen lernen.

Die Hauptschrift für diese zweite Periode der Schelling'schen Moral ist: „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der Freiheit etc." An diese werden wir uns in der Darstellung der moralischen Grundsätze Schelling's hauptsächlich halten müssen, doch ohne die beiden andern: „Philosophie und Religion" und das „Denkmal Jacobi's" unberücksichtigt zu lassen. Die Untersuchung über die Freiheit ist eine nothgedrungene Erklärung Schelling's über diese Gegenstände, weil ihm Eschenmayer („Die Philosophie in ihrem Uebergang zur Nichtphilosophie", Erlangen 1803) den Vorwurf gemacht hatte, daß das religiöse und sittliche Moment (nach Eschenmayer das Moment der Seele und Seeligkeit) seinem System fehle. Man sieht auch der Abhandlung deutlich an, wie mühsam ihr Verf. das Sittliche in sein System hineinzuzwängen sucht, so sehr dies auch widerstreben möge, und es ist darum nicht zu verwundern, wenn es, ungeachtet aller Bemühung, dennoch mislungen ist.

Schelling's höchstes Princip ist das Absolute, die Identität. Mit diesem muß also das Sittliche in Vereinigung gebracht, aus diesem hervorgebracht werden. Vermöge seiner rein synthetischen Methode kann Schelling nicht anders als rein aus dem Princip der absoluten Einheit, ohne Vermittlung eines andern, das ganze Gebiet des Wissens, seiner Form sowohl als seiner Materie nach, also auch das sittliche Wissen, hervorbringen. Nun finden wir aber in dem Begriff des Sittlichen Bestandtheile, die sich in dem Princip für sich nicht finden. Das Sittliche setzt Mannichfaltigkeit nicht weniger als Einheit voraus. Das Wesen des Sittlichen ist ein Sollen, und dieses setzt voraus ein Seyn, denn wo ein Sollen ist, da muß auch etwas seyn, das soll. Sittlichkeit besteht darin, daß eine Mannichfaltigkeit einer Einheit, ein Seyn dem Sollen, die Natur dem Sittengesetz unterworfen werde. Sittlichkeit fordert aber auch Selbständiges, Seyn und Bewegen, sie fordert Leben, und dieses Mannichfaltigkeit. Einheit ist ohne Leben, denn Leben ist nur in der Mannichfaltigkeit. Sittlichkeit verlangt überhaupt Verschiedenheit zwischen Natur und Freiheit, Persönlichkeit, objective Welt, Gesetz, Gut und Bös, Verschiedenheit der Dinge nach Werth und Zweck etc. In allen diesen Begriffen spricht sich die Nothwendigkeit beider Principien für die Sittlichkeit aus, der Einheit sowohl wie des Mannichfaltigen, des Unendlichen wie des Endlichen. Die allgemeinste Aufgabe zur Begrün-

dung des Sittlichen nach dem Schelling'schen System ist also: „Aus dem Absoluten oder der absoluten Einheit, als dem Princip Schelling's, ohne Zuthun irgend eines andern, das Mannichfaltige hervorzubringen."

Diese Aufgabe wird wohl ewig ungelöst bleiben müssen, und darum auch die Vereinbarung des Sittlichen mit dem Schelling'schen System. Einheit an sich ist nicht Mannichfaltigkeit, sie ist als solche immer durchaus leer und todt. Beide zusammen aber, Einheit und Mannichfaltigkeit, lassen sich nicht aus einem und demselben Princip hervorbringen (wie oben gezeigt wurde), und es bleibt immer Selbsttäuschung oder leere Prahlerei, wo eine Philosophie dies Unmögliche zu leisten verheißt. Der Schelling'schen Philosophie fehlt es nun aber durchaus an einem solchen Princip der Mannichfaltigkeit, und so lange man, wie Schelling („Bruno," S. 81) ausdrücklich fordert, „außer der höchsten Idee nichts voraussetzt," wird es wohl ewig eine leere Verheißung bleiben, ein Mannichfaltiges aus der Einheit zu construiren, das Verhältniß des Absoluten zu dem Bedingten zu erklären, die Absonderung und Trennung aus dem Absoluten, und dadurch Leben und Freiheit hervorzubringen. Die Anstrengung, diese Leerheit auszufüllen, ist der der Ausfüllung des Fasses der Danaiden gleich (vgl. Fries, „Wissen, Glauben, Ahnden," S. 58); denn so eifrig sich die Schellingianer mit ihrer absoluten Indifferenz, höchsten Einheit, absoluten Identität, Reinheit, Klarheit und Durchsichtigkeit auch abarbeiten, so bleiben sie doch damit immer bei der alten absoluten Leerheit, und das reine Licht ihres ewigen Tages scheint der ewigen Nacht unabtrennbar anzugehören. — Denn nach menschlicher Erkenntniß steht das Ewige im negativen Verhältniß zu dem Endlichen. Ueber das Positive der Erfahrungserkenntniß können wir uns nur durch den Glauben erheben, der das Endliche verneint. Das Absolute ist also für die menschliche Vernunft nur ein ganz negativer Begriff, der gar keinen positiven Gehalt hat. Jedoch unwillkürlich bleibt neben dem Absoluten in der menschlichen Erkenntniß auch das Endliche stehen, und so wie Schelling zuerst bei der Construction des Absoluten nicht von der Mannichfaltigkeit zur Einheit kommen konnte, wie da immer das Differente in der Identität stehen blieb, so rettet sich nun auch Schelling wieder aus dem leeren, ausgestorbenen todtenstillen Absoluten durch das anfangs so verachtete Nichts des Endlichen; mit Freuden sucht er seine leere Welt mit jeder lebendigen Gestalt, die die vorher verschmähte Erfahrung ihm darbeut, zu beleben und zu schmücken, und eben die in der Identität stehen gebliebene Differenz, die er vorher

mit aller Anstrengung zu vernichten strebte, ist nun das einzige noch übrige Mittel für ihn, das Endliche und Mannichfaltige zu construiren. Schelling selbst versteht die Schwierigkeit dieses Punctes seines Systems, und gesteht darum („Philosophie und Religion", S. 34): „daß es keine Leitung oder Brücke vom Unendlichen zum Endlichen gebe." Aus dieser Noth weiß sich Schelling nicht anders zu retten als dadurch, daß er blindlings in die Erfahrung hineingreift, und diese durch gänzlich unbegründete Voraussetzungen mit dem Princip in Verbindung setzt. Die durch intellectuelle Anschauung in reine Vernunftwahrheit verwandelte Erfahrung schmückt er mit platonisch-gnostischen Formeln aus, und stellt so ein scheinbar speculatives Gebäude auf, das aber nur aus nichtigen Dichtungen der Phantasie und mythologischen Fabeln zusammengesetzt ist. Zwei solcher Mythen mögen hier als Beispiele ausgeführt werden. Die eine ist die von einem Abfall der Ideen von Gott, in „Philosophie und Religion", und die andere die von der Theilung Gottes in den Grund und die Existenz, und Ableitung beider aus einem Urgrund, in den „Untersuchungen von der Freiheit."

„Philosophie und Religion" S. 34, folgert Schelling daraus, daß es keinen stetigen Uebergang vom Absoluten zum Wirklichen gibt, daß der Ursprung der Sinnenwelt als ein „vollkommenes Abbrechen von der Absolutheit, durch einen Sprung" müsse erklärt werden können, gleichwie die Lösung des gordischen Knotens, da sie nicht durch Geschicklichkeit möglich war, doch durch das Schwert gelang. Ueber diesen salto mortale äußert sich nun Schelling a. a. O. noch weiter so: „Philosophie hat zu den erscheinenden Dingen ein blos negatives Verhältniß; sie beweist nicht sowohl, daß sie sind, als daß sie nicht sind; wie kann sie ihnen also ein positives Verhältniß zu Gott geben? Das Absolute ist das einzige Reale, die endlichen Dinge dagegen sind nicht real; ihr Grund kann daher nicht in einer Mittheilung von Realität an sie oder an ihr Substrat, welche Mittheilung vom Absoluten ausgegangen wäre, er kann nur in einer Entfernung, in einem Abfall von dem Absoluten liegen." Es ist zweifelhaft, in welchem Sinne man diesen Abfall zu verstehen habe. Nimmt man ihn in eigentlicher Bedeutung, so daß der Abfall wirklich Realität habe und Realität hervorgebracht habe, so erhält die Idee einen grob realistischen Sinn, der nahe an die Idee der Emanation grenzt. Jedoch Schelling selbst erklärt sich mehr idealistisch darüber: denn nach ihm führt sich das Gefallene dadurch, daß es abfällt, unmittelbar in das Nichts ein, die Welt des Abgefallenen besteht nur aus Nichtwesen, Scheinwesen, Bildern (das. S. 37—40), und der Act des Abfalls geschieht nur

in der Idee, in der Vorstellung des Absoluten; also entsteht auch durchaus keine Realität, kein Leben, keine Selbständigkeit und Freiheit durch den Abfall, sondern die leere Einheit des Absoluten bleibt immer noch wie zuvor allein stehen. Ueberhaupt ist es schwer, sich etwas Bestimmtes bei dem Abfall zu denken: denn die abgefallenen Dinge oder Ideen waren bei dem Abfall entweder noch in Gott, Eins mit Gott, oder sie waren schon selbständig und für sich. Waren sie noch in Gott, so muß der Grund des Abfalls, also des Unvollkommnen und Bösen in Gott gewesen seyn, Gott selbst muß zerfallen seyn, sich selbst zerrissen haben; — oder waren sie schon bei dem Abfall etwas für sich, konnten also für sich abfallen, so wird schon als daseyend vorausgesetzt, was eben durch den Abfall erklärt werden soll, nämlich ein selbständiges Seyn, eine Mannichfaltigkeit außer der Einheit, und damit die Möglichkeit des Unvollkommnen und Bösen. Auch die weitere Erklärung Schelling's über den Grund des Abfalls befriedigt nicht. S. 37 a. a. O. unterscheidet Schelling die Möglichkeit von der Wirklichkeit des Abfalls, und setzt den Grund der ersteren in das Absolute selbst, den der andern in das Abgefallene selbst. (Ebenso „Bruno", S. 131: „Die Möglichkeit der Absonderung der Dinge aus der absoluten Identität liegt blos in der Identität selbst, die Wirklichkeit aber in den Dingen.") Diese Trennung der Möglichkeit von der Wirklichkeit in Gott oder dem Absoluten ist unstatthaft, denn was möglich bei Gott ist, das ist auch wirklich. Ferner wird schon zuviel zugegeben, wenn auch nur die Möglichkeit des Abfalls, also des Unvollkommnen und Bösen in Gott gesetzt wird. Endlich wird die Existenz der Dinge schon vor dem Abfall vorausgesetzt, wobei die Wirklichkeit des Abfalls in ihnen liegen soll. So dreht und wendet sich Schelling in einer Reihe von Cirkelbeweisen herum, ohne irgend etwas anderes zu beweisen, als was er schon vor dem Beweis unvermerkt vorausgesetzt hatte.

Dies finden wir bestätigt durch die Hypothese von der Trennung Gottes in den Grund und die Existenz, in den „Untersuchungen von der Freiheit."

Hier macht es sich Schelling noch leichter. Er setzt die Differenz, die er *in der Welt* beweisen will, ohne Beweis *in Gott* gleich voraus, und so gelingt es ihm dann freilich sehr leicht, die Welt und ihre Differenz daraus abzuleiten. Die Dinge, sagt Schelling („V. d. Freiheit", S. 431) sind toto genere, oder richtiger zu reden, unendlich von Gott verschieden; sie müssen also einen von Gott verschiedenen Grund haben. „Da aber doch nichts außer Gott seyn kann, so ist dieser Widerspruch nur dadurch aufzulösen, daß die Dinge ihren Grund in dem haben,

was in Gott selbst nicht Er selbst ist." Dieses Etwas, was in Gott nicht Er selbst ist, ist aber nichts anderes als der Grund seiner Existenz. Es ist nämlich (S. 429) ein Verdienst der Naturphilosophie unserer Zeit, zuerst (?) in der Wissenschaft die Unterscheidung aufgestellt zu haben zwischen dem Wesen insofern es existirt, und Wesen sofern es blos Grund von Existenz ist. „Da aber nichts vor oder außer Gott ist, so muß er den Grund seiner Existenz in sich selbst haben. Das sagen alle Philosophien; aber sie reden von diesem Grund als einem bloßen Begriff, ohne ihn zu etwas Reellem und Wirklichem zu machen. Dieser Grund seiner Existenz, den Gott in sich hat, ist nicht Gott absolut betrachtet, d. h. sofern er existirt; denn er ist ja nur der Grund seiner Existenz, Er ist die Natur — in Gott: ein von ihm unabtrennliches, aber doch unterschiedenes Wesen." Es ist dies dieselbe Idee, die anderwärts („Denkmal", S. 6 — 8, S. 77 — 113) durch den Unterschied des Deus implicitus und explicitus ausgedrückt ist. Nämlich in dem Grund Gottes ist die Existenz Gottes implicite mit enthalten, nur noch nicht entwickelt. Aus dem dunkeln Grunde entwickelt sich Gottes Seyn durch die Sehnsucht. („Von d. Freiheit", S. 434 u. 435.) „Weil nämlich dieses Wesen (der anfänglichen Natur) nichts anderes ist als der ewige Grund der Existenz Gottes, so muß es in sich selbst, obwohl verschlossen, das Wesen Gottes, gleichsam als einen im Dunkel der Tiefe leuchtenden Lebensblick, enthalten." Diese Evolution Gottes geschieht allmälig, in der Zeit, wie mehrere deutliche Stellen bezeugen („Freiheit", S. 494 — 496, „Denkmal", S. 83 — 95), ungeachtet andere widersprechen („Freih.", S. 430). Die verschiedenen Abstufungen dieser Evolution Gottes bilden die mannichfachen Gestaltungen der Schöpfung, und die Unterschiede von Geist und Materie, Freiheit und Natur, Gutem und Bösem, wie unten noch genauer entwickelt werden soll.

Wir haben hier wieder eins der Traumgesichter derjenigen Philosophie, die, weil sie keine Grenzen für die Vernunft anerkennen will, sich in Regionen verirrt, in denen die Vernunft nichts anderes vermag als fabeln und dichten. In dem gegenwärtigen Gesicht nun lernen wir, daß das Gesetz der Causalität nicht etwa blos auf endliche Dinge, sondern auch auf das Absolute sich bezieht, daß also auch Gott einen Grund haben müsse. In welchem Zusammenhange aber diese Theilung Gottes mit dem Princip der Realität stehe, ist durchaus nicht nachgewiesen, im Gegentheil ist sie von außen in dasselbe hineingetragen. Die Erfahrung lehrte Schelling Mannichfaltigkeiten der Dinge, er mußte diese erklären, und zerspaltete daher das Absolute, Gott, um

scheinbar aus dem Princip der Einheit die Differenz hervorzubringen. Schelling selbst wußte diese Einheit nicht anders zu retten, als daß er noch über beiden Principien, dem Grund und der Existenz Gottes, ein höheres erdichtete, einen Urgrund oder Ungrund, in welchem diese Theilung noch nicht ist, welcher die absolute Indifferenz (nicht Identität) beider ist. Dieser Ungrund ist das wahre Princip der Schelling'schen Philosophie, und aus ihm mußte also die Differenz hervorgebracht werden. Dies ist aber keineswegs geschehen: denn diesem Ungrund, als absoluter Indifferenz, fehlt es ganz an einem Princip des Theilens; wie kömmt also Schelling von dieser Einheit zur Dualität Gottes? „Der Urgrund theilt sich aber (heißt es „W. d. Fr.", S. 499) in die zwei gleich ewigen Anfänge, nur damit die zwei, die in ihm als Ungrund nicht zugleich oder Eines seyn konnten, durch Liebe Eins werden, d. h. er theilt sich nur, damit Leben und Liebe sey und persönliche Existenz." Hier ist offenbar Leben, Liebe und persönliche Existenz als nothwendig vorausgesetzt neben dem Urgrund. Also nicht das Princip, der Urgrund ist es, aus welchem die Differenz hervorgebracht wird, sondern die Differenz wird willkürlich und selbständig neben der Einheit in das Absolute gesetzt. Wir haben hiermit ganz vollständig das persisch-zoroastrische Religionssystem, wo aus einem höchsten, prädicatlosen, unbegreiflichen Grundwesen Zeruane akerene, dem Schelling'schen Urgrund, die beiden Principien des Lichts und der Finsterniß, des Guten und Bösen, Ormuzd und Ahriman hervorgehen. Ich lasse hier unberücksichtigt, welche religiöse Begriffe daraus hervorgehen, wie z. B., daß Gott nicht allein das Absolute ist, daß Gott einen von sich verschiedenen Grund hat, daß Gott aus einem Ungrund geworden ist, daß Gott überhaupt erst allmälig wird u. s. w., und untersuche nur genauer, wie daraus die sittlichen Begriffe im Einzelnen entwickelt werden.

Als Resultat bleibt also stehen: das Princip der Identität an sich kann sich allein aus sich selbst gar nicht entwickeln: denn die Frage, wie von dem Standpunct der absoluten Einheit zu dem Mannichfaltigen zu kommen sey, bleibt immer unbeantwortet. Die Entwickelung geschieht daher nur durch fremdartige Beimischung zum Princip, durch Hinzufügung der aus Erfahrung geschöpften Mannichfaltigkeit zur Einheit. Da nun aber das Princip dieser fremdartigen Beimischung immer widerstrebt, so besteht die ganze Entwickelung der Schelling'schen Philosophie in nichts anderm als in einem Hin- und Herschwanken zwischen dem Princip und dem Zusatz, zwischen der Einheit und der Mannichfaltigkeit, Idealismus und Realismus; in einem ewigen Streben, beide als Eins darzustellen, und doch auch beide als Besonderes

zu haben. Und so kömmt es, daß die Begriffe von objectiver Welt, Freiheit, Selbständigkeit, Persönlichkeit, Gut und Bös rc. immer bald als Eins mit dem Absoluten, bald als etwas für sich Seyendes dargestellt werden, und daß sie deswegen in einen mystischen Nebel verhüllt und aller Klarheit und Bestimmtheit beraubt werden. Bei diesem ewig wiederholten Spiel des Setzens und wieder Vernichtens des Seyns der Dinge bleibt jedoch für den Unbefangenen immer zuletzt das Resultat stehen, daß alle jene Begriffe vor dem alles in die absolute Einheit verschlingenden Princip — Nichts sind, und nur Etwas sind durch empirische Zusätze.

Wie also lassen sich aus diesem Hypothesenwesen die einzelnen zur Begründung der Sittlichkeit erforderlichen Begriffe von einer objectiven Welt, von Freiheit, Persönlichkeit, Gut und Bös u. s. w. ableiten?

In Hinsicht der objectiven Welt und ihres Verhältnisses zu Gott ist nach den Schelling'schen Grundsätzen eine zweifache Ansicht möglich, eine idealistische und eine realistische, je nachdem man von der subjectiven oder objectiven Seite ausgeht; sie endigen aber beide in dem Pantheismus, vermöge des Princips, das alles in das Eine verschlingt und das Geschaffene mit dem Schöpfer identificirt. Auf jeden Fall also wird das besondere Seyn der Welt, im Unterschiede von Gott, geleugnet, und es ist nun eigentlich ziemlich gleichgültig, ob man die ideale Seite vorherrschen lasse und die Welt in Gott aufnehme, oder umgekehrt von dem Realen zum dem Idealen fortgehend, einen Materialismus aufstelle, der Gott in die Welt aufgehen läßt und Gott nur zu einer Weltseele, zur höchsten Naturkraft macht. Diese letztere Ansicht war indessen zu sichtbar aller ethischen Deutung unfähig; darum läßt Schelling in seinen praktischen Schriften immer die idealistische Seite vorherrschen. Die Ausdrücke, welche Schelling von der Welt gebraucht, als einer Offenbarung, Bejahung, Selbstobjectivirung Gottes, als einem Selbstsetzen, Selbsterkennen, Selbstanschauen Gottes, einer Ausbreitung, Evolution Gottes, einer Immanenz oder einem Seyn in Gott, drücken alle keine Realität der Welt aus, sondern haben einen idealistischen oder pantheistischen Sinn. Einen solchen geben auch die oben genannten beiden Hypothesen. Der Abfall von Gott erzeugt keine Realität, sondern eben das Abgefallene ist das wahre Nichts, ein Inbegriff von Nichtwesen; die Sinnenwelt oder Erscheinungswelt ist ein bloßes Scheinwesen, ein εἴδωλον, „Phil. u. Relig.", S. 35, 37 — 40 u. s. w. Durch die Trennung des Grundes von der Existenz Gottes wird zwar auch die Natur als der Grund, etwas Verschiedenes von Gott als Existenz, aber der Grund ist

doch nur in Gott, er ist nichts ohne den actu existirenden Gott, also Gott ist die Existenz, das Seyn und Wesen der Welt („V. der Freih.“, S. 453, 454), und Schelling behauptet, daß nichts außer Gott sey, das. S. 429 u. 431, ja er gibt selbst die Erlaubniß, sein System Pantheismus zu nennen, das. S. 502. Pantheismus aber ist in dieser Beziehung, wo es sich blos um die Realität der objectiven Welt handelt, Eins mit Idealismus: denn beide leugnen sie, und unterscheiden sich blos darin, daß der letztere die Welt in das Ich, die Vernunft, verschlingt, der erstere in Gott. Und damit haben wir zugleich den Unterschied des Fichte'schen und Schelling'schen Idealismus bezeichnet. Bei Fichte war das Ich das Absolute und das einzig Reale, bei Schelling war weder das Ich noch das Nicht-Ich real, sondern eine Identität beider, das Absolute oder Gott. Gemeinschaftlich ist also beiden die Vernichtung der Realität des Nicht-Ich, der objectiven Welt, und es kömmt bei Schelling nur hinzu, daß auch das Ich, also Geist und Freiheit, vernichtet wird. Wir sehen also auch hier bei Schelling, wie oben bei Fichte, für die Tugend einen schweren Kampf gegen die Sinnenwelt, die — Nichts ist, vorgeschrieben; und da das feindselige Verhältniß des Idealismus gegen das Sittliche schon bei Fichte gezeigt worden ist, so kann dies hier übergangen und sogleich die wichtigere Lehre von der Freiheit an den Schelling'schen Idealismus angeknüpft werden.

Schelling geht nämlich bei seinen Untersuchungen über die Freiheit zuerst von dem Standpunct des Idealismus aus, der zuerst die Freiheit zum Eins und Alles der Philosophie machte, und dem wir den ersten vollkommnen Begriff der formellen Freiheit verdanken sollen. („V. d. Freiheit“, S. 419 fg.) Allein der Idealismus, fährt Schelling fort, ist doch nicht weniger als vollendetes System. Wir erhalten nämlich durch den Idealismus nur den allgemeinsten und blos formellen Begriff der Freiheit; diese muß aber eine Materie erhalten, und dadurch zu einer realen und lebendigen Bedeutung, als Vermögen des Guten und Bösen, erhoben werden. Dazu aber reicht es keineswegs hin zu behaupten: „daß Thätigkeit, Leben und Freiheit allein das wahrhaft Wirkliche seyen, es wird vielmehr gefordert, auch umgekehrt zu zeigen, daß alles Wirkliche (die Natur, die Welt der Dinge), Thätigkeit, Leben und Freiheit zum Grunde habe, oder in Fichte'schem Ausdruck, daß nicht allein die Ichheit alles, sondern auch umgekehrt alles Ichheit sey.“ (S. 420.)

Dieser Standpunct der Identität aber ist es, der Schelling gerade am sichersten zur Vernichtung der Freiheit führt, denn dieser nöthigt ihn eben von der Aufgabe auszugehen, den Zusammenhang des Begriffs der Freiheit mit dem Ganzen der Weltan-

sicht, mit dem Absoluten darzuthun, die, weil sie unlösbar bleiben muß, zur Vernichtung der Freiheit nöthigt. Denn dadurch fällt Schelling unumgänglich nothwendig in Pantheismus und Fatalismus. („Von der Freiheit", S. 402.) Eine Philosophie, die ihre Grenzen kennt, wird eine solche Aufgabe nie unternehmen. Sie wird es nie unternehmen, das, was dem wahren, ewigen Seyn der Dinge angehört, mit unserem endlichen Verstande begreifen zu wollen; sondern sie wird dies nur subjectiv als Glaube aufnehmen, sie wird über das Ewige sich nie ein positives Wissen anmaßen, sondern sie wird sich dies nur negativ durch Verneinung der Schranken der Endlichkeit denken. So wird sie also auch die Idee der Freiheit sich nur negativ als Verneinung der Nothwendigkeit und des Causalzusammenhanges der Dinge denken, und wenn mit dieser Freiheit die Idee einer Gottheit, als absolutes Princip alles Seyns, nach menschlicher, endlicher Vorstellung im Widerspruch zu stehen scheint, so gehören diese Widersprüche nicht zum wahren Wesen der Dinge, weil sie positiv das Ewige aussprechen, und es steht uns also nicht zu, über sie zu urtheilen. Jeder Versuch, über das negative Verhältniß der Ideen hinauszuschreiten, führt unausweichlich zu Widersprüchen, wie selbst die einzelnen Eigenschaften in Gott selbst, z. B. Güte und Gerechtigkeit u. a. zeigen.

Nach dieser Ansicht können wir auch nicht den von Schelling aufgestellten Begriff von der Freiheit annehmen, der als wesentlich sogleich den Gehalt derselben mit in sich schließt, und so die bloß formelle Freiheit des Idealismus, von der wahren, zugleich auch materiellen unterscheidet. („V. d. Freiheit", S. 422.) Aber dann wäre mit der Materie auch zugleich etwas Positives verbunden, und unserem Begriff von der Negativität der Ideen gemäß halten wir das Formelle der Freiheit für das einzig Wesentliche derselben, und lassen die Materie aus der Welt der Erscheinung hinzukommen. Daher halten wir es auch für zweckmäßiger, die Untersuchung von der formellen Freiheit, die bei Schelling an das Ende gestellt ist, zu beginnen, hierauf im Besondern etwas über Persönlichkeit des Menschen und über die Begriffe von Geist, Seele, Selbständigkeit und Individualität folgen zu lassen, dann erst von der materiellen Freiheit und von dem Begriffe Gut und Bös zu reden, und endlich die Sittlichkeit in ihrer Erscheinung nach den vorhergehenden Grundsätzen zu betrachten.

Schelling gesteht selbst („V. d. Freiheit", S. 402), daß die Freiheit als etwas Besonderes betrachtet mit dem Absoluten unvereinbar sey. Gottes Allmacht läßt keine andere Macht neben sich zu. „Absolute Causalität in Einem Wesen läßt allen andern nur unbedingte Passivität übrig."

Dieser Widerstreit der Freiheit mit dem Absoluten oder der Gottheit kann nicht anders gelöst werden, als indem man die Freiheit in das göttliche Wesen selbst rettet, und sagt: „daß der Mensch nicht außer Gott, sondern in Gott sey, und daß seine Thätigkeit selbst mit zum Leben Gottes gehöre." (S. 404.) Pantheismus nämlich, behauptet Schelling (S. 403), kann zwar einen fatalistischen Sinn haben, er ist aber keineswegs wesentlich damit verbunden, im Gegentheil hat von jeher das lebendigste Gefühl der Freiheit zum Pantheismus getrieben. Eben so erklärt er sich in Philosophie und Religion. Wahrhaft frei, heißt es S. 37—40, ist das Abgefallene nur, insofern es zugleich im Absoluten ist, d. h. es ist absolut und wahrhaft frei nur in der absoluten Nothwendigkeit. Indem es daher in seiner eigenen Qualität, als ein von der Nothwendigkeit getrenntes Freies ist, hört es auf wahrhaft frei zu seyn, es ist als solches nur ein Scheinleben; Freiheit in ihrer Lossagung von der Nothwendigkeit ist das wahre Nichts. Also auch die Freiheit der menschlichen Seele in ihrer Lossagung von der Nothwendigkeit oder vom Absoluten, d. i. ihre Freiheit als Individuum ist das wahre Nichts, denn wahrhaft frei vermag die Seele nicht zu seyn, ohne zugleich im Unendlichen oder Absoluten, also nothwendig zu seyn, oder die absolute, wahre Freiheit ist nur die, welche mit der absoluten Nothwendigkeit Eins ist. (Das. S. 56 u. 57.) Damit ist doch wohl deutlich genug erklärt, was Schelling von der Freiheit halte, und daß es wenigstens ganz gewiß nicht diejenige seyn könne, aus welcher eine sittliche Zurechnung hervorgebracht werden könne. Und dennoch unternimmt es Schelling, die Zurechnung mit dieser Freiheit in Harmonie zu bringen. Freiheit nämlich, sagt Schelling („V. d. Freiheit", S. 463 fg.), ist eben so wenig ein Vermögen ohne alle bestimmende Gründe zu wollen — dies wäre Zufall, der undenkbar ist, — als empirische Nothwendigkeit, d. i. Zwang, sondern es ist eine innere, intelligible Nothwendigkeit, die aus dem Wesen des Handelnden nothwendig hervorgeht. Durch den Idealismus ist die Freiheit in ihr wahres Gebiet, in das Intelligible versetzt worden, und demnach ist sie einestheils über aller Natur und außer allem Causalzusammenhang der Natur, anderntheils aber erhält sie nothwendig durch das Intelligible eine Bestimmung, sie wird durch das eigene Wesen, die innere Natur des Handelnden bestimmt, denn (S. 467) „frei ist, was nur den Gesetzen seines eigenen Wesens gemäß handelt, und von nichts anderem weder in noch außer ihm bestimmt ist." Und dies ist der Punct, in welchem Freiheit und Nothwendigkeit in Eins zusammenfallen; innere Bestimmtheit, intelligible Nothwendigkeit ist Freiheit, sie sind beide Ein Wesen, nur von

verschiedenen Seiten betrachtet, an sich Freiheit, formelle Nothwendigkeit. Nach dieser Theorie von der Freiheit ist es völlig consequent, wenn es S. 469 heißt: „daß Judas ein Verräther Christi würde, konnte weder er selbst, noch eine Creatur ändern", aber unbegreiflich sind die Worte, die gleich hinzugesetzt werden: „und dennoch verräth er Christum nicht gezwungen, sondern willig und mit völliger Freiheit." Denn nach dieser Bestimmung wäre das Thier das seinem Instinct folgt, die Pflanze die sich nach innern Gesetzen entwickelt, und der Stein der nach dem Gesetz der Schwere fällt, nicht weniger frei als der Mensch, denn auch sie bewegen sich nach den Gesetzen ihres Wesens. Schelling leugnet nicht (S. 467), daß, wäre jenes Wesen des Menschen ein todtes, blos gegebenes, die Zurechnungsfähigkeit und Freiheit aufgehoben wäre; aber eben jene innere Nothwendigkeit ist selber die Freiheit; das Wesen des Menschen ist wesentlich seine eigene That. Sie ist es durch einen Uract, eine intelligible That, die vor und außer aller Zeit, der Ewigkeit angehört, und die einzelnen, erscheinenden Handlungen sind nothwendig aus dieser intelligiblen That. Hier haben wir den vollendeten intelligibeln Fatalismus, der mit der kirchlichen Prädestinationslehre von einer Vorherbestimmung der Menschen zum Guten oder Bösen wesentlich Eins ist. Denn es ist nicht einzusehen, was es in Bezug auf die sittliche Zurechnung für einen Unterschied mache, ob die Vorherbestimmung durch einen absoluten Rathschluß Gottes geschehe, oder (S. 471) durch eine „mit der Schöpfung gleichzeitige Handlung", wodurch das Wesen des Menschen erst hervorgebracht würde, denn in beiden Fällen that es nicht der Mensch selbst. Die zu Grunde liegende Idee, gegen die Niemand etwas einzuwenden haben kann, ist die, daß man bei jeder menschlichen That, das was der Erscheinung angehört, von ihrem wahren Seyn unterscheiden muß, und daß die Zurechnung sich nicht auf die That als Erscheinung, sondern auf das wahre Seyn derselben, also das Intelligible in derselben beziehe. Denn man kann das gesammte Gebiet des menschlichen Handelns, insofern es Erscheinung ist, ganz nach physischen und psychologischen Gesetzen einer strengen empirischen Nothwendigkeit unterworfen denken, ohne daß dadurch die Freiheit und Zurechnung im geringsten beeinträchtigt würde, und Kant und Fries haben diese Idee durch den Unterschied des empirischen Charakters von dem intelligiblen Charakter ausgedrückt, und in diesem Sinne hat selbst die auffallende Behauptung Schelling's, daß Freiheit und Nothwendigkeit im Grunde Eins seyen, nur von verschiedenen Gesichtspuncten betrachtet, einen wahren Sinn, insofern nämlich ein und dasselbe menschliche Handeln, von dem Standpunct der Erscheinung betrachtet, ganz als Nothwendigkeit

erscheint, von dem Standpunct des wahren Seyns aber ganz als Freiheit. Diesen Sinn aber hat Schelling's Satz nicht, denn nach ihm ist gerade in dem wahren Seyn, in dem Absoluten, die Einheit der Freiheit und Nothwendigkeit, die intelligible That selbst eine nothwendige That des Absoluten. Nach dem Grundsatz der Negativität der Ideen kann man nichts weiter sagen, als, die intelligible That, oder der intelligible Charakter ist — nicht aus der Natur, d. h. frei. Aber in welchem Zusammenhange dieser intelligible Charakter mit dem ewigen Seyn, der Gottheit und Nothwendigkeit stehe, daß liegt außerhalb der Grenzen unserer Erkenntniß. Diese intelligible That kann keine Zurechnung begründen, denn sie ist über und außer menschlichem Seyn und Wesen: Freiheit ist hier nicht in dem Menschen, sondern der Mensch ist und wird erst durch Freiheit, er wird durch die intelligible That erst hervorgebracht. Vor dem Uract hat der Mensch noch kein Seyn, da er („V. d. Freiheit", S. 469) „dem Bewußtseyn und dem Wesen des Menschen vorangeht, es erst macht;" er kann also mit einem Worte nichts seyn als ein Act des Absoluten, der Gottheit. Also, wenn auch die intelligible That selbst frei war, die einzelnen daraus folgenden Handlungen des Menschen sind es nicht mehr, oder, wenn der Mensch auch frei war, so ist er es doch nicht. Aber auch der Uract selbst ist nicht frei, denn in Gott ist Freiheit = Nothwendigkeit. Er ist eine nothwendige Offenbarung Gottes, Gott muß sich offenbaren, er wäre nicht Gott, nicht persönlicher, wirklich existirender Gott, wenn er sich nicht offenbart hätte; also die Natur der Sache, eine höhere Nothwendigkeit als Gott selbst, gleichsam ein über Gott erhabenes Schicksal nöthigt Gott zu dem Uract der Selbstoffenbarung. Wir sehen hier Schelling wieder auf sein Princip des All-Eins zurückkommen; aber eben damit ist auch die Freiheit und Zurechnungsfähigkeit gänzlich vernichtet, und starre Nothwendigkeit über Gott und Welt zugleich ausgegossen.

Eben so in der Lehre von der menschlichen Selbständigkeit und Persönlichkeit, welche ebenfalls für die moralische Zurechnung erfordert wird. Wie die formelle Freiheit mit der Nothwendigkeit, so streitet die individuelle Selbständigkeit und Persönlichkeit mit dem Seyn in Gott. Vermöge seines Princips des Absoluten soll bei Schelling auch die Sittlichkeit für eine absolute Vernunft seyn. Für eine absolute Vernunft aber ist Sittlichkeit undenkbar, denn diese setzt nothwendig sinnliche Beschränkung voraus. Für eine absolute Vernunft gibt es kein Gesetz, kein Sollen, denn alles ist in ihr vollkommnes Seyn. Sittlichkeit aber ist ein Kampf, ein Streben, das etwas Widerstrebendes, Reales voraussetzt. Es gibt aber nach der Identitätslehre

außer dem All-Eins gar nichts besonderes Reales, und die Geschöpfe werden mit dem Schöpfer identificirt, also alle Selbständigkeit der ersteren vernichtet. Schelling leugnet zwar diese Vermischung Gottes mit den Dingen durch den Pantheismus; aber eben was er zu seiner Vertheidigung anführt, daß nämlich bei Spinoza der Unterschied zwischen Gott und den Dingen auf das schärfste so bestimmt werde, („V. d. Freiheit", S. 404) daß „Gott das ist, was in sich ist, und aus sich begriffen wird, das Endliche aber, was nothwendig in einem Andern (Gott) ist", spricht es ja ausdrücklich mit aus, daß das Endliche nichts für sich, sondern nur in Gott Etwas ist, und die Dinge sind allerdings nach dieser Erklärung nicht toto genere, sondern nur gradweise, als Modificationen, von Gott verschieden. Die Erklärung von dem Satze der Identität aber, wodurch Schelling (das. S. 406) sich herauszuziehen sucht, daß nämlich Identität nicht Einerleiheit zwischen Subject und Prädicat, sondern nur eine Uebereinstimmung in irgend einer Beziehung bedeute, ist wahrhaftig nichts als eine leere Ausflucht. Denn trotz des Anathemas der größten „dialektischen Unmündigkeit", das S. 407 gegen diese Art der Auslegung geschleudert worden ist, wagt es Ref. dennoch zu behaupten, daß nicht allein die Wortbedeutung von Identität keinen andern Sinn voraussetzen lasse, sondern daß auch das ganze System Schelling's, welches eben darauf beruht, daß alle Dinge in der höchsten, absoluten Einheit sind, durch diese Bedeutung, welche neben der Einheit auch die Differenz stehen läßt, fallen müßte, wenn man die Identität so verstehen wollte; denn daß das Vollkommene mit dem Unvollkommenen, das Gute mit dem Bösen, die Freiheit mit der Nothwendigkeit, die Seele mit dem Leib, in irgend etwas Eins sey, wer kann dies leugnen? und wäre es auch in nichts anderem als darin, daß sie alle gedacht werden, daß sie Ideen oder Begriffe sind; aber was ist denn auch damit gesagt? Wenn er aber S. 412 behauptet, die Einheit oder Identität sey keineswegs eine unempfindliche und unlebendige, sondern eine unmittelbar schöpferische, und wenn er neben dem Gesetz der Identität als gleich ursprünglich das des Grundes und der Folge annimmt, nun so geht er eben über sein Princip hinaus und setzt neben der Einheit noch Mannichfaltigkeit.

Schelling fährt hierauf (S. 409 fg.) fort zu zeigen, daß nicht allein Individualität und Selbständigkeit, sondern selbst Freiheit durch den Pantheismus oder die Immanenz in Gott nicht aufgehoben werde, vermischt aber hierbei fast durchgängig die Begriffe von Selbständigkeit und Freiheit. Durch die Abhängigkeit der Geschöpfe von Gott soll, nach Schelling (S. 413), die

Selbständigkeit nicht aufgehoben werden, weil durch die Abhängigkeit nicht das Wesen, sondern der Ursprung bestimmt werde, und jedes organische Wesen dem Werden nach, nicht aber dem Seyn nach abhängig sey. Aber liegt nicht im Pantheismus auch eine Abhängigkeit dem Seyn nach? Noch weniger aber ist mit der Selbständigkeit ein Begriffenseyn in Gott vereinbar, und wenn Schelling dieses selbst mit der Freiheit für vereinbar hält, so zeigt er hierbei am deutlichsten seine Verwechselung der Freiheit mit Selbständigkeit. S. 413 sagt er: „Wäre das in einem Andern Begriffne nicht selbst lebendig, so wäre eine Begriffenheit ohne Begriffenes, d. h. es wäre nichts begriffen", und führt dafür das einzelne Glied, wie das Auge, im ganzen menschlichen Organismus an, dem er nicht allein Leben, sondern selbst Freiheit zuschreibt. Also das ist die Freiheit, die Schelling dem Menschen zuschreibt! Die Freiheit eines Gliedes am Körper, dem nichts als ein durchaus abhängiges Leben, nicht aber Selbständigkeit, geschweige Freiheit gehört. Schelling fährt fort: „Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Die Folge der Dinge aus Gott ist eine Selbstoffenbarung Gottes. Gott aber kann nur sich offenbar werden in dem, was ihm ähnlich ist, in freien, aus sich selbst handelnden Wesen." Wenn aber alles, was aus Gott kommt, frei seyn muß, so muß die ganze Schöpfung, auch die leb- und vernunftlose, frei seyn, und der Mensch steht also wieder auf gleicher Stufe mit der ganzen Natur. Was zu viel beweist, beweist aber gar nichts. Auch hat hier der Cirkelgang der Schelling'schen Deduction schon wieder ein Ende, denn S. 415 kehrt sie in ihren Anfangspunct zurück, wenn sie also schließt: „So wenig widerspricht sich Immanenz in Gott und Freiheit, daß gerade nur das Freie und so weit es frei ist, in Gott ist, das Unfreie und so weit es unfrei ist, nothwendig außer Gott." Wir wissen nun also, so wie ein Auge oder eine Hand sich nach dem Willen des Menschen bewegt, so bewegen sich die Menschen nach dem Willen Gottes, und dies ist die Schelling'sche Selbständigkeit und Freiheit! Damit stimmt die Art überein, wie sich Schelling darüber in „Philosophie und Religion" ausspricht. Ich erinnere dabei wieder an die idealistische Ansicht dieses Buches über die objective Welt überhaupt, welche einem Gegenbilde des Absoluten, einem Bilde im Reflex, oder einem Bild im Spiegel gleich ist, also für sich Nichts. („Philos. u. Relig.", S. 26.) Demnach ist das Reale wahrhaft nur in sich selbst etwas, insofern es zugleich im Absoluten ist, oder es ist nur ganz real, in wie fern es ganz ideal ist. (S. 29.) Die einzelnen Einheiten oder Ideen, welche das Reale aus sich selbst erzeugt (einzelne Individuen), sind die besonderen, einzelnen Bilder, in welchen

das Ideale dargestellt ist und sich selbst erkennt oder anschaut. (S. 29.) Nach der Abfallstheorie aber ist Selbständigkeit und Persönlichkeit durch Abfall vom Absoluten entstanden, diese Welt des Abgefallenen aber ist nichts Reales, sondern ein Inbegriff von Nichtwesen, ein bloßes Scheinbild, ειδωλον. (S. 35. fg.) Dies gilt auch von der gefallenen Idee, welche die endliche Seele, das endliche, individuelle, empirische Ich ist. Die Seele hat zwar die Möglichkeit, in das Absolute zurückzukehren, oder in dem Abfall zu beharren, aber diese Freiheit (zu beharren) ist Nichts, die Freiheit in ihrer Lossagung von dem Absoluten, d. i. ihre Freiheit als Individuum ist das wahre Nichts. (S. 36 fg., 56.)

Nach solchen Ansichten von der formellen Freiheit steht es auch um die materielle Freiheit, wie Schelling sie nennt, oder um die Realität der Begriffe von Gut und Bös sehr mislich. Bei der materiellen Freiheit, als einem Vermögen des Guten und des Bösen, kommt alles darauf an, die Realität dieser beiden Begriffe zu sichern. Hier tritt aber sogleich die Schwierigkeit entgegen, das Böse mit dem Princip des Absoluten, oder mit Gott, als dem allervollkommensten Wesen, in Harmonie zu bringen, und es entsteht so für die Schelling'sche Philosophie, so wie überhaupt für jeden Dogmatismus, die Aufgabe einer Theodicee. Schon die Bedeutung dieses Namens, eine Rechtfertigung Gottes durch den Menschen, spricht deutlich das Widersinnige des Unternehmens aus, da weder der echte Glaube an Gott einer solchen Rechtfertigung bedarf, noch der Mensch derselben fähig ist. Alle Versuche dieser Art sind auch bis jetzt noch mislungen, und müssen immer mislingen, weil es über die Grenzen der menschlichen Vernunft hinausliegt, von dem Ewigen eine positive Erkenntniß zu gewinnen. Schelling selbst weiß sich nicht anders vor einem unhaltbaren, verzweifelnden Dualismus zu schützen, als indem er, so wie oben die Freiheit, so auch hier das Böse in das Absolute, in Gott selbst rettet, und dadurch entweder die Realität des Bösen, oder den Begriff Gottes, als eines allervollkommensten Wesens, vernichtet. Schelling erklärt („Von d. Freih.", S. 422) gerade diesen Punct für den schwierigsten in der ganzen Lehre von der Freiheit, und die Darstellung der verschiedenen Versuche (S. 422—428), diese Schwierigkeit zu heben, zeigt als Resultat, daß zwar das System der Immanenz in Gott die Schwierigkeit am auffallendsten zeige, daß aber auch alle andern Versuche den Zusammenhang des Bösen mit Gott anders darzustellen zuletzt zu dem Resultat führen, daß nur die Wahl übrig bleibe, entweder zwischen dem Dualismus, einem System der Selbstzerreißung und Verzweiflung der Vernunft, oder auf irgend eine Weise, sey sie auch noch so fein bedingt und vermittelt, das

Böse aus dem Guten selbst abzuleiten, und also beiden in ihrer Wurzel als gleiche Quelle des Absoluten die Gottheit anzuweisen und sie dadurch zu identificiren. Auch Schelling schlägt diesen letztern Weg ein, und benutzt dazu seinen, schon oben von uns dargestellten Unterschied zwischen Grund und Existenz Gottes, oder vielmehr diesen Unterschied hat er vorzüglich zum Behuf der Erklärung des Guten und Bösen selbst ausgesonnen. Das Böse nämlich darf nicht Gott zugeschrieben werden; dennoch aber ist, nach den Grundsätzen des Pantheismus, außer Gott nichts; das Böse muß daher aus etwas hergeleitet werden, das nicht außer Gott und doch nicht Gott selbst ist. Ein solches ist aber nichts anderes als der Grund Gottes, der nicht Gott selbst, als actu existirender ist, aber doch auch nicht außer Gott ist, weil Gott seinen Grund in sich selber haben muß, es ist die Natur — in Gott. (S. 429.) Die allmälige Entwickelung des Grundes zur Existenz, der Sehnsucht zum Verstande oder des dunkeln Princips zu dem Lichtprincip gibt die Mannichfaltigkeit der Geschöpfe. Die Schöpfung ist also nur eine Trennung der beiden Principien, die in Gott ungetrennt sind. Die Bildung geschieht durch Scheidung der Kräfte des Grundes, vermittelst des Verstandes, oder durch Entfaltung der in dem Chaos des Grundes als Saame liegenden Einheit des Verstandes, oder durch Ein-Bildung des Wortes des Verstandes in den dunkeln Grund, oder durch Erweckung, indem der Verstand die in dem geschiedenen Grund verborgene Einheit oder Idee hervorhebt. (S. 432—435.) Jedes der auf diese Weise entstandenen Wesen hat daher ein doppeltes Princip in sich, das jedoch im Grunde nur Eins ist, von den beiden möglichen Seiten betrachtet. Das erste Princip ist das, wodurch sie von Gott geschieden oder wodurch sie im bloßen Grunde sind; das andere, wodurch sie im Verstande vorgebildet sind. Das erstere ist der Eigenwille der Creatur, blinder Wille, Begierde; das andere ist der Verstand als Universalwille. Je weiter die Bildung oder Scheidung der Kräfte des Grundes vorschreitet, desto mehr durchdringen sich die beiden Principien einander, und desto mehr nähern sie sich der vollkommenen Einheit beider. (S. 436.) Außer in Gott findet diese vollkommene Einheit, oder diese Erhebung des allertiefsten Centri (des dunkeln Grundes) in das Licht nur bei dem Menschen statt. In ihm ist die ganze Macht des finstern Princips und zugleich die ganze Kraft des Lichts. Die Identität des Princips der Selbstheit oder der Finsterniß mit dem idealen Princip des Lichts ist Geist. Der Geist steht über beiden Principien, über der Creatur und Natur, über Licht und Finsterniß, er ist frei von beiden Principien, er ist Wille, Freiheit. Aber dadurch, daß der Geist Geist, d. i. frei, über der

Natur ist, hat er die Möglichkeit in sich, sich von dem Licht zu trennen; oder der Eigenwille kann streben, das, was er nur in der Identität mit dem Universalwillen ist, als Particularwille zu seyn. Und hierin besteht der Unterschied der Identität der beiden Principien im Menschen, von der in Gott. Im Menschen ist sie auflöslich, in Gott unauflöslich. Diese Möglichkeit der Trennung beider Principien ist diejenige moralische Freiheit, die Schelling suchte, es ist die Möglichkeit des Guten und des Bösen. Das Böse aber ist hiernach weder das eine noch das andere Princip an sich, sondern das falsche Verhältniß zweier an sich weder guter noch böser Principien, oder positive Verkehrtheit oder Umdrehung der Principien; denn nicht der Wille des Grundes an sich ist bös, sondern nur insofern er aus dem Centro gewichen und in die Peripherie getreten, oder insofern er nicht mehr in dem Universalwillen, sondern für sich selbst seyn will. (S. 440 u. 441.) Dieser Begriff des Bösen, fährt Schelling (S. 441 fg.) fort, ist der allein richtige, denn er allein betrachtet das Böse als einen positiven Gegensatz des Guten, alle andern hingegen geben ihm nur den verneinenden Begriff der Unvollkommenheit der Creatur, und bestimmen dasselbe als etwas blos Passives, als Einschränkung, Mangel; Beraubung, Begriffe, die der eigentlichen Natur des Bösen völlig widerstreiten. Dies zeigt schon die Betrachtung, daß der Mensch, als die vollkommenste aller sichtbaren Creaturen, des Bösen allein fähig ist, und daß der Teufel, nach christlicher Ansicht, nicht die limitirteste Creatur war, sondern vielmehr die illimitirteste. Wollte jemand erwidern, daß ja eben die Umkehrung der Ordnung oder die Disharmonie eine Privation, nämlich eine Privation der Einheit sey, so kann man diesen Einwurf damit zurückweisen, daß nicht die Trennung der Kräfte an sich Disharmonie sey, sondern die falsche Einheit (?) derselben, die nur beziehungsweise auf die wahre, eine Trennung heißen kann. Aber eben jene falsche Einheit zu erklären, bedarf es etwas Positives, welches sonach im Bösen nothwendig angenommen werden muß. Von jener negativen Ansicht des Bösen gehen alle diejenigen aus, welche es einzig von der Sinnlichkeit oder der Animalität oder dem irdischen Princip ableiten, wie der Philanthropismus unseres Zeitalters. Nach dieser Erklärung besteht das Böse blos in der Trägheitskraft der Materie oder in der Beschränkheit der Endlichkeit. Aber dann würde die Sinnlichkeit oder das leidende Verhalten gegen äußere Eindrücke mit einer Art von Nothwendigkeit böse Handlungen hervorbringen, und somit würde für das Böse die Freiheit, also auch die Realität des Bösen für den Menschen verloren gehen. Denn die Schwäche oder Nichtwirksamkeit des verständigen Princips kann

zwar ein Grund des Mangels guter Handlungen seyn, nicht aber ein Grund positiv-böser und tugendwidriger; und so wie es einen Enthusiasmus für's Gute gibt, eben so gibt es eine Begeisterung für's Böse.

Gegen diese Erklärung des Bösen aber lassen sich manche bedeutende Einwendungen machen. Zuerst muß bemerkt werden, daß sich Schelling eine ganz falsche Vorstellung von der Ableitung des Bösen aus der Sinnlichkeit zu machen scheint, wenn er meint, daß nach dieser das Böse mit Nothwendigkeit aus der Sinnlichkeit hervorgehen müsse, und daß also die Sinnlichkeit an sich das Böse sey. Es ist dies gerade am allerwenigsten die Ansicht des Philanthropismus unserer Zeit, dem er sie doch unterlegt; sondern höchstens möchten einige Mystiker oder neuplatonische Philosophen so feindselig gegen die Sinnlichkeit gesinnt seyn. Im Gegentheil findet gerade das, was Schelling an dieser Ableitung des Bösen aus der Sinnlichkeit tadelt, auch in seiner Deduction, nur mit verändertem Namen, eben so statt. Statt der beiden Principien des Grundes und des Lichtes setze man die Sinnlichkeit und die Vernunft; das Princip des Grundes ist nicht an sich böse, so wie auch die Sinnlichkeit nicht an sich böse ist, sondern nur durch Umkehrung ihres wahren Verhältnisses zur Vernunft, oder dadurch, daß die Sinnlichkeit sich von der Vernunft trenne und über sie erhebe. Diese Lossagung und Erhebung geschieht keineswegs, wie Schelling behauptet, mit Nothwendigkeit, sondern besteht immer in einer freien Zulassung der Vernunft, die das Vermögen der Oberherrschaft über die Sinnlichkeit besitzt, und dieses also mit Freiheit aufgibt, wenn sie der Sinnlichkeit nachgibt. Denn der Wille des Menschen wird von außen zwar afficirt, aber nie bestimmt. Dagegen läßt sich gerade von der Schelling'schen Deduction bezweifeln, ob nach ihr das Böse mit Freiheit geschehen könne. Die Möglichkeit des Bösen beruht nach Schelling auf der Möglichkeit der Trennung der beiden Principien. Nun ist aber der Mensch nur Geist, über dem Creatürlichen, oder frei durch die Identität beider Principien. Die Trennung derselben hebt also auch den Geist und die Freiheit des Menschen wieder auf und setzt ihn in das Creatürliche herab. Derjenige Act also, der das Böse hervorbringen soll, oder der vielmehr selbst schon bös ist (denn das Böse besteht ja nicht in der äußern, sondern der inneren That, dem Entschluß) hebt, nach dieser Ansicht, die Möglichkeit des Bösen auf. Auch dagegen, daß das Böse durchaus etwas Positives seyn müsse, läßt sich vieles einwenden. Erstlich, wenn auch die Fähigkeit des Bösen an dem Menschen, im Vergleich mit den andern Geschöpfen und an dem Teufel, als eine Voll-

kommenheit erscheint, so ist sie doch im Vergleich mit Gott, in dem die beiden Principien unauflöslich sind, entweder an dem Menschen eine Unvollkommenheit, oder diese Unauflöslichkeit ist in Gott eine Unvollkommenheit in Vergleich mit dem Menschen, so daß dieser als freies Wesen vor Gott als nichtfreiem einen Vorzug hat. Wenn das Gute als Einheit oder Harmonie dargestellt wird, so kann das Böse nur als Disharmonie, also als Negation der Einheit, diesem entgegengesetzt werden, und eine falsche Einheit, eine falsche Harmonie, die Schelling, um den positiven Charakter des Bösen zu behaupten, der wahren Einheit des Guten entgegenstellt (S. 448), ist ein Gedanke, der in sich selbst widersprechend und völlig undenkbar ist. Ueberhaupt aber hat diese ganze Erklärung des Bösen als etwas Positiven die Bedeutung, daß das Böse etwas Absolutes sey, daß es in dem Absoluten als etwas Positives existire. Diese Idee, die freilich aus dem Schelling'schen Princip, nach welchem alles aus dem Absoluten abgeleitet und erklärt werden muß, wirklich fließt, nöthigte auch hier das Daseyn des Bösen in dem Absoluten zu erklären und das Böse theoretisch, als objective Wahrheit zu erkennen. Hier aber ist der Punct, in welchem der Grundfehler der Schelling'schen Ansicht von dem Bösen liegt, der also wiederum mit seinem fehlerhaften Princip zusammenhängt. Erklären läßt sich überhaupt nichts aus dem Absoluten, weil sich nichts Positives darin erkennen läßt, und wir haben das volle Recht, die Schwierigkeiten, welche die Vereinigung des Bösen mit dem Absoluten immer haben muß, allein mit unserer Unwissenheit zurückzuweisen, denn es liegt außerhalb der Grenze unserer Vernunft, etwas weiteres als die Verneinung der Schranken des Endlichen anzuerkennen. Schelling aber weiß nichts von diesen Schranken, und darum muß er auch eine theoretische und objective Erkenntniß von dem Bösen zu gewinnen suchen. Theoretisch aber hat das Böse gar keine Bedeutung, sondern nur praktisch, durch Deutung und Anwendung der Idee der Freiheit auf die Erscheinung. Der reine Glaube weiß nichts von dem Bösen, das wahre Seyn ist das Reich der absoluten Zweckmäßigkeit, und in ihm ist alles gut. Nur indem wir das Seyn in sich oder die Idee auf die Erscheinung anwenden und sie mit einander vergleichen, entsteht aus dem Widerspruch zwischen beiden das Böse. Das Böse ist aber auch ferner nichts Objectives, sondern nur ein subjectives Verhältniß des intelligiblen Charakters zum empirischen. Es ist ein großer Unterschied, ob man das Böse objectiv von dem Standpunct der totalen Weltansicht betrachte, oder nur subjectiv für die menschliche Individualität und Persönlichkeit. Von dem ersteren Standpunct aus ver-

schwindet die Realität des Bösen in der Idee der absoluten Zweckmäßigkeit oder der besten Welt. Nur auf dem subjectiven Standpunct, der von der Idee der Intelligenz, des Geistes, ausgeht, läßt sich die Realität des Bösen halten. Und in Beziehung auf die Intelligenz muß allerdings das Böse als etwas Positives anerkannt werden. Zwar können wir nicht anders als in der Erscheinung das Böse wahrnehmen, aber in der Erscheinung spricht sich ja eben das Seyn an sich, also in dem menschlichen Handeln spricht sich die Idee der Freiheit aus, also muß auch die Realität des Bösen in dem wahren Seyn liegen. Intelligible oder geistige und sinnliche, oder empirische Natur sind beide das gleiche Wesen, die gleiche Realität, nur entweder als äußere oder als innere Natur betrachtet. Wenn also auch das Böse immer nur durch die sinnliche Natur in Anregung gebracht wird, so ist es doch immer nur ein und dasselbe wahre Wesen, die Freiheit, welche den Entschluß faßt, und der wir also das Böse zumessen müssen. Das Böse ist eine That des wahren Wesens des Menschen, und wir müssen also allerdings einen Hang zum Bösen, als wesentliche Eigenschaft des Menschen anerkennen. Nur subjectiv können wir also dem Bösen einen positiven Charakter zuerkennen, durchaus aber nicht objectiv, aus dem Standpunct des Absoluten. Wie dieser Standpunct das Böse in Widerstreit mit den Ideen von Gott und der besten Welt versetze, und wie in diesem Widerstreit die Realität des Bösen untergehen müsse, dies wollen wir nun weiter an Schelling's Untersuchungen selbst beobachten. Die Wirklichkeit des Bösen, sagt Schelling („Freih.", S. 451, ff.), beruht darauf, daß die zwei Principien nothwendig zur Offenbarung Gottes sind. Denn jedes Wesen kann nur in seinem Gegentheile offenbar werden, Liebe nur in Haß, Einheit im Streit. Wäre keine Zertrennung der Principien, so könnte die Einheit ihre Allmacht nicht erweisen; wäre nicht Zwietracht, so könnte die Liebe nicht wirklich werden. Gott selbst, damit er seyn kann, bedarf eines Grundes, obgleich in ihm selbst, doch von ihm verschieden. Der Wille der Liebe und der Wille des Grundes sind zwei verschiedene Willen, deren jeder für sich ist, aber der Wille der Liebe kann dem Willen des Grundes nicht widerstehen, noch ihn aufheben, weil er sonst sich selbst widerstreben müßte; denn der Grund muß wirken, damit die Liebe seyn könne, und er muß unabhängig von ihr wirken, damit sie reell existire. Wollte nun die Liebe den Willen des Grundes zerbrechen, so würde sie gegen sich selbst streiten und wäre nicht mehr die Liebe. Dies Wirkenlassen des Grundes ist der einzig denkbare Begriff der Zulassung. Der Wille des Grundes und der der Liebe werden also gerade dadurch Eins, daß sie geschieden sind:

Hier drängt sich die Frage auf: wie kann eine Zulassung Gott von der Theilnahme an dem Bösen befreien, die Schelling selbst vorher mit vollem Rechte verworfen hatte, weil sie ein mittelbares negatives Hervorbringen des Bösen durch Gott in sich schließt? Aber ist denn das, was Schelling hier so nennt, wirklich Zulassung, oder ist es nicht vielmehr Zwang? Der Wille der Liebe muß den Willen des Grundes wirken lassen, wenn er nicht sich selbst, als Liebe, aufheben will; Gott muß das Princip des Grundes zulassen, wenn er nicht seine Existenz vernichten will; denn die Selbstoffenbarung Gottes, d. i. der Act seiner Existenz, ist bedingt durch das Böse. Hier ist nun allerdings die Schuld des Bösen von Gott genommen, und vielmehr Gott dem Bösen unterworfen, aber zugleich ist auch der Begriff Gottes, als des höchsten Wesens, vernichtet. Gott ist hier („Freih.", S. 493) einem Schicksale, einem Leiden und Werden unterworfen, Schelling's Gott ist also nicht unser, nicht der höchste Gott, und es bleibt die höhere Frage unbeantwortet, wie das Böse mit dem höchsten Wesen, nenne man es Gott oder Schicksal, vereinbar sey. Auf der andern Seite aber nennt Schelling auch wieder diese Selbstoffenbarung eine freie, sittliche That, so daß also auch alle Folgen derselben von Gott vorhergesehen und in der That mit inbegriffen sind. Ist aber dann nicht Gott offenbar schuldig an dem Bösen, da dieses nothwendige Folge der Selbstoffenbarung ist? Die Einrede gegen seine Theodicee, daß derjenige, der die Welt gewollt, auch das Böse in ihr gewollt haben müsse, bleibt unwiderlegt, und nach allen diesen mannichfachen Wendungen und Drehungen seiner Theodicee bleibt für den Unbefangenen doch das Resultat stehen, daß der Standpunct des Absoluten zur Erklärung des Bösen durchaus untauglich sey, und daß sich der Begriff des Bösen niemals mit dem Begriff Gottes und der Schöpfung durch ihr in Uebereinstimmung bringen lasse, ohne entweder das eine oder das andere zu vernichten. Der Widerspruch läßt sich nur lösen durch den Unterschied des praktischen von dem theoretischen Standpunct. Der reine Glaube an das ewige Seyn erhebt sich über die Realität des Bösen, nur in der Anwendung der Idee auf die Erscheinung findet das Böse statt. Von dieser Seite angesehen ist auch die Frage ganz unstatthaft, die Schelling endlich aufwirft (S. 493): ob das Böse ende, und wie dies geschehe? die mit der zusammenhängt, ob die Schöpfung überhaupt eine Endabsicht habe, und wenn dies ist, warum diese nicht unmittelbar erreicht werde, und warum das Vollkommene nicht gleich von Anfang sey? Schelling beantwortet diese Frage mit seinem anstößigen Begriff von einem leidenden und werdenden Gott, wodurch Gott in die Erscheinung herabgezogen wird, so

wie überhaupt diese ganze Frage nur aus der Verwechselung von Seyn und Erscheinung hervorgegangen ist; denn der Begriff des Werdens gehört nur der Erscheinung, das wahre Seyn ist über allem Werden und über aller Unvollkommenheit. Doch die Behauptung der Realität des Bösen wird von Schelling nur gemacht, so lange er von seinem Princip zur Erfahrung abgewichen ist; er vernichtet diese aber sogleich wieder, sobald er zum Princip zurückkehrt. Nach dem Princip der Identität fällt auch der Unterschied zwischen Gut und Bös hinweg, und nach diesem sagt Schelling völlig richtig („Freiheit", S. 489): „Gut und Bös seyen dasselbe, nur von verschiedenen Seiten gesehen, oder, das Böse sey an sich, d. h. in der Wurzel der Identität betrachtet, das Gute, wie das Gute dagegen, in seiner Nichtidentität oder Entzweiung betrachtet, das Böse." Möge daher Schelling S. 490 diejenigen des groben Unverstandes beschuldigen, die darin eine Leugnung alles Unterschiedes von Recht und Unrecht, Gut und Bös erblicken; niemand kann es doch anders verstehen, wenn willkürlich das Gute als bös und das Böse als gut betrachtet werden kann, und das Princip der Identität spricht bestimmt genug für diese Deutung, wenn auch nicht mehrere andere Stellen deutlich denselben Sinn hätten. S. 441 wird das Böse, wie die Krankheit, nichts Wesenhaftes, sondern nur ein Scheinbild des Lebens oder eine meteorische Erscheinung genannt. Nach S. 456, 57, 58 und 61, kann das Böse nie zur Verwirklichung kommen, und strebt blos dahin; wobei man sich wirklich nichts Vernünftiges denken kann, da ja eben das Streben selbst schon das Böse ist und also schon wirklich ist, wenn auch das Object des bösen Strebens nicht verwirklicht wird. S. 474 aber ist die Sünde ein Wesen, „das immer seyn will, aber nie ist, sondern nur durch solche Imagination besteht, und das, durch spiegelhafte Vorstellungen, selbst nicht seyend, den Schein von dem wahren Seyn, wie die Schlange die Farben vom Licht entlehnt."

Und so sinkt mit der Realität der Begriffe Gut und Bös die Realität der Sittlichkeit überhaupt zusammen. Und dahin führt eben so entschieden die Theorie vom Abfall in „Philosophie und Religion." Das Wesen der Unsittlichkeit ist hier Abfall von Gott, Sittlichkeit also Rückkehr zu Gott, Aufhebung des Abfalls. Die Handlung des Abfalls aber ist Nichts, ist nur Schein, ohne Realität, also ist Unsittlichkeit nur Schein. Ferner auch das Seyn außer Gott, das Seyn der abgefallenen Wesen ist nur Schein, also ist auch die Rückkehr zu Gott, d. i. die Sittlichkeit nur Schein. Und sonach können wir die Worte, die Schelling („von der Freiheit", S. 507) auf die Lehren seiner

Gegner anwendet, auf ihn selbst zurückwenden, nämlich folgende: „Ein System, das den heiligsten Gefühlen, das dem Gemüth und sittlichen Bewußtseyn widerspricht, kann in dieser Eigenschaft wenigstens nie ein System der Vernunft, sondern nur der Unvernunft heißen."

Fragen wir nun noch schließlich, welche Gestalt eine Moral annehmen werde, die nach diesen Grundsätzen ausgeführt würde, so müssen wir zunächst freilich darauf antworten, daß sich consequent gar keine Moral nach ihnen wirklich durchführen lasse, weil der Standpunct der Identität für sich ganz ohne allen Halt und Gehalt sey, und beides erst durch den empirisch damit verbundenen Dualismus erhalte, und daß daher alle Versuche einer Ausführung einer Sittenlehre so wie irgend eines andern Theils der Wissenschaft aus diesem Princip nur in einem zufälligen, unaufhörlichen Schwanken zwischen seinen beiden Seiten, der idealistischen und der realistischen, bestehen, und so die Moral entweder als Idealismus in Mystik, oder als Realismus in Physik verwandeln. Indessen da die praktische Philosophie an sich nothwendig mehr auf die idealistische Seite hinlenkt, so herrscht auch bei Schelling in Bezug auf die Sittenlehre mehr die idealistische Seite vor, und so ist es gekommen, daß der Mysticismus sich derselben fast ganz bemächtigt hat. Nach dem Princip konnte es füglich auch kaum anders kommen, denn wo Alles Gott, Alles das Absolute ist, da sind die Schranken zwischen Endlichem und Unendlichem, zwischen mittelbarer und unmittelbarer, oder bedingter und unbedingter Geistesthätigkeit, welche zugleich die Schranken zwischen vernünftiger Religionsansicht und mystischer sind, niedergerissen, Welt und Gott, Geschöpf und Schöpfer sind Eins, alle Dinge werden verschlungen in dem All des Absoluten. Am deutlichsten zeigt sich diese mystische Ansicht von der Sittenlehre in „Philosophie und Religion", wo die Theorie vom Abfall der Ideen ganz neuplatonisch gedeutet wird, und ascetisch-fanatische Grundsätze für die Moral daraus hervorgebracht werden. Unsittlichkeit ist, wie wir wissen, nach dieser Theorie Abfall von Gott, also Sittlichkeit ist Versöhnung mit Gott, Vernichtung des Abfalls. Das Wesen des Abfalls aber ist das Sinnenleben, der Abfall wird also wieder aufgehoben, wenn das Sinnenleben vernichtet wird. Tugend also muß in einem Kampf gegen die Sinnlichkeit bestehen, worin diese auf jede mögliche Weise geschwächt wird, und Sittlichkeit ist nur erreichbar mit gänzlicher Vernichtung der Sinnlichkeit. In diesem Sinne redet Schelling („Philosophie und Religion", S. 77, 78) auf platonische Weise von der „Befreiung der Seele von dem Leib als ihrer negativen Seite", von der „Zurückziehung der Seele von dem

Leib", und nach S. 70 fg. muß der Tugendhafte sich von der Endlichkeit als einer Krankheit zu befreien trachten, und das höchste Ziel aller Geister ist (S. 72), „daß sie ganz vom Leibe und von aller Beziehung auf die Materie befreit werden." Endlich aber wird als das Wesen der Sittlichkeit dargestellt, Einheit mit Gott (S. 58), und als das höchste Ziel des sittlichen Handelns Aufgeben des eigenen persönlichen Seyns und Wollens, Hingebung und Vereinigung mit Gott, Leben im Absoluten, wo Freiheit und Nothwendigkeit Eins ist. (S. 61, 62.) Nach solchen Grundsätzen ist die einzige Pflicht gänzliches Lossagen von der Sinnlichkeit, im offenen Krieg gegen den Leib und alle sinnlichen Neigungen; für den Leib gibt es keine Pflichten, Selbstmord ist Tugend, alles Zeitliche ist zu verachten und zu hassen, Kasteien, Fasten, Geisseln ist Sittlichkeit, und contemplatives Zurückziehen der Seele von allem Weltlichen auf sich selbst führt am besten zu dem Ziel der Vernichtung der eigenen Persönlichkeit und der Einheit mit Gott, mit einem Worte, die Heiligkeit der Mönche, der Einsiedler und der Säulenheiligen findet eine Bestätigung in dieser Lehre des vergötterten Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts. Nicht ganz auf dieselbe, ja zum Theil auf die entgegengesetzte Weise spricht sich Schelling in der Abhandlung von der Freiheit über das Sittliche in seiner Erscheinung aus, z. B. S. 489: „Die Leidenschaften sind Kräfte, deren jede mit der ihr entsprechenden Tugend eine gemeinsame Wurzel hat. Die Seele alles Hasses ist Liebe, und im heftigsten Zorn zeigt sich nur die im innersten Centrum angegriffene und aufgereizte Stille. Im gehörigen Maß und organischen Gleichgewicht sind sie die Stärke der Tugend selbst und ihre unmittelbaren Werkzeuge." Diese Apologie der Leidenschaften steht mit jenem mystischen Kampfe gegen die Sinnlichkeit stark im Widerspruch, und überhaupt ist die Lehre von dem Grunde oder der Selbstheit, welche eben sowohl dem Guten als dem Bösen dienen kann, der Sinnlichkeit viel günstiger als die Lehre vom Abfall. Desungeachtet aber endigt seine Moral hier auf demselben Punct, nämlich dem Mysticismus, als dort. Seine Sittenlehre soll (S. 478 fg.) weder blos formell, auf Pflicht und Achtung, noch als bloße Empfindungsmoral, allein auf Geschmack und Liebe gegründet seyn. Diese letztere ohne jene ist gleich einer tauben Blüthe ohne Kern, die keine Frucht erzeugt, denn sie verachtet gerade die strenge Pflichterfüllung, welche das Allgemeingültige und Feste in der Moral ist, und schwelgt dagegen in einer geistigen Wollust der Gefühle und sogenannten edlen Handlungen. Dagegen reicht auch der bloße Pflichtbegriff nicht hin. Die wahre Sittlichkeit erfolgt nicht aus Wahl, wegen des Pflichtgebotes, sondern aus

innerer, göttlicher Nothwendigkeit. Der ist nicht wahrhaft sittlich, der erst nach dem Sittengesetz fragen und sich erst die Pflicht vorhalten muß; der Tugendhafte ist der, der nicht anders handeln kann als gut. Ein willkürliches Gutes ist daher eben so unmöglich als ein willkürliches Böses. Die wahre Freiheit ist gleich der Nothwendigkeit. Diese Entschiedenheit für das Gute ohne alle Wahl ist Gewissenhaftigkeit im höchsten Sinne, oder Religiosität, im praktischen Sinne als Entschiedenheit der Gesinnung für das Göttliche, oder Einsseyn der Gesinnung mit dem Göttlichen. Gewissenhaftigkeit oder Religiosität ist daher Princip der Moral. — Hier muß man allerdings Schelling beistimmen in dem, was er über das Unzureichende sowohl der Empfindungs- als der Pflichtmoral allein sagt. Was aber dann über die Einheit der Freiheit mit der Nothwendigkeit gesagt ist, beruht auf einer Vermischung des wahren Seyns mit der Erscheinung. Die unbedingte Forderung des Sittengesetzes an den Menschen würde für einen absoluten, heiligen Willen zum unbedingten, nothwendigen Gesetz seines Wesens werden, das Gute würde also in ihm mit Nothwendigkeit erfolgen, für einen Willen in der Natur aber, einen sinnlich bedingten Willen spricht sich das Sittliche als Gebot aus, dem wir nach freier Wahl folgen können oder nicht, und wofür wir uns im Kampfe gegen die sinnlichen Antriebe erst mit Freiheit entscheiden müssen; hier ist also Freiheit und Nothwendigkeit keineswegs einerlei. Es sind hier wiederum die Grenzen zwischen Endlichkeit und Ewigkeit durchbrochen, und somit ist wieder dem Mysticismus die Thür geöffnet. Der beschränkte und sinnlich bedingte Wille des Menschen soll zu einem unbedingten, göttlichen Willen erhoben werden. Eigenwille und Universalwille oder Gotteswille stehen sich als böser und guter Wille entgegen, und die höchste Tugend ist das Aufgeben alles Eigenen und Persönlichen, und das Hingeben an das Universale, Absolute, Göttliche. Wahre Sittlichkeit ist also eigentlich nicht selbständiges, persönliches Handeln, sondern ein Handeln des Universum, des Absoluten, der Gottheit. Also wieder das mystische Seyn in Gott ist der Endpunct der Schelling'schen Sittenlehre.

Ungeachtet dieser großen Ungünstigkeit der Schelling'schen Philosophie gegen die Sittenlehre, haben dennoch nicht wenige aus dieser Schule die Sittenlehre nach diesen Grundsätzen zu behandeln gesucht. Dahin gehören folgende:

A. Buchner, „Die ersten Grundsätze der Ethik" (Landshut 1807); Thanner, „Lehr- und Handbuch der praktischen Philosophie" (Salzburg 1811); G. M. Klein, „Versuch die Ethik als Wissenschaft zu begründen" (Rudolstadt 1811); G. M.

Klein, „Darstellung der philosophischen Religions- und Sittenlehre" (Bamberg und Würzburg 1818); Fr. Baader, „Begründung der Ethik durch Physik" (München 1813); Troxler, „Elemente der Biosophie" (Aarau 1812); K. C. F. Krause, „System der Sittenlehre," 1ster Band, „Wissenschaftliche Begründung der Sittenlehre" (Leipzig 1810); Rixner, „Praktische und ästhetische Philosophie" (Sulzbach 1818); N. Möller, „Das absolute Princip der Ethik" (Leipzig 1819).

Hegel handelt zwar nicht ausdrücklich von der Ethik, behandelt aber doch ethische Gegenstände in seiner „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften", Heidelberg 1817, in der Abhandlung über die wissenschaftliche Behandlung des Naturrechts in dem von ihm mit Schelling herausgegebenen „Kritischen Journal der Philosophie", Bd. 2, St. 2, und vorzüglich in seinem Naturrecht. Dessen Grundsätze aber sind es, die Hr. Henning in seinen Principien der Ethik im letzten Abschnitte entwickelt.

Es würde eine sehr nutzlose Arbeit seyn, wenn wir alle diese Versuche im Einzelnen darstellen und beurtheilen wollten. Denn es kann uns wenig daran liegen alle die Wiederholungen oder Umgestaltungen oder Vermehrungen der mythologischen Fabeleien einzeln zu betrachten und zu widerlegen, durch welche diese Schule die Entstehung der Welt, der Freiheit, des Bösen, des Teufels u. s. w. origineller und genialer Weise zu erklären weiß. Nach der so eben angestellten Prüfung der Schelling'schen Grundsätze selbst können wir schon im voraus wissen, daß es bei allen diesen Versuchen für die Sittenlehre durch Schellingianer nothwendig immer auf eins der Resultate hinauskommen müsse, daß sie entweder keine Sittenlehre wirklich zu Stande gebracht haben, oder daß sie, wo sie zu Stande gekommen ist, von ihren speculativen Grundsätzen abgewichen sind. Nur einige mögen als Belege dieses Urtheils noch kürzlich etwas genauer betrachtet werden.

Derjenige, der am tiefsten in die Speculationen Schelling's eingedrungen war, und darum die Moral am consequentesten nach Schelling's Ideen zu bearbeiten suchte, war Franz von Baader in seiner Rede: „Ueber die Begründung der Ethik durch Physik." Schon der Titel der Schrift zeigt das Verkehrte ihres Inhalts. Baader klagt im Anfang derselben, daß durch die strenge Absonderung der Ethik von der Physik die erstere schaal, leer und potenzlos geworden sey, während die Physik gerade durch Annäherung zum Ethischen sehr bedeutende Fortschritte gemacht habe (Magnetismus, Galvanismus). Für die Verbindung der Ethik mit der Physik verweist hierauf Baader auf die symbolische Bezeichnung unsers ethischen Bewußtseyns und die Idee eines architektonischen Verstandes bei Kant, und bezeichnet die Natur

als Träger des Ethischen. Die Ethik ohne Physik soll aber nicht allein grundlos, sondern auch gottlos und irreligiös seyn, denn sie müsse nur den ihr verhaßten vermeintlichen Naturalism in der Religion zu vermeiden suchen, und müsse daher von derjenigen Religion sich lossagen, welche sich zur Naturwerdung und Naturoffenbarung des ethischen Princips bekennt. Hiermit geht nun Baader zu einem Supranaturalismus über, der vermittelst der mystischen Ansichten von gänzlicher moralischer Verderbtheit der menschlichen Natur, von der Unmöglichkeit der Selbstbesserung und der daraus folgenden Gnade Gottes, Erlösung rc., die Moral wahrlich nicht von ihrer Potenzlosigkeit befreien, sondern durch Zerstörung der geistigen Selbständigkeit diese nur gänzlich lähmen, ja vernichten wird.

Viel lockerer hängt mit dem Identitätssystem Buchner zusammen, was schon daraus ersichtlich ist, daß er gleich in der Vorrede seiner oben angeführten Schrift Physik, Logik und Ethik als wesentlich verschieden bezeichnet. Indessen endigt er doch auch auf einem ähnlichen Punct, wenigstens nähert er sich sehr dem Supranaturalismus. Er kündigt gleich in der Vorrede seine Schrift als einen Versuch an, die Ethik mit der Religion zu vereinigen, und nimmt damit gleich zuerst ein supranaturalistisches, mit der Moral durchaus unverträgliches Princip auf. Zugleich beweist er damit, daß die Verschiedenheit des sittlichen und des religiösen Standpunctes nicht gehörig von ihm berücksichtigt wird. Dies bestätigt er noch dadurch, daß er die Ethik von der Frage nach dem höchsten Gut ausgehen läßt, da diese Frage gar nicht ethisch, sondern religiös ist; denn sie kann nicht subjectiv auf die Persönlichkeit und das Handeln des Menschen bezogen werden, sondern geht objectiv auf das Wesen der Dinge an sich. Die Ethik aber hat es nur subjectiv mit dem menschlichen Handeln zu thun, nicht mit dem Seyn der Dinge.

Unser sittliches Handeln hat es gar nicht mit dem objectiven Zwecke der Welt, nicht mit dem nach diesen Zwecken absolut Guten zu thun, sondern nur mit dem subjectiv, für das menschliche Handeln Guten. So ist also das Gute objectiv und subjectiv zugleich, und daraus entsteht für das Sittliche ein doppeltes Princip, ein objectiver Zweck, Handeln nach Wahrheit, ein subjectiver Antrieb, Handeln nach Liebe. Das Handeln nach Wahrheit, nach Ideen, für einen absolut wahren Zweck, setzt also nothwendig Erkenntniß der Wahrheit voraus, und ohne eine solche Erkenntniß könnte der Mensch nicht gut handeln, wenn er auch wollte. Hier also hängt das gute Handeln nicht allein von dem Wollen ab, sondern auch von dem Erkennen, und die Erkenntniß ist der sittlichen Zurechnung unterworfen, und folgende Stelle

ist in dieser Beziehung durchaus widersinnig, S. 24: „Der Irrthum, die Unwissenheit mag wohl unverschuldet seyn, aus keinem bösen Willen herrühren, demungeachtet ist die Handlung, der ein falscher Begriff zu Grunde liegt, eine moralisch böse Handlung." Also unverschuldet, ohne bösen Willen und doch moralisch bös? Unmöglich! Das zweite Princip, das der Liebe aber, führt in einen Supranaturalismus, der die Selbständigkeit des Menschen vernichtet, denn S. 29 heißt es: „Wen die Liebe zum Handeln bestimmt, der handelt nicht mehr selbst, sondern Gott wirkt in ihm, denn wer absolut handelt, in dem ist das absolute Wesen wirksam", und es bleibt unbegründet, wenn S. 31 hinzugesetzt wird, daß der Mensch desungeachtet nicht aufhöre frei zu seyn. Das Verhältniß der Sittlichkeit zur Seligkeit (Cap. 2) läßt sich allerdings so bestimmen, wie der Verf. thut, daß beide Eins seyen, aus dem Standpunct des Seyns an sich, und nur verschieden in der endlichen Betrachtungsweise; darum aber wird diese Einheit auch nie im Leben zur Erscheinung werden, sondern es wird immer eine Differenz beider bleiben. Ferner sagt Buchner (Cap. 3), es lasse sich nicht ein materiales, sondern nur ein formales höchstes sittliches Gesetz aufstellen, und stellt als solches das Handeln nach Wahrheit aus Liebe auf; wobei aber bemerkt werden muß, daß ja eben die Wahrheit schon die Materie des Handelns ist, nur die Liebe die Form. Endlich (Cap. 4) verwirft er zwar mit Recht die Eintheilung der Pflichten nach ihrer Verbindlichkeit, stellt aber keine bessere an ihre Stelle, wenn er unterscheidet Pflichten, 1) in Ansehung ihres Subjects, 2) ihres Objects, und unter die ersteren die Pflichten des Leibes und des Geistes unterordnet, wobei wir also lernen, daß auch der Leib sittlich handelt und Pflichten hat. Denn in Ansehung ihres Objects gibt es Pflichten gegen Gott (?), gegen die Menschen und gegen die Natur (?).

Tiefer sucht Klein (in den angeführten beiden Schriften) die Ethik aus dem Identitätssystem zu entwickeln, und für die Begründung der Begriffe von Freiheit, Persönlichkeit, Gut und Bös u. s. w. schließt er sich völlig an die Philosophie und Mythen Schelling's in seinen Untersuchungen von der Freiheit an, was wir hier also nicht zu wiederholen haben. Aber wo die sittlichen Grundsätze selbst aufgestellt werden, da verläßt er die Schelling'schen Speculationen, und folgt den hier gewöhnlichen Begriffen. Im zweiten Abschnitte seines Versuchs die Ethik als Wissenschaft zu begründen, soll aus diesen Speculationen ein Princip des Tugendlebens hervorgebracht werden, und zwar nicht ein constitutives, sondern nur ein regulatives; was aber schon nicht seinem System gemäß ist, da aus dieser Form

und Materie alles Wissens muß geschöpft werden können, ein blos regulatives Princip aber einen anderwärts hergenommenen Stoff voraussetzt. Das doppelte Princip im Menschen, das des Eigenwillens und des Universalwillens, macht auch ein zweifaches sittliches Princip möglich, das der Selbstheit oder Sinnlichkeit und das der Vernunft; das wahre aber besteht in der Einheit beider und kann so ausgedrückt werden: „Jeder Mensch lebe auf die seiner individuellen Natur entsprechende Weise vernünftig.“ Das Princip der Vernunft oder das vernünftig Leben drückt Klein auch durch das Leben nach Wahrheit aus, und wir haben darin also etwas dem Ethischen ganz Fremdes, als Ethisches ganz Bedeutungsloses. Die Selbstheit oder die Sinnlichkeit aber ist für die reine Idee der Sittlichkeit gar nicht zu berücksichtigen, und würde empirische Bestandtheile in das Ideale einmischen. Der Vorschlag des Verf., Sittenlehren für besondere Stände, Verhältnisse und Charaktere zu schreiben, ist zwar keinesweges zu verwerfen, aber dies könnte nur in der angewandten Ethik geschehen, die eine allgemeine und nothwendige voraussetzt. Der Verf. zwar leugnet geradezu das Daseyn allgemeiner, für alle Menschen verbindlicher Pflichten, doch ohne alles gehörig erwogen zu haben. Bei der Ausführung der Moral in seiner Darstellung der philosophischen Religions- und Sittenlehre, hält er weder den Tugend- noch den Pflichtbegriff für zureichend, und wählt den Begriff des Guten als höchsten Begriff der Sittenlehre. Hier in dieser Schrift aber wird man wenig mehr von den speculativen Grundsätzen gewahr, alle Begriffe der praktischen Philosophie werden ganz nach der gewöhnlichen Weise hingesetzt, ohne eine Anreihung und Ableitung derselben von der Speculation.

Endlich K. C. F. Krause holt sehr weit aus, um die Sittenlehre wissenschaftlich zu begründen, denn er füllt allein mit den wissenschaftlichen Vorbereitungen für den Begriff des Sittlichen einen starken Band aus, was sehr wohl hätte vermieden werden können, wenn nicht so vieles hereingezogen worden wäre, was nicht herein gehört, denn man findet beinahe das ganze philosophische System des Verfs. hier. Seine Absicht ist, die Forderung Schleiermacher's an die Sittenlehrer, die Stellung und den Zusammenhang der Sittenlehre im Ganzen der Wissenschaft nachzuweisen, und sie als Glied des organischen Ganzen der Einen Wissenschaft darzustellen (Vorrede, S. III), zu befriedigen; allein schon der Standpunct, den der Verf. für die Betrachtung des Sittlichen wählt, nämlich der des Absoluten oder Gottes, kann, wie gezeigt worden ist, dies Resultat nicht vollkommen hervorbringen, weil für das Sittliche ein ganz anderer Standpunct erfordert wird. Wenn auch aus den beiden Sphären des

Absoluten oder Gottes, der Vernunft und Natur, die Bestandtheile des Begriffs der Sittlichkeit, nämlich objective Welt und Freiheit, sich ableiten lassen, so sieht man doch die Nothwendigkeit dieser beiden Sphären, und wie diese aus der bloßen Idee des Absoluten folgen müssen, durchaus nicht ein. Uebrigens bleibt doch auch die Deduction des Sittlichen bei Krause bei einem Urtriebe stehen, dessen Object ein Urgutes ist, und der nur in einem Urgefühl zum Bewußtseyn kömmt, welches das absolute Sollen geltend macht (S. 282), und steht also auch nicht über dem durch innere Selbstbeobachtung erkannten kategorischen Imperativ. Ferner finden wir auch hier jene schwankenden Begriffe von Freiheit, wiefern der freie Wille nicht die Wahl zwischen Entgegengesetztem haben und überhaupt nicht wählen soll (S. 292). Wenn man daher auch den Scharfsinn und den Geist anerkennen möge, mit welchem der Verf. die einzelnen sittlichen Begriffe entwickelt, wenn man auch das, was als höchste sittliche Vollendung des Geistes gesetzt ist, die Harmonie des Guten und des Schönen nämlich (S. 306) nicht verwerfen mag, so leistet er doch bei weitem nicht alles, was er zu leisten verspricht; und was er wirklich leistet, das ist geschehen, insofern er seinen naturphilosophischen Standpunct des Absoluten verläßt und ein Beschränktes und Mannichfaltiges anerkennt; so wie er denn auch S. 312 ausdrücklich gesteht, aus dem Standpuncte der reinen Vernunft sey nur Sittlichkeit und Tugend möglich, die entgegengesetzten Eigenschaften aber, Unsittlichkeit und Laster, seyen in der reinen Vernunft unerklärlich, und können nur in und aus der Weltbeschränkung der Geister entstehen und begriffen werden.

Zu den Schülern Schelling's gehört auch Hegel, obgleich man ihn wegen seiner eigenthümlichen Auffassung der Schelling'schen Lehren in unserer Zeit häufig auch als Stifter und Haupt einer eigenen philosophischen Secte betrachtet, und es wäre also hier an der Zeit, von seinen ethischen Grundsätzen zu reden. Allein obgleich Hegel mehr als Schelling die praktische Philosophie berücksichtigt und behandelt hat, so bezieht er sich doch vorzugsweise nur auf die juridische Seite derselben, und die moralische bleibt bei Seite liegen. Sein Naturrecht enthält nur wenig für die Moral, eben so auch jene frühere Abhandlung über die wissenschaftliche Behandlung des Naturrechts in dem mit ihm von Schelling herausgegebenen „Krit. Journ. d. Philosophie", Bd. 2, St. 2. Die kurzen Sätze über Moralität und Sittlichkeit in seinem „Grundrisse der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" (Heidelb. 1817) lassen noch vieles dunkel, und enthalten auch nur die allgemeinsten Begriffe. Indessen wäre auch dies Unvollständige, was Hegel an dieser Stelle über die Ethik geäußert

hat, einer besondern Berücksichtigung in dieser Abhandlung nicht unwerth und es ließe sich allerdings auch für sich betrachten; viel leichter aber und zweckmäßiger wird dies im Zusammenhange mit dem gesammten philosophischen System Hegel's geschehen, und da eine Darstellung dieses Systems wahrscheinlich nächstens in diesen Blättern erscheinen wird, so können wir uns einer besondern Prüfung der ethischen Begriffe Hegel's überheben, womit auch zugleich der letzte Abschnitt der Schrift des Hrn. Henning beseitigt ist, da dieser nichts Eigenthümliches, sondern nur eine Wiederholung der Hegel'schen Grundsätze enthält.

Heinrich Schmid.

II.

Die korssünschen Thüren in der Kathedralkirche zur heiligen Sophia in Nowgorod. Beschrieben und erläutert von Friedrich Adelung. Mit einem Kupfer und acht Tafeln in Steindruck. Berlin, Reimer. 1823. 4.

Es scheint uns, als wenn dieses bedeutende Buch, welches ein treffliches, fast ganz unbekanntes Kunstwerk ältester Zeit des christlichen Deutschlands auf die lehrreichste und umsichtigste Weise beschreibt und entwickelt, nicht den hohen Antheil in Deutschland gefunden, welchen es verdient; und wenn auch mehrfache Stimmen sich über und zu Gunsten des Werkes erhoben, so gingen sie doch nur zu leicht und kurz darüber hin, eine ausführliche Betrachtung und wo möglich nähere Entwickelung dunkler oder unentschieden gebliebener Stellen nicht versuchend. Wenn wir daher den Blick der deutschen Kunstfreunde von neuem und in ausführlicherer Betrachtung darauf zu lenken streben, glauben wir nur eine Pflicht rücksichtlich des gelehrten Verfassers, der Gediegenheit der Arbeit und der hohen Bedeutsamkeit des geschilderten Werkes zu erfüllen.

I. Ausführliche Beschreibung der Korssünschen Thüren. „Sie befinden sich an der Westseite der nowgorodischen Kathedralkirche, werden aber jetzt nicht mehr zum Schließen der Pforte gebraucht und zeigen überhaupt dazu keine ältere Vorrichtung. Sie sind 11½ Fuß hoch, 3 Fuß etwa breit und bestehen aus Holz, welches mit einer Metallbekleidung von etwa ¼ Zoll Dicke belegt ist. Im Ganzen sind sie vortrefflich erhalten.

nur hier und da sieht man kleine Beschädigungen, wo das Holz durchblickt, und einige wenige abgestoßene Stellen. Frühere Verletzungen scheinen schon in alten Zeiten ausgebessert zu seyn, besonders sind einige der kleinen Felder sehr plump eingesetzt. Die Farbe des Metalls ist nicht überall gleich, sondern abwechselnd bald braun, bald gelblich. (Es wäre wohl wichtig anzugeben, welche Tafeln diese oder jene Farbe hätten, damit, verglichen mit der Art der Arbeit, man etwa auf verschiedene Anfertigungszeit schließen könnte.) Jeder Flügel enthält in einer reich verzierten und erhöht gearbeiteten Einfassung vierundzwanzig Felder von verschiedener Größe; das erste oder oberste Feld an beiden nimmt die ganze Breite des Thürflügels ein, der übrige Raum ist auf jedem durch die Verzierung in zwei Hälften getheilt."

„Die auf diesen Thüren abgebildeten Gegenstände sind zum größern Theil aus der heiligen Schrift genommen und zwar nur vier davon aus dem alten Testamente und zweiundzwanzig aus dem Leben Jesu. Die übrigen zweiundzwanzig Tafeln begreifen einzelne allegorische und mythologische Bilder und Bildnisse, die zum größten Theil keine Beziehung auf die Haupthandlung haben, und häufig, besonders in dem zweiten, dem in die Kirche tretenden Beschauer links stehenden Flügel, nur als Lückenbüßer eingeschaltet zu seyn scheinen. Die Felder haben nicht alle gleiche Größe, sind indessen alle mit geringer Abweichung, anderthalb Fuß hoch. Da, wo die Figuren oder Platten zur Ausfüllung eines Feldes nicht hinreichten, ist die Lücke durch angesetzte Leisten ausgefüllt. Die meisten Darstellungen haben vertiefte, erklärende Inschriften, welche erst lange nach der Verfertigung eingegraben zu seyn scheinen. Auf beiden Flügeln befinden sich zusammen 56 Inschriften, von denen bisweilen mehrere zu einer Tafel gehören; dreizehn Felder sind dagegen ganz ohne Inschrift. Die Schrift ist in lateinischer und russischer Sprache und erklärt die Gegenstände oft in beiden zugleich, bisweilen aber auch nur in einer von beiden."

Der Verfasser geht zur Betrachtung der einzelnen Darstellungen über, die nicht allein für die alte Kunstgeschichte, sondern auch für die bildlichen Darstellungen christlicher Vorstellungen in der Altzeit von höchster Wichtigkeit sind, nachdem er am Schlusse der Einleitung gewünscht hat, „daß die Zusammenstellung der verschiedenen Behandlungen des nämlichen Gegenstandes aus der heiligen Geschichte während dieses Zeitraumes die Uebersicht der Kunstleistungen unserer frommen Vorfahren erleichtern, und, wenn diese Hoffnung nicht zu kühn ist, vielleicht selbst ein eigenes diesem allgemein lehrreichen Gegenstande gewidmetes Werk veranlassen möge." Was hier der Verf. wünscht, ward damals schon

gründlich durch den gelehrten Bischof Münter in Kopenhagen ausgeführt, dessen verdienstvolles Werk, von dem nur die Vorarbeit dem Herrn Adelung bekannt war, wir bereits im Hermes *) anzeigten und zu dessen Ergänzung wir manches hier ausziehen werden; denn so wichtig es auch im Allgemeinen ist, zu sehen, wie die ersten Christen die bildfähigen Begebenheiten des alten und neuen Testaments darzustellen sich bemühten, so viel wichtiger ist es doch für uns, zu erforschen, wie sich im Norden die christliche Kunst gleich Anfangs bildete, was sie aus dem Urchristenthum entlehnte, oder selbständig zu bilden sich bemühte.

Erster Thorflügel.

Tafel 1. Christus zwischen den Aposteln Petrus und Paulus. Zuerst ist zu merken, daß Christus auch hier, wie auf so vielen Bildern der altchristlichen Zeit (vergl. damit Münter, Heft II, Tafel XI, und die Recension dieses Buches von Büsching, Hermes, XXVII, S. 135), sich durch seine übermenschliche Größe vor den neben ihm stehenden Heiligen auszeichnet. Ob er sitzend abgebildet, wie der Herr Verf. meint, ist uns sehr zweifelhaft, weil er dann noch weit größer wäre; nur die Breite des Schooßes scheint eine sitzende Stellung anzudeuten. Auf einem Fußgestelle oder Schemel steht sowohl Christus, als auch die beiden Apostel. „Der Kopf hat noch die in den byzantinischen **) Kunstwerken eigene längliche Form; der Ausdruck des Gesichts, ohne gerade edel zu seyn, ist ernst und ruhig; der Bart, wie auf alten Denkmälern neugriechischen Styls, nur leicht angedeutet, schlicht, kurz, dünn und zugespitzt. Das Haar ist auf der Stirn gescheitelt und fällt in langen Locken auf die Achseln herab; das Haupt umgibt ein hinten ganz flach anliegender Heiligenschein, der nach griechischer Art durch ein Kreuz getheilt ist." In der Linken hält er das Evangelium, als ein Buch dargestellt (die älteste christliche Zeit, noch im römischen Gedankengange schreitend, gab dafür eine Rolle), die Rechte ist segnend erhoben. Wichtig ist die Bemerkung, daß dieses nach abendländischer Sitte geschieht, so daß der Zeige- und Mittelfinger in die Höhe gehalten, der etwas gekrümmte Daumen ihnen angefügt, die beiden andern Finger aber gegen die flache Hand heruntergedrückt werden. Die griechische Kirche macht dagegen das Kreuz so, daß der Daumen

*) Band XXVI und XXVII.

**) Wir werden weiter unten die Benennungen byzantinisch oder neugriechisch, in wie weit sie für dies Denkmal überhaupt passend und richtig, noch genauer untersuchen.

leicht über die Spitzen des Ringfingers gelegt wird, und die beiden ersten Finger halb gekrümmt werden. Ihm zur Linken steht der Apostel Petrus (wie immer auf den alten Denkmälern links, so daß sein Primat dadurch sehr geschmälert werden möchte), ausgezeichnet durch einen großen Schlüssel; die Haarlocke auf der Stirn fehlt ihm noch, er hat nur gescheiteltes Haar, und es scheint rund um den Kopf glatt geschoren. Den zur Rechten des Erlösers Stehenden hält der Verf. für Paulus, obgleich er noch kein Schwert, sondern nur eine Schriftrolle, die offen niederhängt, in der Hand hat. Das Lehramt soll dadurch angedeutet werden. Beide Apostel haben keine Heiligenscheine.

Tafel 2. Die heilige Jungfrau und sechs Apostel. Diese und Tafel 3 beziehen sich auf Tafel 1. Auf Taf. 2 steht die heilige Jungfrau an der Spitze von 6 Aposteln. Ob dies so selten vorkommt, wie der Herr Verf. meint, zweifeln wir, da, so viel uns erinnerlich, bei Versammlungen der Apostel, besonders bei der Ausgießung des heiligen Geistes, die Jungfrau Maria oftmals gegenwärtig ist. Die Apostel haben das Haupt unbedeckt. Dies geschah immer aus doppeltem Grunde, wie Ciampini bemerkt: einmal, um zu zeigen, daß sie nicht mehr Juden wären, die nicht anders als mit verhülltem Haupte beten durften, und dann, weil es 1. Korinth. Cap. XI, 4, heißt: „Ein jeder Mann, der da betet oder weissagt und hat etwas auf dem Haupte, der schändet sein Haupt.“ Die Inschriften dieser Tafeln 1 und 2 stehen ziemlich verdreht. Alt ist nur auf Tafel 1 (so glauben wir) das *A* und *Ω* und *$\overline{IC}$ $\overline{XC}$*, so wie die Inschrift auf Tafel 3, welche für Tafel 1 und 3 bezeichnend war. In Rußland kratzte man das *AΠOCTOΛOI* auf Tafel 2 ein, so wie die Bezeichnung für die heilige Jungfrau durch das russische Wort, welches die Reine und Makellose bezeichnet und auf Tafel 1 gerieth, und bestimmte die beiden Apostel auf Tafel 1 durch dasselbe abgekürzte Wort, welches eben bei Taf. 2 erwähnt ward.

Tafel 3. Die übrigen sechs Apostel, mit der Ueberschrift *+ DVDECIM $\overline{APLI}$.* Heiligenscheine haben hier, wie auf Taf. 2, 5 der Apostel, zwei wurden wohl nur durch Unbeholfenheit des Künstlers vergessen. Petrus ist wieder durch seinen Schlüssel ausgezeichnet. Sonst ist kein Apostel durch irgend ein Beiwerk bestimmt, nur haben auf Taf. 2 einer, auf Taf. 3 zwei Schriftrollen und einer ein geschlossenes Buch, wohl um die vier Evangelisten anzudeuten, von denen dann der mit dem Buche Johannes seyn möchte; und wir wagen hier die Bemerkung, daß die Rollen die Deutlichkeit der Offenbarung bezeichnen sollen, die geschlossenen Bücher aber die geheimnißvollen Theile des neuen Te-

staments, vor allem die Apokalypse, die daher auch der heilige Johannes hält. Auf eine vorige Anmerkung zurückkommend, glauben wir, daß hier nur ein späteres Bild vorweg genommen ist, die Ausgießung des heiligen Geistes.

Tafel 4. Die Taufe Christi. Die wunderlichste, eigenthümlichste und auffallendste Darstellung dieser Handlung, die uns jemals vorgekommen ist. Wäre die Taube und die fest bestimmende Inschrift ✝ IHC BAPTIZATVR nicht vorhanden, so würde man eher an den Verrätherkuß des Judas denken. (Der Beschreibung nach soll das Bild Christi ohne Bart seyn, dem Bilde nach hat es einen Bart; überhaupt sind die Bilder nicht mit der größten Gewissenhaftigkeit treu auf die Platten getragen worden.) Christus hat einen Heiligenschein, wie in Taf. 1, aber Johannes der Täufer wieder keinen und so scheinen alle Personen, die sonst als heilig erachtet werden, wenn sie in Christi Nähe treten, Maria ausgenommen, ohne diesen Heiligenschein gearbeitet worden zu seyn. Nicht im Jordan steht der Heiland, sondern er und sein Täufer wieder auf einem Fußbrete, und ein um die Hüften wallender Mantel (wenn es nicht das vom Zeichner misverstandene aufwallende Wasser ist *) verdeckt die Blöße. Die Taube berührt den Heiligenschein, alle andere Strahlen und dergleichen Zeichen der Göttlichkeit fehlen gänzlich.

Tafel 5. Die Verkündigung. Eine wiederum ganz eigenthümliche Darstellung. Der Engel Gabriel mit weit verhüllenden, mehrfach übereinander befindlichen Gewändern, nur mit einem Flügel an der linken Schulter, steht auf einem Thiere, vermuthlich einem Hunde, eine sonst, so viel uns bekannt, nie vorkommende Vorstellungsart. In der linken Hand hat er eine Schriftrolle, die rechte ist etwas erhoben und der Zeigefinger ausgestreckt, welches die Stellung eines Sprechenden in alter Zeit andeutete. Ueber seinem Haupte steht in alter lateinischer Sprache sein bekannter Begrüßungsspruch ✝ Aue maria cracia plena dn̄s tecum und ✝ Gabriel. Die Jungfrau steht in einer Art von Nische, oder vor einem Sitze mit Seitenlehnen, eben in einer häuslichen Beschäftigung; denn in ihrem linken Arme ruht der Spinnrocken. Der heilige Geist in bekannter Gestalt der Taube nähert sich mit dem Schnabel ihrem Kopfe ganz dicht und berührt ihn sogar mit seinem Schnabel, auf dem Heiligenscheine ruhend. Wir erinnern uns nicht, irgendwo eine ähnliche Darstellung gesehen zu haben.

Tafel 6. Die Geburt Christi. Der Herr Verf. findet diese Darstellung besonders eigenthümlich, wir dagegen finden sie mehr übereinstimmend mit andern urchristlichen Darstellungen. Zwischen

*) Vergl. Hermes, XXVII, S. 125 u. 126.

thurmartigen Gemäuern, oben mit einer Zinnenmauer und durch eine solche verbunden, liegt auf hohem Ruhebette Maria, ältern christlichen Darstellungen ganz ähnlich; sie scheint zu schlummern und ist mit einer beblümten Decke zugedeckt. Hinter ihr sitzt auf einem korbähnlichen Sessel der heilige Joseph (den Kopf soll er auf die rechte Hand stützen, was hier nicht recht deutlich ist). In der Ecke ruht, hinter einem Vorhange dicht in Windeln eingeschnürt, das Christkind, hinter dem, sehr undeutlich (wenigstens durch den Zeichner) die Köpfe des Ochsen und Esels. Der runde Bogen im Hintergrunde deutet wohl den Eingang in das Gemach an, in welchem die drei Personen sich befinden.

Tafel 7. Unbekannte Figur. Wir stimmen nicht mit dem Herrn Verf. überein, daß diese Figur, die sich wesentlich von den andern unterscheidet, völlig nichts bedeutend und nichts anzeigend sey, sondern blos zu einem Lückenbüßer dienen soll. Es ist eine in einem Buche lesende Jünglingsgestalt und scheint uns einen der Weissager des alten Testamentes zu bedeuten, der in dem Buche der Zukunft alle die Ereignisse des göttlichen Boten sieht und verkündet; besonders hier günstig angebracht, da nach ihm die durch den Stern geführten drei Weisen des Morgenlandes folgen.

Tafel 8. Die heiligen drei Könige, oder vielmehr, um richtiger zu sagen, die drei Weisen aus dem Morgenlande; denn von königlicher Würde bemerkt man an ihnen nichts. Sie tragen Weihgeschenke in den Händen und sind eigenthümlich bekleidet. Der erste steht auf einem kleinen Teufel (wie die Beschreibung sagt, denn der Abbildung nach ähnelt das Geschöpf einem kleinen Kinde); der zweite steht auf einer Figur, welche der Verf. für einen Säulenknauf, wir aber dennoch, ungeachtet seiner Größe, für eine Krone halten; der dritte auf einem Thiere (ausgestreckt soll es liegen, hier im Bilde läuft es), das entweder ein Lamm oder Hund seyn möchte (der Zeichner hat ein Schwein daraus gemacht, und überhaupt seine nur zu große Untreue in einzelnen Stücken besonders hier wieder bewiesen). Darüber steht eine russische Inschrift, bedeutend: die Weisen (also auch hier nicht als Könige bezeichnet) gehen zu Jesus Christus mit Geschenken.

Tafel 9. Die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Der Stern oben, hier wie eine 8blättrige Rose aussehend und so an den achteckigen Stern erinnernd, schwebt seitwärts über der Mutter Gottes, die auf einem Throne sitzt und das nicht nackte, sondern völlig bekleidete Christkind auf ihrem Schooße hat. Der Herr Verf. meint, das Kind sey darum bekleidet, weil der Künstler nicht eine nackte Kindesgestalt zu machen verstand; dies bezweifeln wir; warum sollte er, bei seiner übrigen unleugbaren Kunstfertigkeit, kein nacktes Kind haben bilden können? Und hat nicht die

Taf. 10 befindliche Rachel ein nacktes Kind auf dem Arme? Wir glauben vielmehr, der Künstler habe eine größere Heiligkeit dadurch anzeigen wollen, um so mehr, da, der ungenügenden und zweifelhaften Zeichnung wenigstens nach, das Gewand des Kindes einen priesterlichen Schnitt hat. Ueber der Mutter steht in russischen Buchstaben: die Reine; daneben die gewöhnliche Abkürzung für Jesus Christus. Daneben steht noch ein Engel (auch nur mit einem Flügel an der linken Schulter), der dem Kinde eine große Kugel zu weihen scheint. Thorthürme und mauerartige Verzierungen fehlen auch hier nicht, scheinen uns aber mehr den Thron, als eine Stadtmauer bezeichnen zu sollen.

Tafel 10. Rachel. Lateinische (ursprüngliche) und russische Buchstaben bezeichnen den Namen über einer bekleideten Frau, die ein Kind auf dem Arme hält. Die Darstellung wird nur dann deutsam, wenn man sich an spätere Gemälde des Mittelalters in Deutschland erinnert. Wir finden viele alte Bilder, auf welchen die heilige Jungfrau zu sehen ist, wie sie allein, oft auch mit der heiligen Anna auf dem Throne sitzt und von ihren Voreltern, wenigstens von einigen bedeutendern derselben, wie die Spruchbänder lehren, auf denen die Namen derselben, umgeben ist. Für diese wahren Personen steht hier Rachel, das Weib Jakobs, der da zeugete Juda und seine Brüder (wie Matthäus Vers 2 sagt), und die daher bedeutsam genug war, als Stellvertreterin; wie denn auch das Kind auf Rachel's Armen die Nachkommenschaft anzeigt. Auf andern Bildern kommt unter den Stammvätern häufig besonders Boas vor, und so könnte man vielleicht auch annehmen, daß Rachel nur ein Versehen des Schriftners für Rahab (die Mutter des Boas) sey, zu welcher Annahme man aber auch nicht genöthigt ist, da Rachel selbst bezeichnend genug, ja noch in anderer Hinsicht besser bezeichnend ist.

Tafel 11. Die Darstellung im Tempel. Zwischen Thürmen, oben durch einen in der Mitte geschweiften Bogen verbunden, sieht man Maria, die in einer Taube ihr Reinigungsopfer bringt, Joseph, der das Christkind hält und es einer nur halb sichtbar werdenden Frau (wohl gewiß der Seherin Hanna) reicht. Oben im Bogen schwebt ein geflügelter Engelskopf; ihn für ein Bild Gott des Vaters zu halten (wir nehmen an, daß die Flügel wahr seyen, sonst wäre wohl wirklich der Kopf Gott Vaters gemeint), wäre bei der für Engel so bekannten Darstellungsart doch wohl etwas zu kühn *).

---

*) Man vergleiche damit die merkwürdige Darstellung auf einem Taufsteine zu Liegnitz, die wir im Hermes, XXVII, S. 126 bei Münter's Werk erwähnten.

Tafel 12. Ein Priester im römischen Meßgewande. Ein räuchernder Priester, Diakon, wie die russische Ueberschrift sagt. Ist wohl mit zu 16 und 17 bezüglich.

Tafel 13. Ein Löwenrachen als Hölle, mit russischer Inschrift, besagend: die Hölle verzehrt die Sünder. Löwenköpfe und Rachen an Thüren und an andern Zierrathen sind nicht selten (der Löwenrachen, welcher in Venedig die heimlichen, namenlosen Anklagen aufnahm und so viele Gräuel ausbrütete, gehört auch dahin und war nicht minder ein solcher Höllenrachen); aber die Darstellung von Köpfen verdammter Personen in ihnen sind uns bei Bildwerken noch nicht vorgekommen, und es scheint wohl als eine Eigenthümlichkeit dieser Thürme anzusehen zu seyn. Dies ist indessen wohl die von Christo noch nicht bezwungene Hölle, daher die mehrern Köpfe; den gegenüberstehenden Kopf (34) werden wir, seiner Zeit, anders zu deuten versuchen.

Tafel 14. Besuch der heiligen Jungfrau bei Elisabet, mit russischer Inschrift: Maria und Elisabet küssen sich, und mit lateinischer mitten inne, blos die Namen Maria und Elisabet bezeichnend. Diese war daher auch gewiß die ursprüngliche, und jene russische ward erst später darüber gesetzt und so vertheilt, wie es der Raum erlaubte. Der Herr Verf. hält die größere Figur für die der Elisabet; wir möchten das Gegentheil behaupten. Maria, mit dem Sohne Gottes näher verwandt, hat immer eine größere Gestalt (vergl. 34, wo Christus am Kreuze kolossal und Maria größer als Johannes); auch stehen die lateinischen Namen so, daß die größere Gestalt den Namen Maria über sich hat. Bei den Figuren selbst mag es wohl seyn, daß Maria älter in den Gesichtszügen erscheint, in der Abbildung ist es aber umgekehrt. Ob ihre Kleidung der deutscher Hausfrauen geringern Standes im Mittelalter entsprechend sey, möchten wir nicht mit voller Gewißheit behaupten; sie scheint uns mehr etwas der geistlichen Kleidung des Mittelalters Entsprechendes zu haben und so Würde und Wichtigkeit ausdrücken zu sollen. Dahin deuten uns die breiten Gürtel und die weiten Aermel, da im häuslichen Leben der Frauen jener Zeit wohl die Aermel meist eng, um die Handgelenke fest anliegend waren und nur das priesterliche Gewand erhielt Weite.

Tafel 15. Die Flucht nach Aegypten. Maria, nach Frauen Art reitend, ist ganz in der steifen, strengen und schlichten Art dargestellt, wie das frühste christliche Alterthum die Mutter des Herrn mit dem Kinde auf dem Schooße darstellte, nachgeahmt (oder wenn auch dies nicht immer, doch ähnlich) der Isis mit dem Horus auf dem Schooße und in mannichfachen alten Wunderbildern auf gleiche Weise erscheinend. In der Zeichnung ist nichts Turbanähnliches auf dem Kopfe der Maria zu erkennen,

sondern vielmehr die eng anschließende Kappe. Von dem in der Beschreibung befindlichen Baum sieht man nichts, und das was Joseph in der rechten Hand hält, ist vielleicht ein Tannenzweig. Sollte der hinter der Maria befindliche Baum nicht ähnliche Zweige haben? In den Nachträgen erklärt der Herr Verf. dieses Geräth für einen Spinnrocken der heiligen Jungfrau. Es wäre dann wohl der, welchen die Jungfrau bei der Verkündigung hielt, und so wären beide Darstellungen durch ein Beiwerk verbunden.

Tafel 16. Ein Diakon, wie Taf. 12, nur hier in einem Buche lesend.

Tafel 17. Bischof Alexander von Blucich. Dieses merkwürdige Bild ist ausführlich vom Herrn Verf. erklärt; wir verweisen daher auf das Buch, indem wir mit der darin ausgesprochenen Ansicht völlig übereinstimmen: Blucich ist Plotzk; dort war von 1129 bis 1156 ein Alexander Bischof, den seine Zeitgenossen und die folgenden Geschichtschreiber ausnehmend rühmten. Seine geistige Größe und seine körperliche Stärke und Tapferkeit sind durch seine kolossale Größe, in Rücksicht der beiden neben ihm stehenden Diakone, angedeutet. Sein Haupt ist mit der Bischofsmütze bedeckt und der Herr Verf. bemerkt, man müsse daraus schließen, daß die Abbildung erst nach seinem Tode gemacht worden sey, indem es im Mittelalter gewöhnlich gewesen, noch lebende Personen mit unbedecktem Haupte zu bilden; eine Bemerkung, die, gestehen wir, uns ganz neu war, und deren Begründung wir wohl genauer wissen möchten. Wir werden indessen selbst zur Befestigung oder Erschütterung dieser Ansicht eine Reihe von Kunstwerken durchgehen und das Ergebniß dieser Untersuchung an anderen Orten mittheilen. Wir wollen hier eine andere Bemerkung einfügen, auf welche diese Tafel uns gebracht hat, die zugleich eine Ansicht über Entstehung dieser Thüren enthält. Je mehr wir diese Thüren betrachten, je wunderbarer, auffallend und eigenthümlich erscheint uns die Zusammensetzung, gar viele Lückenbüßer erscheinen hier und da, und in der Beschreibung der Verbindung der einzelnen Felder (S. 4) werden angesetzte Leisten bemerkt, um mehrern Tafeln ungleicher Gestalt gleiche Größe mit andern zu geben. Darauf gegründet, wagen wir folgende Vermuthung. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß in Magdeburg (wohin wir doch die Verfertigung dieser Thüren setzen müssen) die späterhin zu nennenden Gießmeister ihre Kunst fabrikartig trieben und so Formen oder Modelle früher bei ihnen bestellter Werke aufbewahrten, um sie gelegentlich wieder zu benutzen, und vielleicht, um dies besser zu bewerkstelligen; aber weil dies auch eine beliebte Größe jener Zeit war, meist alle dieser

Bildwerke in gleicher Größe, wenigstens Höhe, wenn auch verschiedener Breite, bildeten. So standen denn Modelle von Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente von einzelnen Personen und dergleichen bei ihnen fertig, und wer nun ein größeres Werk bei ihnen bestellte, welches mehrere Darstellungen enthalten sollte, konnte sich dann auswählen, oder sie selbst bestimmten nach Gutdünken und eigener Wahl, was etwa zu einem solchen größeren Werke zu nehmen sey, und arbeiteten auch wohl einzelne eigenthümliche Tafeln für solche große Werke aus. Sollte ein sehr großes Werk zusammengesetzt werden, so mußten alle ihre Tafeln daran, sie mochten nun, den Gegenständen nach, passend seyn oder nicht. So wurde denn von nowgoroder Kaufleuten oder einem Bischofe dies große Werk der Thüren in Magdeburg bestimmt und das Maß der Größe eines jeden Flügels angegeben. Da reichte ihr Vorrath der Bildwerke zum Leben des Heilandes nicht aus, auch das alte Testament mußte einige Bildwerke geben (18, 21, 23), ja selbst ein Denkmal des Plotzker Bischofs Alexander ward passend befunden, weil er ja jenen Gegenden so nahe gelebt hatte; die Meister selbst gaben Bildtafeln, ihre eigenen Personen darstellend, mit dazu, viele andere einzelne Figuren wurden eingefügt, und da alles noch nicht hinlänglich war, mußte sogar ein dem Heidenthum nachgebildeter Centaur (48) wohl oder übel mit in die Reihe. Bei der Zusammenstellung in Nowgorod paßten die Maße doch noch nicht genau (darum einzelne Leisten), und manches ward auch wohl durch nicht zu sorgfältige und ungeübte Arbeiter verwechselt (wie denn z. B. die allein stehende Tafel 12 hinter 17 ihren Platz haben sollte, wenigstens gehört sie dahin besser und 14 sollte an ihrer Stelle stehen, obgleich sie eigentlich noch weit höher hinauf gehörte, vor Tafel 6), wodurch dann die hier und da hervortretende Verwirrung entstand. Außerdem ist aber auch wahrscheinlich, daß einzelne Tafeln, die der griechisch-christlichen Religionsansicht näher stehen, eigends für diese Thüren verfertigt seyn mögen, wie so z. B. Igere (Taf. 30, wir kommen später auf ihn) eigenthümlich für dieses große Werk gefertigt ward. — Die vorstehende Vermuthung könnte noch eine größere Wahrscheinlichkeit erwerben, wenn durch irgend einen glücklichen Fall der Beobachtung eine oder die andere ähnliche Bronzetafel sich noch an anderen Orten wiederfände; eine Möglichkeit, die bei der Kindheit, in welcher die Kunstgeschichte des Mittelalters noch ist, da wir viel zu wenig noch wissen, was vorhanden und wo es ist, nicht zu bezweifeln seyn möchte.

Tafel 18. Eliä Himmelfahrt. Die Ueberschrift ist nur in russischer Sprache: die Auffahrt des Propheten Elias von der

Erde in das Paradies. Höchst einfach ist das ganze Bild gehalten und bedarf wohl einer Beischrift, da man sonst wohl schwer den von feurigen Rossen entführten Propheten erkennen würde. Die aus der Höhe gereichte Hand ist altchristlichen Denkmälern sehr gewöhnlich; ob aber hierbei wirklich auch ein weiter Aermel gemeint sey, nicht vielmehr Wolken, stellen wir dahin, und werden dies vielleicht in der Folge bei einer Betrachtung des hortus deliciarum der Herrad von Landsperg näher zu betrachten Gelegenheit haben.

Tafel 19. Zwei allegorische Darstellungen, bezeichnet durch: die Stärke und die Armuth. Die Darstellung ist höchst wunderlich und eigen; die gegebene Ausdeutung will uns nicht recht genügen. Wir erklären uns die Stärke (so, glauben wir, muß fortitudo übersetzt werden) als die Macht, durch welche ein Theil der Menschen unterjocht, zu dienenden Leuten gemacht worden, nachdem die paradiesische Unschuld zerstört, wohin der Baum, welcher zwischen beiden Gruppen eingekratzt ist (entsprechend der gleich nachfolgenden Darstellung 21) deutet. Diese dienenden Leute, im Mittelalter „arme Lüte" *) genannt, liegen unter der siegenden Stärke, und das Latein des Mittelalters wußte die Benennung „arme Leute" nicht besser als durch paupertas zu geben. Darum setzt der eine nur den Speer auf den Rücken des Unterdrückten, tödtet ihn aber nicht, und um diese anderweit früher gebrauchte allegorische Darstellung mit diesen Bildwerken in Verbindung zu setzen, ward der Baum des Erkenntnisses auch hier später erst eingekratzt.

Tafel 20. Meister Riquin. Diese Tafel, verbunden mit 22, 24, und später 43, sind äußerst merkwürdig und für die Entstehungsart der Thüren wichtig. Wir sehen hier nämlich den Verfertiger der Thüren, indem die lateinische Inschrift lautet Riquin me fecit, Riquin, Richwin, Richwein verfertigte mich. Die russische Inschrift ist nur eine Verdrehung und Entstellung dieser Inschrift und zeigt die Unkenntniß des Verfertigers. Sie lautet: Master Nikwin mepegi, also N in dem Namen für R, und in me pegi steht p für f und g für c, und t ließ er ganz aus. Wir sehen in der dargestellten Figur unbedenklich einen Künstler, der solche Gußarbeiten fertigte. Es ist ein bejahrter Mann mit starkem, spitz zulaufendem Barte, in einer kurzen Werkstattkleidung. Das Haupt ist unbedeckt und das Haar mit besonderer Sorgfalt geringelt. Er trägt ein festanliegendes bis über die Knie reichendes Untergewand, das durch einen Gürtel

*) Sine armen Lüte, d. i. seine Unterthanen, kommt häufig in alten Urkunden, namentlich fränkischen, vor.

mit lang herabhängenden Enden zusammengehalten und über denselben eine Art von bunt gegitterter Schürze. In der rechten Hand hält er gerade vor sich hin eine im Gleichgewichte stehende Wage; in der linken eine aufgerichtete und an die Schulter gelehnte Zange. Alles dies deutet auf seine Geschäfte als Werkmeister im Gießen von Metallen. — Wenn der Herr Verf. S. 71 meint, Richwein müsse ein sehr bedeutender Künstler seiner Zeit gewesen seyn, so stimmen wir darin völlig mit ihm überein, nur nicht im Zusatz: daß, als solcher, „er der Ehre der Abbildung würdig geschienen habe;" denn diese Ehre erzeigte er sich selbst, wie so viele alte Künstler der alten Zeit, als z. B. Peter Fischer bei'm Grabmale des heiligen Sebaldus; andere setzten aber blos ihren Namen dem Werke bei.

Tafel 21. Adam und Eva unter dem Baum der Erkenntniß. Die Darstellung ist sehr einfach und mit der altchristlichen übereinstimmend, beide große Blätterbüschel (der Herr Verf. hält sie für Palmenblätter) vor sich haltend. Ueber jeden steht der Name in russischer Schrift, und neben Adam noch in demselben Schriftzeichen: Adam ißt von der Frucht des Baumes. Eva hält in der rechten Hand den Apfel an die linke Brust gedrückt; der Baum ist roh, wie auf alten urchristlichen Bildern am häufigsten, die Schlange ist darum gewunden.

Tafel 22. Meister Awram. Nur eine russische Inschrift gibt die eben bemerkten Worte und wir finden so einen Künstler abgebildet, der Abraham hieß. Auch er hat eine buntgeschmückte Arbeitsschürze, auf der Brust an einem Bande hängend ein (gleichseitiges?) Kreuz, in der Linken eine große Zange und ein anderes Geräth dabei, vielleicht eine Schmelzkelle, die Rechte hält einen an der Schulter emporgerichteten Hammer. Das Kreuz (welches fast keine dieser Figuren hat), so wie der blos russische Name lassen wohl auf einen russischen Künstler schließen, der vielleicht die Aufstellung zu Nowgorod besorgte, wie auch der Verf. andeutet; eine Vermuthung, die manches für sich hat, und wohl konnte Meister Abraham ein Schüler und Mitarbeiter des Meister Riquin seyn. Sonst meint auch noch der Verf. „am leichtesten ließe sich der russische Name so erklären, wenn man annähme, daß diese Figur, wie so manche andere auf dem Denkmal, ohne erklärende Inschrift gewesen sey und der nowgorodische Bischof, der vielleicht die übrigen, gewiß spätern Erklärungen darauf graben ließ, diesem Künstler den Namen eines damals gerade bekannten russischen Bildners beisetzte", eine Meinung, der wir in diesem Falle (bei andern vorkommenden auf dem zweiten Thorflügel aber sehr gerne) nicht beipflichten möchten.

Tafel 23. Die Schöpfung der Eva; nur mit russischer

Inschrift. Eine durchaus eigenthümliche und sehr rohe Darstellung. Adam liegt nicht, sondern steht. (Wir erinnern uns schon einmal eine solche Darstellung gesehen zu haben, wo, ist uns aber im Augenblicke nicht erinnerlich.) Gott der Vater ist ein alter Mann, der die Eva aus dem Rücken Adams hebt, zwei Engel kommen dazu vom Himmel nieder, oder stehen vielmehr auf dem Kopf. Man möchte beinahe glauben, Meister Abraham habe diese beiden Vorstellungen Taf. 23 und 25, zwischen denen er mitten inne steht, dem Werke Richwin's und Waismuth's hinzugefügt, da sie so ganz von den gewöhnlichen Vorstellungsarten im Mittelalter abweichen, die doch so übereinstimmend meist waren, da man jede frühere Abbildung wie auf alte Sage gegründet ansah.

Tafel 24. Waismuth. Noch ein Künstlerbild und wieder ein unleugbarer, ja ganz offenbarer deutscher Mann. Ueber ihn Nachrichten finden zu wollen, müssen wir bei der unglaublichen Dürre und Ungewißheit unserer Kunstgeschichte nicht erwarten; auch erscheint es uns hiernach nicht auffallend, daß der Name dieses und der andern Künstler so ganz verschollen ist; denn wie viele späteren Namen wurden uns nur auf ähnliche Weise behalten! Was wissen wir viel von Hemlink? Was vom Johannes Raphon (Rephuhn, Repphuhn?), dessen Name ja auch nur durch ein treffliches Gemälde auf uns gekommen ist und dessen sonstige Lebensumstände, ungeachtet er schon im 15ten Jahrhundert und Anfang des 16ten Jahrh. lebte, uns ganz unbestimmt sind. Glauben müssen wir auch nicht, wie schon bemerkt worden, daß die Meister Richwin, Abraham und Waismuth ihrer Zeit so wichtig waren, daß ihre Bildnisse gesucht und verlangt wurden; das that ein jeder Künstler zu seines Namens Gedächtniß und Verewigung von selbst, daß er sein Bildniß den wichtigsten Werken seiner Hand beifügte und vor allem seinen Namen. Dieser Künstler ist jugendlich gearbeitet (wir möchten ihn wohl für den Sohn des Richwin erklären), hat auch einen Arbeitsschurz vor, aber einen glatten und hält mit beiden Händen eine große Zange. In russischer Schrift steht der Name des Künstlers unten (oben steht er mit lateinischen Buchstaben) wiederholt.

Zweiter Thorflügel.

Tafel 25. Christus als Weltrichter. Mit den Tafeln 1 und 3 des ersten Thorflügels übereinstimmend, nimmt die Darstellung die ganze Breite des Flügels ein, ist aber hier, was gegen jene erste Seite ausgezeichnet, nur eine Tafel. Diese Tafel zeigt besonders noch ganz altchristliche Auffassung, und erscheint darum besonders merkwürdig. In Hinsicht der dargestellten Evan-

gelissen, der Sonne und des Mondes, so wie des Heilandes selbst, müssen wir auf Bischofs Münter gediegene Schrift über die Symbole und Kunstvorstellungen der alten Christen verweisen, woraus besonders das hohe Alterthümliche der Darstellung erhellt. Christi Stellung auf einem Sternenbogen, so wie auch zu seinen Füßen ein Sternenbogen ist, deutet auf ganz alte Ansichten; späterhin im Mittelalter umgab man aber den Heiland mit andern Personen, als mit den Zeichen der vier Evangelisten, indem unten das Weltgericht wirklich dargestellt ward und neben ihm knieend Maria und Johannes, für die auferstehende Menschheit bittend, schwebten, während aus dem Munde Christi einerseits das Schwert (der Bestrafung), andererseits die Lilie (der Gnade Zeichen) gingen. Lauter lateinische Inschriften deuten auf ganz abendländischen Ursprung. Die Engel, auch die köpflings stürzenden, entsprechen denen auf der 23sten Tafel. Die Vertheilung der Thiere an die Evangelisten ist schon die späterhin allgemein angenommene. (Vergl. auch Münter am a. O. Heft 1.)

Tafel 26. Unbekannte jugendliche Mannesgestalt, eine aufgewickelte Rolle in der linken Hand haltend und mit dem Zeigefinger der rechten darauf hindeutend. Kein Name, kein Zeichen erklärt die Figur, die an anderer Stelle einst bedeutsam war, hier aber nur (mit der unten 29) den mittleren beiden kleineren Tafeln zur Raumausfüllung dienen mußte, und selbst der sonst sehr leicht zur Erklärung geneigte russische Aufsteller wußte ihr keine Bedeutung beizulegen.

Tafel 27 und 28. Die erste Tafel zeigt Christi Eintritt in Jerusalem, oder vielmehr das Stillehalten vor der Stadt, auf einem Esel (denn dies ist doch wohl das Thier, auf dem er reitet, weil sonst die Unterschrift in asino Christus vehitur damit nicht übereinstimmen würde), neben dem ein Füllen geht; er selbst hält einen Oelzweig und hinter ihm gehen oder stehen drei Männer mit gleichen Zweigen. Was die Kreise bedeuten, innerhalb mit Lilien, worauf die Schriftplatte und die Fußplatte des Thieres, auf dem der Heiland reitet, ruht, wissen wir nicht anzugeben und halten sie für bloße Verzierungen; die Lilien entsprechen den in altdeutscher Bauart bekannten Schlußfiguren der Kirchthürme und Ausgangsspitzen der Thürmchen. 28 ist das geöffnete Stadtthor Jerusalems. Das Thor der Stadt ist gerade so dargestellt, wie es die Wappenstecher des Mittelalters von frühster Zeit an bis tief gegen neuere Zeit ausdrückten. Der Schluß des Wortes Jherusalem in Veränderung der letzten Sylbe lem in mel zeigt wohl an, daß diese Schrift nicht erst später eingestochen ward, sondern schon vom alten Künstler in die Form gekratzt war, der sich dabei aber ein Versehen zu Schulden kommen ließ. Der

Empfang ist sehr einfach angedeutet. Bemerkenswerth ist unstreitig die auf einem Ständer stehende Pflanze mit drei langen flammenartigen Blättern, und unten drei niederhangenden, eichelartigen oder den Tannzapfen entsprechenden Früchten (wie das uralte römische Zeichen der Stadt Augsburg etwa aussehend); bedeutsam ist das Ganze gewiß und verdient wohl nähere Untersuchung: Schon die zwiefache Wiederholung der drei Früchte und drei Blätter zeigt einen verborgenen Sinn an.

Tafel 29. Unbekannte Figur. „Eine jugendliche Gestalt mit einem Thier unter dem linken Arme, von dem man nur den Kopf deutlich sieht, nach welchem man es für eine Schlange halten muß"; der Zeigefinger der rechten Hand ist gegen das geöffnete Maul des Thieres gerichtet, in der linken Hand hält die Figur etwas, das wie ein Brot oder Kuchen aussieht. Hier tritt uns wieder recht deutlich entgegen, wie weit wir noch in der Symbolik des Mittelalters zurück sind. So weit wie wir nach der Zeichnung urtheilen dürfen, die freilich, wie wir schon oft bemerkt haben, sehr häufig nur eine freie Nachahmung, eine nicht genugsam treue Nachbildung des wirklichen Bildes ist, würden wir die Figur für die dem Mittelalter des Christenthums so beliebte des guten Hirten halten, wenigstens kommt damit die ganze Stellung überein, wie sie das Mittelalter oft gab *).

Tafel 30. Igere. Eine große Figur, größer als die anderen. Der Bart ist zierlich und läuft spitz zu, das Haar ist hinter die hoch stehenden Ohren gelegt. Der Kleidung nach ein Krieger: über das gewöhnliche bis an die Knie reichende Untergewand ist ein Schuppenpanzer gelegt, in der linken Hand ein gekrümmtes kurzes Messer, in der rechten ein langes Schwert. Beide Hände sind gegen die Brust erhoben und halten ein schmales Band. Wir sind keinen Augenblick zweifelhaft und theilten auch früher diese Ansicht dem Hrn. Verf. schriftlich mit, hier eine Beziehung auf den russischen Helden Igor zu sehen, wobei es am merkwürdigsten ist, daß die Inschrift nicht mit russischen Buchstaben gemacht ist, sondern mit lateinischen, wonach sie also unserer Annahme zufolge schon ursprünglich in Magdeburg gemacht ward und also gleich zu den Thüren bestellt worden ist, nicht erst später in Nowgorod so gedeutet wurde. Bei der Menge Lückenbüßer, die nöthig waren und die sich hier allenthalben vorzüglich auf dem zweiten Thorflügel reichlichst zeigen, ist die Darstellung eines solchen nordischen Helden nicht zu verwundern.

---

*) Die erste christliche Zeit (Münter, Heft I) stellte den guten Hirten immer anders vor, ein Lamm auf den Schultern tragend.

Tafel 31. Judas verräth den Erlöser. Es ist die Gefangennehmung und der verrätherische Kuß des Judas vorgestellt. Christus ist wieder größer als die andern Personen; man sieht nur noch den ohne Bart dargestellten Judas, Petrus und zwei Kriegesknechte.

Tafel 32. Unbekannte Figur. Der Beschreibung nach: „eine jugendliche Gestalt, welche mit beiden Händen eine um ihren Leib gewundene, große Schlange mit geöffnetem Munde und buschigtem Schwanze hält." Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß eine im Mittelalter nicht selten vorkommende Gestalt, die mit Schlangen umwunden, darunter gemeint sey (der Hr. Verf. meint einen Schlangenbeschwörer); auf den ersten Anblick hatte aber die Gestalt große Aehnlichkeit mit dem im alten Christenthume oft vorkommenden Tobias, der mit dem gefangenen Fische zu seinem Vater zurückkehrt.

Tafel 33. Die Ueberschrift und Ausdeutung des Hrn. Verfassers: Christus im Kerker, ist gewiß unrichtig. Es wäre dies eine Vorstellung, die uns noch nirgend vorgekommen. Es ist vielmehr eine andere sehr bekannte und gewöhnliche Darstellung, die nun freilich wieder hier gar nicht her gehört, sondern bunt und fremdartig hineingeschoben worden ist: die Befreiung des heiligen Petrus aus dem Gefängnisse durch einen Engel, eine beliebte Darstellung des Mittelalters, die ja auch Raphael in seinen Logen auf eine so glänzende und treffliche Art ausführte. Die darunter befindliche russische Inschrift: Das Geisseln Jesu Christi an der Säule, ist nur, da sich ein bequemer Raum fahd, hierher gesetzt worden und geht eigentlich auf die darunter befindliche Vorstellung, Tafel 37. Man sieht aber deutlich, wie man sich, bei der Zusammensetzung, nicht um Sinn, Deutung und Zusammenhang der Darstellungen, sondern blos um vollständige Füllung jedes einzelnen Raumes bemühte.

Tafel 34. Wieder ein Löwenkopf als Thürklopfer, entsprechend der Tafel 13, nur sieht man nicht mehr in dem Rachen die Köpfe mehrer Verdammten, sondern allein einen auf Flügeln ruhenden Kopf, und also einen Engelskopf (wenigstens so stellte es der Zeichner dar). Wir müssen ihm deshalb eine ganz andere Bedeutung beilegen und versuchen diese also. Thorflügel eins zeigt uns die Jugend des Heilandes, also noch die Hölle in ihrer vollen Gewalt, noch nicht die Befreiung der Menschheit aus der Hölle, daher die Köpfe der Verdammten aus ihr hervorblickend. Anders ist es auf dem zweiten Thorflügel: Christi Leiden und Tod, sein Herabsteigen zur Hölle (Tafel 42 werden wir es noch genauer kennen lernen und deutlich dargestellt sehen) hat die Macht der Hölle vernichtet (dies stellen viele Bildwerke des christ-

lichen Alterthums dar, aber immer auf ähnliche Art wie Tafel 42) und so schwebt nun ein Engelskopf vor dem gräulichen Rachen, die Seelen zurückwehrend, wie früher der Engel mit dem feurigen Schwerte vor dem Paradiese stand. So deuten wir uns beide Löwenköpfe und Löwenrachen, möge die Erklärung richtig seyn und der Zeichner uns nicht etwa zu einem Trugschlusse, an dem wir wenigstens unschuldig wären, verleitet haben; der würdige und berühmte Hr. Verf., dem diese Blätter zunächst gewidmet sind, wird am besten darüber entscheiden können.

Tafel 35. Eine Gestalt mit dem Schwerte in der rechten, und der Krone auf dem Haupte, sonst durch nichts ausgezeichnet und nur durch eine russische Inschrift als König bezeichnet, wogegen

Tafel 36. Ein sitzender Kaiser als Gegenstück erscheint und zwar durch die lateinische Inschrift Herodes imp. bezeichnet, also schon so nach Nowgorod gekommen und nur durch den Gegensatz wurde jene Figur als König bestimmt. Seine Figur deutet das ganze gerichtliche (wenn auch nicht rechtliche) Verfahren gegen den Heiland an, zu dessen Geisselung und Tod wir nun gleich übergehen.

Tafel 37. Die Geisselung Christi. Der Herr ist wieder durch seine Größe ausgezeichnet; dennoch bestimmt ihn noch die Namensabkürzung. Der Vogel auf der Säule ist die Taube, der heilige Geist, an den Hahn des Petrus ist nicht zu denken. Was ein über dem links stehenden Soldaten eingegrabenes E bedeuten soll (der Zeichner hat es vergessen), ist uns ganz undeutlich. Sonst ähnlicht die Darstellung der allgemein verbreiteten.

Tafel 38. Die Kreuzigung Christi ist ganz eigenthümlich und sehr sinnreich dargestellt. Wohl recht hat der Hr. Verf., wenn er sagt: „Der göttliche Leidende thut hier, am Kreuze, wo er den Tod der gemeinsten Missethäter sterben soll, eines der größten und schönsten Wunder: er reicht vom Kreuze herab der trostlosen Mutter die Hand, eine Darstellung, die eben so neu in ihrer Erfindung, als groß und erhaben im Sinne des frommen Künstlers ist. Wenn der Heiland, scheint er sagen zu wollen, einen Arm vom Kreuze losmachen konnte, ohne daß menschliche Macht es verhindern durfte, so mußte es ihm auch ein Leichtes seyn, ganz von dem Marterholze herabzusteigen, und so deutet er uns die Allmacht des schuldlosen Dulders zugleich mit seinem Gehorsam gegen den Willen des Vaters auf eine eben so einfache als rührende Art an.“ Christus ist wieder übergroß, die Dornenkrone, eine wichtige Eigenthümlichkeit und für bedeutendes Alter beweisend, fehlt ihm hier, wie bei der Geisselung. Wirklich belaubte Stämme, wohl Palmenstämme, sind als Kreuz

angedeutet, doch fehlt der untere Theil des langen Stiels, die Füße sind nicht über einander gelegt, sondern stehen nach ältester Darstellungsart neben einander. Die zweite neben stehende Figur soll eine weibliche seyn, und wird auf eine der beiden andern heiligen Frauen vom Hrn. Verf. gedeutet, die, nach den Evangelisten, beim Tode des Heilandes gegenwärtig waren.

Tafel 39 und 40. Zwei unbekannte Figuren, jene weiblich, diese männlich, in bunten Kleidern und ohne Bezeichnung; über der männlichen ist ein *A* eingekratzt. Die weibliche Gestalt trägt ein Gefäß. Waren es nicht etwa Joseph und Nikodemus, die mit Myrrhen und Specereien zum Grabmale wandeln? Denn

Tafel 41 zeigt die drei heiligen Frauen am Grabe. Die ältere Zeit stellte meist immer drei Frauen dar, in neuerer erscheinen nur zwei. Der Engel sitzt vorne.

Tafel 42 ist die Höllenfahrt Christi, lateinisch durch disce(n) dit ad inferos bezeichnet. Drei Köpfe ragen aus einem am Boden befindlichen Gefäß hervor, wie bei 13 aus dem Löwenrachen, und die wieder übergroße Figur des reich bekleideten Christus ist im Begriff, mit einer Lanze danach zu stoßen.

Tafel 43. Wichmann, Erzbischof von Magdeburg. Auch wieder ein berühmter Geistlicher, von 1152 — 92 Erzbischof von Magdeburg. Der Hr. Verf. hat das Leben dieses thätigen und wirksamen Erzbischofs, besonders in weltlichen Angelegenheiten rührig, kurz erzählt, aber ein Mißverständniß waltet Anmerkung 98 ob, wenn der Verf. auf das Wort Gift, wodurch Wichmann zu seinem Erzbisthum gekommen seyn soll, zu großen Nachdruck zu legen scheint: denn dies Wort heißt auch nichts anders als Geschenk, Gabe und ist noch im Worte Mitgift aufbehalten. Die Ueberschrift in lateinischen Buchstaben lautet: Wicmannus megideburgēsis ēpc. Auch hier ist wohl ohne Bezug auf die Verfertigung der Thüren, nur für ihre Anfertigungszeit, der dargestellte Wichmann wichtig, der, unserer vorher schon einige Mal dargelegten Ansicht nach, zu anderem Denkmale schon gearbeitet, nur mit zu diesem gezogen wurde, um einen Raum auszufüllen. Tracht und Stellung gleichen der des Bischofs zu Plotzk auf Tafel 17.

Tafel 44. Christus zwischen zwei Engeln. Wir stellen uns hier Christus nach Ueberwindung des Todes, als in der Herrlichkeit dargestellt, vor, neben ihm zwei viergeflügelte Engel, Cherubim, da sonst nur immer zweiflüglige auf diesen Thüren erscheinen. Die gewöhnliche Abkürzung bezeichnet den Namen des Heilandes, über den Engeln steht, mit russischer Schrift Archangel, Erzengel. Wenn das Kreuz auf der Lanze, die der Heiland in der linken Hand hält und die dem Zeichner sehr un-

deutlich gerathen ist, wirklich ein gleichseitiges griechisches Kreuz ist, so wäre diese Vorstellung sehr wichtig, und das Bild wäre dann vielleicht für ein russisches Werk, wie überhaupt vielleicht einige andere Tafeln, und zwar vom Meister Abraham, zu halten. Darauf könnte vielleicht die Farbe des Metalles noch mit leiten.

Tafel 45. Unbekannte Figur, nach Art der unter 39, 40, in Hinsicht der Tracht. Mit dieser und der folgenden hören nun, aller Vermuthung nach, die geistlichen Gegenstände ganz auf, es sey denn, daß 46 und 47 noch auf eine frühere Begebenheit zu deuten wären, indem auf

Tafel 46 drei Krieger erscheinen, die mit 47 wohl eine Darstellung des Bethlehemitischen Kindermordes seyn könnten. Tafel 46 sind drei Krieger, einer nur mit dem Schwerte und einer der auf oder dicht neben einem Drachen zu stehen scheint. Wir möchten indessen, so sonderbar auch ein solches Werk erscheinen mag, die ganze untere Abtheilung der drei Darstellungen 46, 47, 48, für alt mythologisch erklären. Bei 48 ist es unleugbar, und 46 möchten wir wohl für Theseus mit zweien seiner Gefährten halten, die vor dem getödteten Minotaurus stehen, so wie wir Tafel 47 eine Medea, eben im Begriff, ihr letztes Kind zu tödten, zu erkennen geneigt sind. Tafel 48 ist ein unverkennbarer Centaur, der in den verstümmelten Händen Bogen und Pfeile hielt und eben im Begriff war, diesen von jenem zu entsenden. Wo diese der Antike nachgebildeten und aus antiken Gegenständen entnommenen Darstellungen gebraucht seyn mögen, läßt sich freilich nicht entwickeln, aber wie viele Kunstverhältnisse sind uns auch noch unbekannt! Die augsburger gleichzeitigen Thüren zeigen denselben Centaur zweimal wiederholt. Wäre diese und jener in Nowgorod vielleicht aus derselben Form? Hätte auch Augsburg etwas zu dem großen nowgoroder Werke geliefert? Nur ein gegeneinander gestellter Abguß beider Bildwerke könnte hier entscheiden.

Die Einfassung der Thüren ist etwa vier Zoll breit, hervorspringend, läuft auf den Flügeln mitten durch und schließt eine jede Tafel von allen Seiten ein. Diese Verzierung ist aber durchaus nicht ganz gleich und enthält verschiedene Muster, wie dies auch an andern Thüren der Fall ist. Der Hauptheil und der am meisten wiederholte zeigt eine altdeutsche Verzierung, der ähnlich, die Moller von dem Thürbogen der einen Thür zu Frankfurt am Main gibt. Auch menschliche und Thierfiguren erscheinen zwischen diesen Arabesken, auf dem ersten Thorflügel indessen nur eine, desto mehr auf dem zweiten. Reicher sind diese Verzierungen, Menschen und Hunde auf der zweiten Thür, mehr

scherzhaft, raumfüllend und undeutsam, als bedeutend und mit Absicht erscheinend; denn wir wiederholen auch hier, man muß in der Kunst des Mittelalters Künstlerlaunen und Scherze nie zu ernst und hoch deuten und annehmen wollen.

II. Erläuterungen zur Erklärung einiger Symbole und Darstellungen der Kunst des Mittelalters. Eine schöne Ergänzung zu Münter's früherer Dissertation und seinem spätern ausführlichen Werke über die Symbolik des Mittelalters. Höchst dankenswerth ist die Arbeit beider gelehrten Männer anzunehmen, als Grundlage darauf zu bauender weiteren Untersuchungen. Möge sich daraus bald eine vollständige Kunstsymbolik des ganzen Mittelalters erheben.

1. Ueber den Ursprung und die Form der Heiligenscheine. Fleißige und belehrende Zusammenstellung, wichtig mit Münter's Werk zu vergleichen; Hauptsache ist, daß der Heiligenschein keine Erfindung des christlichen Mittelalters sey, sondern schon im Alterthume ganz gewöhnlich war. 2. Gestalt, Kleidung und Attribute der Engel. Wenn man die Urbilder zu einzelnen Engeln des Mittelalters suchen wollte, so würde man vergeblich sich in der Natur umsehen: es ist kein Vorbild für sie da. Wir meinen nämlich die mit Flügeln begabten Engel, bei denen man, in Hinsicht der Anbringung ihrer Flügel, vergeblich nach dem, was Maler oder Bildner nachahmten, umschauen würde. Einige Ausleger haben daher auch gar nicht gewußt, was sie mit den Flügeln anfangen sollten, welchen Thieren sie etwa nachgebildet wären. Man kann darauf nur antworten: es sind Engelflügel, Flügel, welche die alten Bildner eigends für die Darstellung der Engel bestimmten. Daher finden wir bekleidete Engel mit großen Flügeln, bei denen man vergeblich anzugeben suchen würde, wie diese Flügel angewachsen und wie sie sich zu der Bekleidung verhielten. Dies zur Ergänzung der Bemerkungen unsers Verfassers. 3. Die Verkündigung. Das Alterthum scheint nur eine Vorstellungsart dieses Ereignisses gekannt zu haben, und ein Künstler folgte um so mehr dem andern, da hier ein tiefes Geheimniß der christlichen Religion darzustellen war, dessen erste Auffassung durch einen Künstler wie eine göttliche Eingebung anzunehmen war. 4. Die Krippe Christi. Nicht blos die wirkliche Krippe, worin der Erlöser als Kind lag, wird heutigen Tages unter diesem Worte gemeint, sondern die ganze Erscheinung der Engel, Hirten und aller kurz nach der Geburt des Heilandes versammelten Personen und des Orts, worin sie sich zusammenfinden. Diese Bedeutung hat das Wort Presepii in Italien und das sogenannte Krippel im südöstlichen Deutschlande, woraus oftmals die Einbildungskraft der Künstler sehr liebliche Gegen=

stände schafft; die Darstellungen der Künstler alter und neuer Zeit zeigen oft sinnreiche Erfindungen; einfach dagegen, oft roh, erscheint die der Zeit des ältesten Christenthums. 5. Vaterland, Namen und Insignien der heil. drei Könige. Hier hat die Kunst des Mittelalters, besonders die Malerei, oft alle Farbenpracht verschwendet, um die drei Weisen recht glänzend und schön auszuführen, und allen Schmuck des Morgenlandes an die ärmliche Wiege des Heilandes gestellt, um seine Göttlichkeit und Hoheit, selbst in der armen Hütte oder der armseligen, düstern Stallhöhle, recht zu zeigen. Wichtig ist es zu untersuchen und darzulegen, wie diese Begriffe der Pracht und königlichen Würde, so wie der Mohrengestalt des einen Königs sich von ältester Zeit bis in das Mittelalter ausgebildet haben, eine Untersuchung, die noch gänzlich mangelt. 6. Eliä Himmelfahrt. 7. Eine aus den Wolken ragende Hand, als Symbol der Gegenwart Gottes. Diese Vorstellung ist sehr häufig und es läßt sich die Reihe der vom Verf. angeführten Bildwerke bedeutend vermehren. Besonders liebten auch die Diptycha des Mittelalters, vorzüglich die der Karolinger (vgl. Eccard Comm. rer. Franc. ori.) solche Darstellung, und sie ist auch die zweckmäßigste, um die Anwesenheit Gottes auf die am wenigsten menschliche Art darzustellen; denn ihn ganz und gar als einen alten Mann abzubilden, ist doch zu wenig göttlich. 8. Die Schöpfung der Eva. Die hier aufgezählten Abbildungen der Erschaffung der Eva würden sich durch eine lange Reihe vermehren lassen, welches uns aber unnöthig erscheint; höchst wünschenswerth wäre es dagegen eine der wunderbaren Darstellung dieser Thüren gleiche zu entdecken; ähnlich ist die auf der augsburger Thüre (und so auch die nahe Zeit der Verfertigung beider andeutend), nur daß bei der augsburger Thür Adam liegt. Wollte dies aber nicht vielleicht auch der Künstler der nowgoroder Thür und benahm sich dabei nur höchst unbehülflich? 9. Der Regenbogen als Stuhl der Herrlichkeit Christi. 10. Sonne und Mond neben dem Heiland. Höchst wichtig ist hier das alte Bildwerk an den Externsteinen in Westphalen zur Vergleichung, und wir werden davon an anderem Orte, bei Gelegenheit von Dorow's Denkmalen germanischer und römischer Zeit sprechen und dabei auch eine genaue Nachbildung der Zeichnung aus dem wiener Otfried beifügen, die wir durch die freundschaftliche Güte der Frau Primisser, geb. Mihes zu Wien besitzen. Es waltet hier noch unleugbar eine heidnische Ansicht und Nachbildung vor; vgl. auch Münter. 11. Die Thiere als Symbole der Evangelien. Eine gelehrte und ausführliche Untersuchung, womit Münter's neues größeres Werk zu vergleichen ist. 12. Lilien auf den Kunstwerken. Auch hier mag das Alterthum wohl mit

eingewirkt und die Lotusblume besonders früher gemeint und nachgeahmt worden seyn. Der Hr. Verf. hat die lilienartige Blume übersehen, worin sich alle Thürme und Spitzen der altdeutschen Gebäude zu enden pflegen. Sie gehen in das tiefste Alterthum zurück und waren dem Christenthum, wegen ihrer milchweißen Reinheit und Zartheit, besonders zum Vergleich und zur Symbolik wichtig. Es wäre wohl noch zu bemerken gewesen, daß die Lilie neben der Maria, bei der Verkündigung, im späteren Mittelalter fast immer erscheint, und daß einige alte Künstler dieser Lilie keine Staubfäden gaben; so also ein gedoppeltes Zeichen der Reinheit und Keuschheit. 13. Die Palme, als Freudens- und Siegessymbol. Die Palmenweihe war und ist in der ganzen katholischen Kirche gewöhnlich und wird bekanntlich am Palmensonntage gehalten. In Deutschland, wo die Palme fehlt, müssen Weidenzweige, an denen Blütenkätzchen sitzen (weil dieser Feiertag in das erste, noch blätterlose Frühjahr fällt), dafür gelten. Der Aberglaube hat auch sein Theil daran und die Gläubigen drängen sich zu diesen Zweigen, denen allerhand heilsame Wirkungen beigelegt werden. 14. Spitze Mützen der Krieger. Diese spitzen Mützen sind den phrygischen Mützen des classischen Alterthums ähnlich und wurden unbedenklich, entweder von Leder oder von Metall, in den älteren Zeiten des Mittelalters getragen, so daß sie nur eine Nachbildung wirklicher alter Tracht waren, wie jene des Alterthums. Solche phrygische Mützen auf Denkmälern des Mittelalters zu finden, darf daher nicht verleiten, ihnen eine besondere, dem Alterthum nähere Bedeutung zu geben. 15. Kreuzigung mit vier Nägeln. Diese ist durchaus in den älteren Vorstellungen als gewöhnlich angenommen, gegründet auf die Nachricht, daß die heilige Helena die vier Nägel des Kreuzes Christi gefunden, so wie auf die zweckmäßigere Einrichtung, um dem Körper Festigkeit in seiner nur zu sehr schwebenden Lage zu geben. Wann drei Nägel, also die über einander gelegten Füße eingeführt worden sind, weiß man noch nicht gewiß; einige behaupten, es sey erst in den Zeiten des Cimabue aufgekommen, welches noch sorgsame Untersuchungen fordert. 16. Form des heiligen Kreuzes. Die Form des Kreuzes war eigentlich wohl nur dreifach, das lateinische Kreuz (wobei der Randbalken länger als der Querbalken), das griechische Kreuz (woran beide Balken gleich) und das Andreaskreuz, woran beide Balken wie ein X stehen und beide in der Erde befestigt sind. Dies letztere wird gewöhnlich nur dem heiligen Andreas als sein Marterwerkzeug gegeben, wohl hauptsächlich, um ihn gleich auf den ersten Blick vom Heiland zu unterscheiden und jeder Verwechslung zuvorzukommen, so wie auch zuweilen die beiden Schächer neben dem

Kreuze des Herrn auf ähnliche Weise befestigt sind. 17. Centauren auf christlichen Kunstwerken. Centauren kommen nicht selten auf christlichen Denkmälern vor; ganz ähnlich dem nowgoroder Centaur sind die, welche auf den Thüren zu Augsburg, wo auch mehrere andere mythologische Darstellungen erscheinen, vorkommen; diese Thüren fallen in das Jahr 1088 und sind zur Vergleichung mit diesen überaus merkwürdig. Wir haben schon bei andern Gelegenheiten unsere Ansicht über solche Darstellungen heidnischer Gegenstände auf christlichen Denkmälern ausgesprochen, hier wiederholen wir sie kurz. Die Gegenden, welche dem classischen Alterthum nahen, mischten leicht und gern mythologische Gegenstände ihren Werken ein, weil sie den eben bekehrten Künstlern so nahe lagen; ja oft mußten auch wohl Christen sich von heidnischen Künstlern (da das christliche früheste Alterthum keine Kunstausübung litt) Denkmäler machen lassen. So blieb nichts übrig, als oft Heidnisches ruhig zu dulden, oder dem Heidnischen eine christliche Bedeutung zu geben. Späterhin, als es dem Christenthum mehr erlaubt war Denkmäler zu stiften, war die Kunstfertigkeit verloren gegangen, und man mußte sich daher oft begnügen Werke der antiken Zeit auf das genaueste nachzuahmen und ihnen eine christliche Bedeutung zu geben. Dann scheint es aber auch nichts Ungewöhnliches gewesen zu seyn, Gegenstände der Mythologie in der christlichen Zeit nachzubilden und ihnen eine blos christliche Bedeutung zu geben, oft nur in rein geschichtlicher Hinsicht betrachtet als Strafe und Belohnung der Gottheit, mehrfach nur im Gegensatze, als Werk des Teufels gegen die christlichen Geschichten und Begebenheiten, oder was sonst das christliche Alterthum sich darunter dachte und welche Bedeutung es dem Heidnischen zu geben wußte. Das sind Vermuthungen, die eine genaue, fortgesetzte Untersuchung prüfen und weiter erhärten oder zurückweisen möge.

III. Ueber die auf den korssünschen Thüren vorkommenden Inschriften. Der Hr. Verf. nimmt an, daß die Inschriften alle in das Metall gegraben wären; nur die über den beiden Bischöfen soll genau und zierlich seyn, alle anderen aber ungleich und meist roh. Die Ursprünglichkeit dieser beiden allein nimmt daher der Hr. Verf. an, alle anderen sollen später eingegraben seyn. Wir hegen andere Ansichten. Die lateinischen Inschriften waren nämlich, unserer Meinung nach, ursprünglich, fanden sich schon erhaben in den Formen vor und wurden demnach vertieft mit abgegossen; denn solche erklärende Inschriften waren, wie auch der Verf. bemerkt, in der alten Zeit ganz gewöhnlich und herkömmlich. Daher schreibt es sich denn auch, daß in Jerusalem Tafel 28, Jherusamel steht, durch ein

Versehen des die Buchstaben richtig stellenden Künstlers, da sie, wie alle anderen, hätten verkehrt gearbeitet werden müssen, wenn sie im Ausgusse gerade stehen sollten. Da die lateinischen Inschriften den Russen unbekannt waren, ließ ein Bischof von Nowgorod bei den bedeutendsten Begebenheiten und besonders solchen, die allgemein verständlich seyn sollten, die russischen Erklärungen später einkratzen, die daher auch meist alle weit unförmlicher sind, damit die niedere und ungelehrte Geistlichkeit den Sinn der Abbildung lesen und besser erklären konnte, aber auch die gebildeten Vornehmen leichter die Erklärung fanden. Daß die lateinischen Inschriften schon in Deutschland gemacht worden, meint auch der Verf. (S. 91) und weicht nur darin von uns ab, daß er sie auch für später eingegraben hält. Was die Meinung über die Schriftzüge und ihre diplomatische Erklärung betrifft, so reicht sie oftmals bei Kunstdenkmalen des Mittelalters nicht aus. Was bei Wundern gilt, die von gebildeten Geistlichen niedergeschrieben wurden, die meist alle aus einer Schreibschule hervorgegangen zu seyn scheinen, wie diese bedeutende Klöster, als St. Gallen, Reichenau, Fulda, Corvey hatten, so ist ihre diplomatische Uebereinstimmung und das darauf von Mabillon gebaute System unumstößlich; aber anders ist es wohl bei Kunstwerken, bei denen der Künstler (nicht der gebildete Schriftgelehrte) seine Kunstfertigkeit in Anwendung brachte und die Buchstaben mit mehrer oder minderer Freiheit nachahmte; darum herrschen hier auch die größten Abwechslungen in der Form der Buchstaben. Da sich nun in der Urkundenlehre zeigt, daß die Buchstaben von Jahrhundert zu Jahrhundert schlechter und flüchtiger werden, so mag es wohl nicht falsch geurtheilt seyn, wenn wir annehmen, daß die Inschriften schon in die Verfertigungszeit der Thüren fallen, die Schrift aber nur durch größere Flüchtigkeit und Ungeübtheit der Künstler einem spätern Zeitraum anzugehören scheint.

IV. Benennung, Alter, Vaterland, Geschichte und Kunstwerth der korssünschen Thüren. Unter Korssün wird eigentlich das alte Cherson gemeint, und von Wladimir dem Großen, der diese Stadt 988 einnahm und sich dort taufen ließ, wurden viele Denkmäler und christliche Alterthümer (worunter auch zwei kupferne Tempel genannt werden, welches wohl Altaraufsätze zum Bewahren der Heiligengebeine und Monstranz waren, in Tempelchen (Kapellenform), was im mittlern Latein ciborium und im Altdeutschen ziborîe genannt ward) nach Rußland gebracht. Nachher erhielten eine Menge Alterthümer und Kunstdenkmale der ältesten Zeit den Namen korssünisch, (so auch unsere Thüren, die weit später sind) und es ist daher wohl mit dem Hrn. Verf. anzunehmen, daß unter dieser Benen-

nung überhaupt etwas Vortreffliches, Seltenes, kunstreich Ausgezeichnetes gemeint war und jedes der Art so benannt ward.

Was das Alter betrifft, so setzt sie der Hr. Verf. in das dreizehnte Jahrhundert; wir sind im Ganzen derselben Meinung, wenn nämlich der erste Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verstanden wird; einige Bildwerke fallen aber aller Wahrscheinlichkeit nach schon in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts und so ist vielleicht das letzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts oder das erste des dreizehnten Jahrhunderts mit einer ziemlichen Wahrscheinlichkeit als Entstehungszeit der meisten Bildtafeln anzunehmen. Wenn der Hr. Verf., bei seiner Annahme des dreizehnten Jahrhunderts, sich auch auf den Spitzbogen, der darin vorkomme, mitbezieht, so wäre dies freilich sehr wichtig; aber wir bekennen, wenigstens im vorliegenden Bilde, keinen zu finden, wodurch, wenn solche Bogen im Urstücke vorhanden sind, wie nach der Angabe des Hrn. Verfs. nicht zu bezweifeln ist, ein großer und wichtiger Fingerzeig verwischt worden ist. Doch scheint die S. 106 angefügte Bemerkung: daß in den Bildern der Thüren die charakteristische halbzirkelförmige Bogenwölbung zu finden sey, jener frühern Angabe zu widersprechen.

Das Vaterland dieser Thüren konnte man früherhin in Griechenland, Rußland selbst, Schweden und Deutschland suchen. Alle die Ansichten, welche für die drei ersten Länder etwa zu sprechen schienen, werden vom Hrn. Verf. auf gebührende Art zurückgewiesen, und so bleibt blos Deutschland übrig, für welches die Verfertigung zu beweisen stand. Was die S. 106 angeführte Glocke zu Tönsberg vom Jahr 1076 betrifft, so sind wir dagegen etwas bedenklich: wir vermuthen hier eher die Zahl 1476, die Zahl 4 nach alter Art geschrieben und so einer 0 ähnlich. Dagegen ist die bedeutende Verbreitung der Gießkunst in Deutschland um jene Zeit und früher schon unbedenklich anzunehmen und kann unumstößlich bewiesen werden, wie auch vom Hrn. Verf. geschehen ist. Daß diese Thüren einst für Magdeburg selbst bestimmt gewesen seyn könnten (wie der Hr. Verf. S. 107 andeutet), ist gewiß nicht gegründet; denn dann wäre ihre Versetzung nach Nowgorod noch weniger zu erklären, da die Magdeburger wohl nicht ihre Domthüren verkauft haben würden. Wie sie nach Nowgorod kamen, ist ganz dunkel, nur eine Chronik von Nowgorod sagt beim Jahre 1336: Der (Erzbischof) „Wladüka Wassilj schaffte für die Kirche der heiligen Sophia kupferne vergoldete Thüren an"; nach andern Nachrichten soll er sie für hohen Preis gekauft haben. Sinnreich und keineswegs abzuweisen ist der Gedanke des Herrn

v. Katschenofsky über die Kunstwerke, die angeblich aus Cherson entführt seyn sollten.

Was endlich den Kunstwerth dieser Thüren angeht, so ist die Erfindung in den Bildwerken oft sehr sinnreich und, was ausgezeichnet, oftmals nicht mehr in dem altchristlichen Style oder in den altchristlichen hergebrachten Ansichten, sondern freier und eigenthümlicher, wie sich denn überhaupt freier die Kunst in Deutschland in jener alten Zeit schon gestaltete und nach einem eigenthümlichen Charakter strebte. Die vom Hrn. Verf. ausgezeichneten Bildwerke möchten wir dahin indessen nicht alle rechnen. Die Geburt Christi z. B. ist vielmehr noch ganz im Gange altchristlicher Darstellungen und Christus im Kerker ist eine fälschliche Auslegung der Vorstellung, wie wir zu beweisen gesucht haben. — In Hinsicht des Styls kämpfen wir auch hier gegen die Behauptung des byzantinischen an, welcher Styl uns zumeist nur immer durch urchristlich auszudrücken nöthig scheint; er findet sich im Morgenlande und in Italien, als die Kirchen des Abendlandes feindlich gegen die morgenländische auftraten und gewiß wohl nichts von dieser entlehnt haben würden, wenn beide nicht aus einer und derselben Quelle schöpften, wobei Darstellung und Zusammenreihung der Figuren in der morgenländischen Kirche stehend wurden, in der abendländischen aber wahrer fortschreitender Kunst anheim fielen und sich aus alten Banden und Windeln löseten. Sehr wichtig für die Entstehung der Thüren ist auch noch die Bemerkung, die wir freilich aus den wenig charakteristischen und oft ungenauen Zeichnungen nicht entnehmen können, daß „eine große Verschiedenheit des Styls und Geschmacks bemerkbar, die kaum erlaubt anzunehmen, daß alle Tafeln von demselben Meister verfertigt wären, weil man neben rohen, an die Kindheit der Kunst erinnernden Darstellungen mehrere gut erfundene und ausgeführte sieht, in denen die herannahende bessere Kunstperiode bereits unverkennbar ist.“ Wir begründen dadurch auch besonders unsere Ansicht, daß die Tafeln gewissermaßen Fabrikarbeit mehrer Künstler waren, die nur zu diesem Werke zusammengereiht wurden, wie es gerade die Verhältnisse erlaubten; eine Bemerkung, die auch dem Verf. vorschwebte, aber von ihm zu kühn gefunden wurde. Vielleicht auch, daß, wie wir auch schon früher angaben, etwas weniger gelungene russische Arbeit mit eingemischt ward. — Was den Guß betrifft, „so ist er fast überall rein und scharf, und hat an manchen Stellen Schwierigkeiten überwunden, deren Besiegung selbst einem geübten Zeitalter Ehre gemacht haben würde.“

Ueber die Mischung des Metalls läßt sich nichts sagen; es

hat indessen eine hellere, gelbe Farbe, als gewöhnlich das Kupfer, und der sonst so oft erscheinende grüne Rost fehlt ganz.

V. Erwähnung der korssün'schen Thüren bei in- und ausländischen Schriftstellern.

Die Beilagen enthalten: 1. Beschreibung und Geschichte der sogenannten schwedischen Thüren in der Kirche der heiligen Sophia zu Nowgorod. Diese Thüren finden sich an dem Eingange einer Kapelle und bestehen aus Holz, das mit einer metallenen Platte von der Dicke eines Viertel Zolls bekleidet ist. Dieser Ueberzug aus Bronze hat eine so hellgelbe Farbe, daß man geglaubt hat, sie seyen aus Silber verfertigt, weshalb man sie auch jetzt noch häufig die silbernen Thüren nennt. Dieses merkwürdige Kunstwerk ist aus Einem Gusse verfertigt und bietet dem Auge in seiner großen und geschmackvollen Einfachheit einen sehr angenehmen Anblick dar. Der Herr Verf. hat eine Abbildung hinzugefügt. Die auf den Thüren befindlichen Vorstellungen sind flach erhaben, gegossen und ragen nur höchstens einige Linien über die Oberfläche hervor. Jeder Flügel enthält drei große Abtheilungen, in welchen sich ein Kreuz von ungewöhnlicher Form, völlig unverändert, sechsmal wiederholt befindet. Die Einfassung dieser Abtheilung besteht nur aus geraden Linien. Innerhalb derselben bildet sich ein Halbbogen, in dessen gerade herablaufenden Schenkeln man eine sehr einfache Verzierung, in Form der à-la grecque genannten, eingegraben sieht. Die Einfassung jedes Flügels besteht aus erhabenen Rosen, deren man auf der äußeren Seite sieben, auf der innern aber nur sechs in der Länge und drei in der Breite zählt. Zwischen diesen befinden sich arabeskenartige Verzierungen, je drei zwischen zwei Rosen, welche eingegraben sind und aus sehr einfachen Blättern, Blumen und Sternen bestehen. Die Querstreifen der Verzierung zeigen zwischen den erhabenen Rosen eingegrabene Blumentöpfe in einer viereckrunden Einfassung. Das auf diesen Thüren vorkommende Kreuz hat eine ganz besondere Form. Der lange Balken desselben wird nämlich statt eines von zwei Querbalken durchschnitten, und geht unten in eine Verzierung aus, die in Gestalt eines S wieder zu dem untern Querbalken in die Höhe steigt, und sich unter demselben in eine gebogene Spitze krümmt. In den Oeffnungen dieser beiden Krümmungen sieht man eine Art von Blumen, die aus drei rautenförmigen Blättern gebildet wird. Das obere Ende des verticalen Bogens berührt den Halbbogen der Einfassung, und die beiden Spitzen des Mittelbalkens enden sich in eine Lilienform. Solche Kreuze finden wir zuweilen auf alten Denkmälern, doch gehören sie zu den seltenern, und des Herrn Verfs. Erklärung, die untern Krümmungen seyen aus dem mit dem Kreuze oft ver-

bundenen Anker, so wie aus dem am Kreuze und in der Nähe desselben zuweilen befindlichen Omega entstanden, ist auch unsere Ansicht; ob aber der obere kleinere zweite Querbalken das Täflein am Kreuze Christi vorstellen solle, ist uns noch zweifelhaft.

Das Alter, Vaterland und die Geschichte dieser Thüren sind eben so dunkel, wie die der korssün'schen. Man nennt sie in Nowgorod seit längeren Zeiten die schwedischen, weil sie aus der alten schwedischen Hauptstadt Sigtuna entführt worden seyn sollen. Nach der fleißigen Entwickelung dieses Gegenstandes durch den Herrn Verf. haben wir uns die Meinung gebildet: an eine Entführung dieser Thüren aus Sigtuna im Jahr 1188 ist nicht zu denken, der Glaube daran bildete sich erst später durch reisende gelehrte Schweden, die von der Nachricht, es seyen durch die Russen die Stadtthore Sigtuna's entführt worden, etwas wußten (dies nimmt auch der Herr Verf. an), und die Thüren, welche wir noch in Nowgorod finden, sind die, welche der Erzbischof von Nowgorod im Jahre 1528 verfertigen ließ, indem uns der Geschmack in der Arbeit derselben in das sechzehnte Jahrhundert zu gehören scheint, in dem Blumentöpfchen, Lilien und unbedeutende Schnörkeleien sehr überhand nahmen, wogegen die Darstellung von Figuren und anderen Bildwerken zurücktrat.

2. Beitrag zur Uebersicht der im Mittelalter verfertigten bronzenen Thüren. Eine wichtige und äußerst dankenswerthe Zusammenstellung. Möchte doch auch, was der Herr Verf. ebenfalls wünscht, bald ein Werk erscheinen, welches in genauen und sorgfältigen Abbildungen alle die hier erwähnten Thüren gäbe und so ein wichtiges Werk lieferte, welches über die Kunst der Gießerei im Mittelalter belehrte und zugleich den Kreis der Kunstdarstellungen und der Art und Weise wie sie angeordnet wurden, umfaßte. Vorgearbeitet ist dazu manches.

Der gelehrte und berühmte Verfasser hat sich durch dies Werk ein großes Verdienst um die altdeutsche Kunst erworben; aber möchte er sein Werk noch dadurch krönen, daß er in seinem bedeutenden Wirkungskreise es dahin brächte, Abformungen dieser Thüren nehmen zu lassen, damit Ausgüsse in Gyps für billige Preise zu erhalten seyn möchten; denn nur auf diese Weise kann ein recht gründliches und gediegenes Urtheil begründet werden, Zeichnungen genügen nicht; und es wird doch auch wohl endlich dahin kommen, daß Sammlungen plastischer Werke des Mittelalters zur Belehrung entstehen, wie wir bereits Sammlungen des Alterthums haben. Zur Vermittelung solcher Abgüsse fordern wir daher noch einmal schließlich den Herrn Verf. und recht dringend auf. Bg.

III.

Ueber die neueste lyrische Poesie der Deutschen.

Ludwig Uhland und Justinus Kerner.

Die lyrische Poesie der Deutschen hat von Klopstock bis auf unsre Zeit mancherlei Veränderungen durchlaufen, deren verschiedene und zum Theil ganz gegeneinander strebende Züge das verworrene Bild zusammensetzen, welches wir hier betrachten wollen. Wenn die deutsche Poesie überhaupt die freieste Vielseitigkeit der Form im weitesten Sinne des Wortes als ein nationales Vorrecht geltend macht, so wird die lyrische, als die freieste Dichtungsart, die der Empfindung, welche gleichsam nur eine geregelte und veredelte Natursprache der Freude und des Schmerzes ist, und zu ihren Formen und Stoffen gar keiner äußern Welt bedarf, sondern ihr Alles in der einen Brust haben kann, aus welcher sie heraustönt, die lyrische Poesie, sage ich, wird von jenem Vorrechte der Freiheit den freiesten Gebrauch machen. Keiner Dichtungsart ist daher auch die formelle Beschränkung einer nationalen Geschmackslehre so nachtheilig, wie der lyrischen. Die Empfindung windet sich in solchen Fesseln entweder zu einer kümmerlichen Reflexion zusammen, oder bläst sich in rhetorischem Schwulst auf. Wie wenig reine und volle Akkorde der Empfindung hat z. B. der Italiener in der Musik seiner Sprache angeschlagen, weil er sie nur zu Canzonen und Sonetten gestimmt hat! Als Chiabrera sie zu Oden und Liedern zu beflügeln versuchte, war sie schon zu alt und eigensinnig dazu. Man betrachte dagegen die lyrischen Gedichte eines deutschen Dichters, eines Göthe. Sie überflügeln in ihrer freien Ausdehnung seiner subjectiven Einheit zu unendlich vielseitigen Formen die gesammte Lyrik mancher ganzen Nation. Unter den Deutschen hat sich auch die lyrische Poesie zuerst in ihrem ganzen Umfange entwickelt. Als die Urmutter aller Poesie, denn die Empfindung ist älter als Beschreibung, Erzählung und mimisches Nachsprechen, klingt sie in alle Dichtungsarten hinein, als belebender Geist. Die antike Poesie, welche überhaupt das feste System der formellen Eintheilung den Dichtungsarten mit Strenge aufrecht erhält, duldet dies weniger, als die romantische, die, ihrer Natur nach, jeder Mischung gewogen ist. Wie viel Lyrisches z. B. in Tasso's Epos, in einem Calderon'schen Schauspiel, oder auch in Shakspeare's „Sommernachtstraum", und in fast allen malerischen Lehrgedichten der neuen Welt! Dagegen tragen die andern Dichtungsarten der Lyra gleichsam mit gegenseitiger Gefälligkeit Stoffe und Formen zu. Die lyrische Ballade

und Romanze, wie die englische, schottische und deutsche Volkspoesie sie erfunden und die ersten Dichter dieser Nationen sie kunstreich ausgebildet haben, ist nicht blos durch ihre sangbare Form ein Lied, sondern mehr durch die Empfindung, welche die epische Vergangenheit durch rührende Theilnahme in die unmittelbare Gegenwart hineinrückt. Sehr treffend sagt Jean Paul: „Das Epos stellt die Begebenheit, die sich aus der Vergangenheit entwickelt, das Drama die Handlung, welche sich für und gegen die Zukunft ausdehnt, die Lyra die Empfindung dar, welche sich in die Gegenwart einschließt.“ Auf diese Weise versetzt die Lyra durch die Empfindung jeglichen Stoff, der sie umfaßt, aus der epischen oder dramatischen Form, oder aus der Vergangenheit und Zukunft, insofern die letztere durch die Erwartung vorausgenommen wird, in die Gegenwart. Weil wir einmal die Ballade und Romanze angeführt haben, so erwähnen wir noch als hierher gehörige Mischlinge, deren Grundnatur die lyrische ist, der dramatisch-lyrischen und dramatisch-episch-lyrischen Gattung, wie z. B. Göthe's „Gefangener Graf“, „Junggesell und Mühlbach“, „Erlkönig“ u. a. m. Man stellt ferner Balladen und Lieder in den mannichfachsten Formen so zusammen, daß sie lyrische Romane bilden, oder, wenn man will, lyrische Schauspiele und Monodramen. Auch die beschreibende und lehrende Poesie, welche ja ohnedies nicht recht weiß, zu welcher der drei Grundformen sie sich halten soll, erwärmt ihre kalte Natur im lyrischen Feuer. Die Landschaftspoesie belebt sich durch die Empfindung, wie die Landschaft durch lebendige Staffage; Herder's Parabeln und Paramythien haben der Allegorie und dem Symbol Herzen gegeben, und selbst der Stachel des Epigramms kann mitfühlen, indem er sticht, wie schon Logau bewiesen hat.

Est modus in rebus. Wenn wir auf diese Weise das Gebiet der lyrischen Poesie weiter ausgedehnt haben, als die gewöhnlichen Systeme der Kunstlehrer es gestatten wollen, so darf es doch nicht unbemerkt bleiben, daß auch sie in ihrer fast grenzenlosen Freiheit der Form doch auch einen Stoff, der ihr an und für sich nicht widersteht, verbilden kann. Wenn Schiller in seinem „Handschuh“ einer Erzählung die lyrische Form eines Dithyrambus gibt, oder in andern Balladen das epische Element mit declamirender Malerei so überdeckt, daß drei Dichtungsarten sich in einem Gedicht gleichsam um die Oberhand streiten, so ist eine solche Lyrik, trotz dem blendenden poetischen Apparat, eben so zwitterhaft, wie die dramatischen Mischlinge unsrer neuesten Literatur, die uns statt Menschen mit Körpern von Fleisch und Knochen und deren Handlungen nur Herzen und Empfindungen auf die Bühne brin-

gen. Diese [illegible] sind aber meist nur ein Herz in verschiedenen Verkleidungen, und wessen Herz, das ist leicht zu errathen.

Die antike Vornehmheit, in welche Klopstock seine innigen und schwärmerischen Gefühle einschmiedete, muß noch immer Bewunderung erregen, aber zur Nachahmung kann sie nicht auffordern, wenn wir uns an das erinnern, was als klopstockisch auf dem deutschen Parnaß, namentlich von den neuen Barden, nachgesungen worden ist. Während Klopstock die höhere Lyrik nach der Norm der Alten in die Ode, die Hymne und den Dithyrambus einschloß, wollten die Liedersänger auch classisch werden, und tändelten sich in die anakreontische Form hinein. So wurde der natürliche Brustton des deutschen Liedes in ein widerliches Fistuliren verwandelt. Was sind alle Anakreontika des Klopstock'schen Zeitalters gegen ein Lied von Hagedorn, oder gar gegen eines von Günther? Klopstock selbst hatte durchaus kein Ohr und also auch keine Brust und keinen Mund für das deutsche sangbare Lied. Seine von früher Jugend an gepflegte Antipathie gegen den Reim, der musikalischen Seele des deutschen Liedes, machte, daß der Reim auch ihm abhold wurde, und so wurde der Reimfeind für das, was er gegen den Reim verschuldet hatte, durch den Reim selbst bestraft, als er geistliche Lieder zu reimen anfing. Dem reimlosen Klopstock zu Ehren wurden die Anakreontiker ungereimt.

Aechter, voller und reiner deutscher Liederklang überscholl gar bald den reimlosen Rhythmus der Barden und Anakreontiker. Der göttinger Dichterbund, und vor allen Bürger, der Goldmund, beflügelte die lyrische Poesie, welche dort nur taktmäßig treten mußte, mit den alten Schwingen des Reimes und Gesanges zum neuen Volksliede. Während er den tiefen, starken und lautern Ton seiner Brust, als ein Echo, durch den Ruf des alten Volksgesanges, so des deutschen, wie des englischen und schottischen, weckte, lehrte Schiller, dessen Kritik der Bürger'schen Gedichte allein genügt, um zu beweisen, daß er kein Lyriker ist, di[e] deutsche Lyra declamiren; zwar mit Pathos, Glanz und Fülle[,] aber der Lyriker, welcher declamirt, ist doch nicht anders zu ent[-] schuldigen, als der Redner, welcher singt. Wie das Volkslie[d] und dessen Wiederhall in Bürger's Gedichten, so verhörte Schi[l-] ler auch den zarteren Klang des ältern deutschen Minneliede[s] gänzlich, und mit ihm wie viele, die der Glanz der Brillanten i[n] den Ringen, mit denen seine Hand die Lyra spielte, so blende[te,] daß sie wenig auf den Klang derselben achteten. Die Nachahm[er] sind doch zu etwas gut, nämlich, um das Verfehlte in impo[nie-] renden Formen zu zeigen, die ein großes Talent lange durch d[en] blendenden Reichthum der Behandlung aufrecht erhalten kan[n.]

Fallen sie aber den Nachahmern in die Hände, so ist es um sie geschehn. So erging es Schiller's lyrischer Form.

Wir wollen nicht behaupten, daß alle lyrischen Gedichte von Schiller die natürlichen Formen und Klänge der lyrischen Poesie durch jene rhetorisch declamatorische Ueberfüllung zerstören. Welcher Dichter hat nicht, bei durchaus verkehrten und fruchtlosen Bestrebungen, doch wohl einmal ein gutes Lied, gleichsam wider seinen Willen gemacht? Wie jeder Mensch in seinem Leben durch einen Moment, aber auch oft nur für diesen einen, zum Dichter werden kann, so ist es ja noch erklärlicher, daß bändereiche Dichter zuweilen nur durch ein einziges Lied ihre echte Dichternatur bekunden. Sie zersprengt in solchen Momenten die schief gezogenen Bande eitler Theorien und Manieren und fühlt sich selbst; aber leider hat sie nicht immer Muth und Geschick, sich in dieser Freiheit zu erhalten. Wenn Opitz uns nichts weiter hinterlassen hätte, als das Lied:

„Ich empfinde fast ein Grauen“, ꝛc.

wer würde ihn nicht für einen größern Dichter halten, als er wirklich mit allen seinen übrigen Gedichten geworden ist? Schiller, der Lyriker, hat mehr als ein oder zwei solcher Lieder und Balladen aufzuweisen, die, wenn sie nicht als Ausnahmen in seinen Bestrebungen erschienen, unsre obige Charakteristik Lügen strafen würden.

Das deutsche Volkslied fand in Göthe seine höchste und feinste Veredelung. Es ist bekannt, daß viele unter seinen schönsten Gesängen, und namentlich romanzenartige Lieder, Nachklänge oder Anklänge von deutschen und fremden Volkspoesien sind, ja, er hat ganze Verse und Strophen aus solchen Themen in seine „Variationen“ aufgenommen. So trat durch ihn, den echten deutschen Natursänger, das alte Volkslied, geläutert und verklärt durch die Kunst, wieder in das Leben ein, und wie der Dichter, so schöpfte auch sein Componist, Reichardt, Accorde und Klänge aus dem reichen und tiefen Quell des Volksgesanges. Herder's Volkslieder und des „Knaben Wunderhorn“ belebten in der schönsten Wechselwirkung diese Regeneration der deutschen Lyrik, und wurden durch dieselbe hervorgerufen und verbreitet.

Was die spätere Zeit unsrer lyrischen Poesie Neues gebracht hat, theils aus Italien und Spanien, theils auch aus dem alten Norden und dem neuen Orient, hat mancherlei zierliche und geistreiche neben vielen monströsen Versuchen erzeugt, aber zu einem nationalen Leben ist weniges davon auf unserm Boden erwachsen. Selbst das Sonett, die vielgeübteste Form unter diesen neuen Colonisten in der deutschen Poesie, wie wenig einheimisch ist es geworden, wie viel weniger, als es im siebzehnten Jahrhundert

durch Flemming und Gryphius schon zu werden gelernt hätte! Göthe's westöstliche Divanslieder verdanken ihr Leben dem innern Naturtriebe, welcher des jugendlichen Greises Geist nach dem Orient versetzte, während in Westen die Stürme des Krieges tobten und zersplitterten. Aber die, welche, um doch auch einmal zu reisen, hinter ihn herzogen, sind zwar mit orientalischen Turbanen und dergleichen Maskenapparat mehr zurückgekommen, aber sie wissen sich nicht darin zu halten und zu bewegen. Sie rufen den Hafis als ihren Gott an, aber der versteht ihre Sprache nicht. Unterdessen spielen sie mit der Reliquie seines Pantoffels.

Wir haben in diesen Andeutungen die vorzüglichsten Bestrebungen und Leistungen der neuen lyrischen Poesie unsres Vaterlandes berührt. Je individueller und subjectiver die Lyra ist, desto mannichfaltiger und veränderlicher muß sie in ihren Stimmungen und Tönen seyn, und wir haben uns deswegen darauf beschränkt, nur die formellen Neigungen, Manieren und Moden derselben nachzuweisen. Was der Tag uns Neuestes bringt, wird sich, wenn es nicht eine originelle Misgeburt ist, in irgend eine der angegebenen Richtungen einordnen lassen, welche, obgleich älter und neuer, doch zusammen den Gang unsrer gegenwärtigen Lyrik bestimmen. Ohne Zweifel ist der belebende Strom des ältern deutschen Volksliedes als ein überaus befruchtender Segen zu betrachten, der den trocknen Boden der Reflexion befeuchtet und das Wucherkraut der declamatorischen Phraseologie auf dem Gebiete der deutschen Lyrik ausgeschwemmt hat. Aber jeder Segen ist zu misbrauchen, der reichste am meisten. Die eigenthümliche Natur des Volksliedes ist die Unmittelbarkeit seiner Wirkung auf das Leben. Das Leben kann aber nur durch das Leben lebendig angesprochen werden. Daher ist ein heilloser Irrthum einiger Modedichter der nächsten Vergangenheit, daß sie Volkslieder zu geben meinten, wenn sie alterthümliche Phrasen, unbeholfene Wendungen, auch wohl gemeine Derbheiten aus den alten Vorbildern nachäffend zu neuen Verbindungen zusammenfügten. Keiner Dichtungsart liegt es mehr ob, als der lyrischen, zeitgemäß zu seyn; denn ihr Genuß und ihre Wirkung, am weitesten von jedem Studium getrennt, gehen lebendig von Mund zu Mund und haben keine Zeit zu Erklärungen. Das gemeine Volk nun vollends, wenn jene Volkslieder etwa für dieses gesungen seyn sollen, wird durch dergleichen altväterischen Schmuck keineswegs angezogen. Wie gemein es auch sey, dafür dünkt es sich doch zu klug und zu fein, und nimmt es übel, daß man ihm keinen neuern Geschmack zutraue. Die sogenannte altdeutsche Schule hat in solchen Verirrungen besonders ihr Mögliches gethan. Es hätte nicht viel gefehlt, so wären neue Volkslieder in der Sprache

des alten Ludwigsliedes gesungen worden. Und warum nicht? Jene Sprache hat doch einmal gelebt, aber die Sprache der neumodigen Volkslieder hat nie gelebt. Und welcher Mensch kann dem Todtgeborenen Leben einhauchen? Bürger und Göthe, obgleich in ihrem Geiste weit verschieden, stehen in der Behandlung des Volksliedes als erste Muster da. In beiden ist zwar der Einfluß des alten Volksgesanges nicht zu verkennen, aber er wiederholt sich in ihren Gesängen nicht anders, als etwa die Züge eines Großvaters in dem Gesicht eines blühenden Enkels. Jene alterthümelnden Lyriker geben uns dagegen eine abgedrückte Todtenlarve.

Ludwig Uhland's lyrischer Charakter tritt uns am ausgesprochensten in denjenigen Liedern, Balladen und Romanzen entgegen, die wir, nachdem wir uns über die Bedeutung des Wortes mit unsern Lesern verständigt haben, Volkslieder nennen dürfen. Einfachheit der Form, Sangbarkeit des Metrums, natürliche Unumwundenheit der Sprache und des Ausdrucks, bewußtlos tiefe Innigkeit, die, einmal leise angeschlagen, lange nachklingt, und naive Unbefangenheit in der schüchternen Aussprache des Höchsten, diese Züge, welche mehr und weniger die schönsten deutschen Volkslieder charakterisiren, finden sich auch in der Physiognomie der lyrischen Muse Uhland's ausgeprägt. Die theils mehr, theils minder geistreichen und unterhaltenden Spiele, welche der Dichter uns in seiner Sammlung als Sonette, Epigramme, Octaven u. dgl. m. gibt, zeugen zwar von Geschmack und von einer Vielseitigkeit des Talents, welche auch dem Fremdartigen etwas abzugewinnen weiß, und dasselbe gilt von dem, was er der altfranzösischen und hispanischen Muse nachgesungen hat; aber dergleichen Talente finden sich auch da, wo ein Geist wie derjenige fehlt, welcher in Uhland's „Wanderliedern" oder auch in seinen atriotischen Gesängen lebt. Diese und mehrere andre seiner Lieder hat nur er allein dichten können; jene Versuche würden vielen gelingen, wie ihm. Auf diese Weise erscheint uns Uhland's lyrischer Charakter allerdings einseitig, aber lyrische Einseitigkeit ist keine Schwäche und Armuth. Die Treue ist ja auch eine Einseitigkeit des Herzens, und doch, wie tief und reich kann sie seyn!

Fragen wir aber nach dem, was Uhland's lyrische Poesie als das Eigenthümlichste bezeichnet und beschränkt, so erkennen wir in ihr das Gemüth, als subjectives Element derselben, in der innigsten Vereinigung mit einer theils malerischen, theils epischen Subjectivität. Diese Vereinigung ist durchgängig von der Art, daß das Gemüth gleichsam den Boden oder die Unterlage, oder, wenn wir es malerisch fassen wollen, die Grundfarbe bildet, worauf die objectiven Gestalten sich bewegen. Der Dichter erscheint

mit seinem eigenen Herzen maskirt, und sein Gemüth spricht in unbefangener Reinheit und Klarheit sich selbst um so freier unter fremder Hülle aus. Das Gemüth ist leider in unsrer ästhetischen Terminologie ein verrufenes Wort geworden, seitdem man jedes krankhafte, matte und gemachte Gefühl damit bezeichnet hat. Und doch ist Gemüth gerade das Gediegene des Gefühls, das Stehende und Dauernde in dem Wechsel der Empfindung. Es ist, mit dem brausenden Flusse des Gefühls verglichen, das ewige Meer, das diesen aufnimmt, der Stamm, aus welchem die Zweige und Blätter des Gefühls hervorschießen und in dem sie Nahrung und Haltung finden; es ist die Treue, wenn jenes die Liebe ist. Daraus folgt denn auch, daß das Gemüth nicht ohne Gefühl, das Gefühl wohl aber ohne Gemüth seyn kann. Wie das Erwachsene und in sich zur Selbständigkeit Gediehene, setzt es die Wechsel der jugendlichen Gefühle voraus; aber manche Gefühle verbrausen sich in diesen Wechseln so ganz, daß sie sich niemals zum Gemüth concentriren, sondern zur Leerheit ausgehen. Fassen wir das Gemüth in diesem Sinne auf, so erklärt es sich auch leicht, warum es geeignet ist das Objective deutlich und innig aufzufassen. Der Fluß, der in seinem Falle und Strome gebrochen ist, kann kein äußeres Bild rein auffassen und tragen, wohl aber der ruhige Spiegel des Meeres. Wir möchten zur Erläuterung dieses Bildes etwa eine Ballade von Schiller, den „Taucher" oder den „Handschuh", einer von Göthe entgegenstellen, dem „Sänger" oder der „Braut von Korinth." Das lyrische Element bildet hier wie dort die Unterlage, auf welcher die Erzählung sich malerisch gestaltet, aber dort, wie zerrissen und schwankend, hier, wie ganz und sicher!

Es kömmt nun darauf an, zu betrachten, wie sich in Uhland's Gedichten das Gemüth, als Grundlage, in seiner Farbe und seinem Umfange zu den objectiven Gebilden verhalte, deren Träger oder Spiegel es ist. Der Ton des Hintergrundes wird durch die Gestalt und Bedeutung dessen bedingt, was darauf abgebildet werden soll, und auch der Raum desselben unterliegt demselben Verhältniß. Zu einem lustigen Nymphentanze eignet sich kein umwölkter Horizont, und einer jammernden Hekuba geben wir kein wolkenloses Himmelblau als Träger. Freilich kann die gemüthliche Auffassung auch ihren Einfluß hier so weit geltend machen, daß sie ihre Objecte durch Farbencontraste recht hervorhebt, jedoch meist nur aus Ironie und Laune, wie das in einigen Romanzen und Balladen von Uhland glücklich ausgeführt ist, z. B. im „Däumling", „Klein Roland" u. a. m. Im Allgemeinen scheint mir aber nur eine Wechselwirkung zwischen Subject und Object den Charakter jener bezeichneten Dichtungsart zu bilden,

so daß das Subjective die Gestalten, die es trägt, durchleuchtend und widerscheinend, färbt, das Objective aber die Grundfarbe des Subjectiven bedingt.

Das Malerische in Uhland's Gedichten ist theils aus der todten Natur, theils aus dem Costum des Lebens entnommen. Die Landschaftspoesie ohne Gemüth erscheint mir immer wie eine Landschaft, in der keine Bewegung ist, etwa wie ein durch einen Medusenkopf versteinerter Wald, in welchem kein Blatt sich regt. Das Gemüth ist aber gern still in der Natur, es weiß nicht viele Worte von dem zu machen, was es fühlt, doch auch der leiseste Seufzer verräth die Tiefe und Fülle des feiernden. So erscheint Uhland's Gemüth in den „Frühlingsliedern", diesen Accorden mit langen Nachklängen. Wenn wir das Gedichtchen „Frühlingsruhe" lesen *), welche Unendlichkeit von Frühlingswonne dehnt sich hinter dem kleinen Bildchen aus! Welche Ueberschwenglichkeit von Entzückungen klingt aus dem leisen Seufzer der Sehnsucht nach! Ueberhaupt scheint mir jenes Durchklingen und Nachtönen charakteristisch in Uhland's Poesie, und daher die vielen kleinen Lieder, bei denen es uns bedünken möchte, als habe die überströmende Fülle des Herzens dem Sänger plötzlich den Mund geschlossen **). In andern Liedern waltet die beschreibende Ma-

---

*) O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben seyn,
Leg' ich in's tiefe Gras hinein.
In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

**) Z. B. Ruhethal.
Wann im letzten Abendstrahl
Goldne Wolkenberge steigen
Und wie Alpen sich erzeugen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwischen jenen
Mein ersehntes Ruhethal?

Oder: Vorabend.
Was streift vorbei im Dämmerlicht?
War's nicht mein holdes Kind?
Und wehten aus dem Körbchen nicht
Die Rosendüfte lind?
Ja morgen ist das Maienfest,
O morgen welche Lust!
Wann sie sich glänzend schauen läßt,
Die Röslein an der Brust.

lerei lange vor, und das Gemüth scheint ohne Theilnahme zu bleiben, bis es dann zum Schlusse mit dem verhaltenen Laut der Liebe durchbricht und damit das Ganze wieder aufregt. Ein schönes Beispiel für diese Gattung ist das „Schifflein.“ Fünf und eine halbe Strophe füllt die Beschreibung der Schiffsgesellschaft, wie sie sich allmälig zusammenfindet und mit einander bekannt und froh wird. Der Dichter sitzt still dabei und läßt die Bilder an seiner Seele vorübergehen. Aber das Schiff:

> Hart stößt es auf am Strande,
> Man trennt sich in die Lande.
> Wann treffen wir uns, Brüder,
> Auf Einem Schifflein wieder?

Und so ist mit den zwei einfachen Schlußreimen das ganze bunte Bild beseelt und verklärt, und das Schiff und die Schifffahrt haben in des Dichters Gemüth die Bedeutung aller Lust und alles Schmerzes gewonnen; wir haben darin das ganze Menschenleben, das aus Suchen, Finden und Scheiden besteht. Das Gemüth ist hier durch seinen Ausdruck allein, ohne Lehre und Deutung, die Moral des Bildes.

Die objective Einkleidung des Gemüths ist unserm Dichter so natürlich und unerläßlich geworden, daß er selbst das Unmittelbarste und Eigenste desselben, seine religiöse Andacht, nicht ohne jene unschuldige Maske ausspricht. Die Natur leihet ihm die Bilder, die er zu Organen seines Gebets macht, und so begegnet er uns als Schäfer und als Hirtenknabe vor der ländlichen Kapelle.

Nur wenige von Uhland's Liedern, und zwar seine frühesten, athmen unmittelbare und unverdeckte Subjectivität, und wir möchten behaupten, daß in diesen sein Gefühl noch nicht zu der Haltung, Tiefe und Ausdehnung gediehen sey, die wir in seinen besten Gedichten bewundern. Es neigt sich zu einer melancholischen Stimmung, die schon sentimentalisch zu werden anfängt, und von welcher er selbst mit Laune in den Einleitungsversen sagt:

> Anfangs sind wir fast zu kläglich,
> Strömen endlos Thränen aus,
> Leben dünkt uns zu alltäglich,
> Sterben muß uns Mann und Maus.

Manchmal ist freilich der eine Accord nicht voll und rein angeschlagen, und dann bleibt der Nachhall aus, wie z. B. in dem Frühlingsliede:

> O sanfter, süßer Hauch!
> Schon weckest du wieder
> Mir Frühlingslieder,
> Bald blühn die Veilchen auch.

Doch man will von Jugend sagen,
Die von Leben überschwillt;
Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende,
In des reifen Herbstestagen,
Kraft und Freude gebend quillt.

Wir nennen die Gedichte: „Des Dichters Abendgang", „An den Tod", „Maiklage" u. a. m. als Producte jener Bildungsperiode unsres Sängers. Das zuletzt angeführte Lied ist vielleicht der gültigste Vertreter für sie alle, und in ihm verschmäht die erschaffende Melancholie selbst einige sentimentalische Gemeinplätze nicht, wie z. B.

Ach, die Gute, die ich meine,
Schenkt mir keinen Maienstrahl,
Wandelt nicht im Blüthenhaine,
Ruhet nicht im Quellenthal.

Ja, es waren schönre Zeiten,
Als in buntbekränzten Reihn
Hirten mit den süßen Bräuten
Walleten zum Opferhain rc.

Und dann zum Schlusse:

Welkt, ihr Blumen und ihr Bäume,
Höhnet nicht der Liebe Schmerz!
Sterbet auch, ihr Jugendkeime!
Schmachte hin, du volles Herz!
In die öde Nacht der Grüfte
Sinkt, ihr Jünglinge, hinab rc.

Nun soll aber auch keineswegs allen jenen Jugendgedichten der Vorwurf unzulänglicher und eben dadurch übertreibender Sentimentalität gemacht werden. Einige derselben tönen voll und rein aus dem Herzen und halten leicht und sicher ihren natürlichen Takt. Dahin gehört z. B. das Lied: „Die sanften Tage *).

---

*) Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, bläulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut;
Die Thäler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt;
Die Mädchen sich in's Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

So schwer auch die sentimentale Last ist, die dieses Gedicht zu tragen hat, es hält sich doch darunter aufrecht.

Das Costum, in welches das Gemüth unsres Dichters seine Empfindungen und Betrachtungen einzukleiden pflegt, ist fast immer so gewählt, daß es den lyrischen Ton zum Natürlichen und Einfachen herabstimmt. Bald klagt er als wandernder Gesell, bald durchzieht er als Jäger den Wald, bald hüpft er in Hirtenkleidern auf grünen Wiesen umher, bald haben wir es mit einem Reitersmann oder Grenadier zu thun. Ueberall erkennen wir das Bestreben, die matt gesungene Phraseologie vornehmer Empfindung, wie sie in unsrer neuen Poesie so wohlfeil zu haben ist, zu vermeiden und ihr durch den starken und reinen Naturklang volksthümlicher Unbefangenheit die Spitze zu bieten. Auch hier hat Göthe, von dem ältern Volksliede aufgeregt, den Vorsänger gemacht, und das Bedürfniß eines solchen volksthümlichen Costums muß in dem heutigen Stande unsrer lyrischen Poesie gegründet seyn. Freilich aber verführt es sehr oft zu gehaltlosen und oberflächlichen Spielereien, die zwischen Gemeinheit im Ausdruck und Unnatur in der Empfindung schwanken und aller Form mit frecher Popularität Hohn sprechen. Uhland hat selten den rechten Ton in solchen Liedern verfehlt. Er sucht das seinem Co-

---

Dann steh' ich auf dem Berge droben,
Und seh' es Alles, still erfreut,
Die Brust von leisem Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt;
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann ihrer mild besonnten Flur
Gerührte Greise Abschied sagen;
Dann ist die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüth' und Fülle,
All' ihre regen Kräfte ruhn,
Sie sammelt sich in süße Stille,
In ihre Tiefen schaut sie nun.

Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.
Da ist mir wohl im sanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab.
Es ist mir so, als dürft' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.

stum Angemessene nicht so sehr in der Sprache, als in der Empfindungsweise. Denn wenn die Sprache sich zu weit in die äußere Nachahmung eines Handwerksburschengesanges einlassen will, so geräth sie in Gefahr, bis zum Ungrammatischen treu zu werden, nachdem sie erst die Grenzen der poetischen Charakterwahrheit mit übermüthiger Gemeinheit hinter sich zurückgelassen hat. Eine andre Verirrung, welcher jene Poesie ausgesetzt ist, hat Uhland ebenfalls glücklich vermieden: ich meine, die übertriebene Malerei, durch welche manche Dichter, die aus dem Munde z. B. von Landleuten sprechen wollen, ihr Costum geltend machen. Es ist als ob sie einen Zettel an alle Kleidungsstücke und Werkzeuge gebunden hätten, worauf geschrieben stände: dies ist eine Jacke von grober Hausleinwand, dies eine Sense, dies ein Stückchen schwarzes Brot rc. Unser Dichter läßt dergleichen Vorreden weg. Der Bauer spreche nur als Bauer, und er braucht uns nicht zu sagen, daß er einer ist.

Billig gedenken wir hier zuerst der vortrefflichen „Wanderlieder", die einen langen Zug von Nachahmungen hinter sich herziehn. Denn es erscheint jetzt kaum ein Almanach, worin nicht ein Paar solcher Wanderlieder zum Besten gegeben werden. Jeder meint es nachmachen zu können, weil es sich so leicht, einfach und natürlich anhört; aber die echte poetische Originalität ist ein Ei des Columbus. Jeder lernt es entzwei schlagen, aber nur bei dem Ersten hat das Bedeutung. Das kleine Gedicht „Die Heimkehr" *) hat mir unter den „Wanderliedern" immer das größte geschienen. Es ist so voll von Liebe und Sehnsucht, daß es in sich zerspringen möchte. Jeder Funke einer solchen Rakete könnte ein langes Machwerk unsrer beliebtesten Reimer auswärmen. Von ergreifender Wahrheit der Empfindung ist das Soldatenlied „Der gute Kamerad", und namentlich die Stelle:

> Eine Kugel kam geflogen —
> Gilt's mir oder gilt es dir?
> Ihn hat es weggerissen,
> Er liegt mir vor den Füßen,
> Als wär's ein Stück von mir.

Ein frisches und kraftvolles Naturleben weht uns entgegen aus „Des Knaben Berglied", einem Liede, das unter allen deutschen Berghirten gesungen werden könnte und sollte; und dennoch

---

*) O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz' nicht, Fels, du dräuest schwer!
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten seyn.

hat es nichts, was den vornehmsten Geschmack im Flachen als gemein beleidigen könnte. Ein Gleiches gilt von der „Bauernregel", „Hans und Grete", „Des Hirten Winterlied." Eine überaus reizende Unbefangenheit und Heiterkeit charakterisirt das Lied vom „Laufe der Welt", das ebenfalls ein leichtes ländliches Costum hat. Im Style eines tüchtigen Holzschnittes ist der „Zimmerspruch" gehalten, und der „Schmied" scheint sausend und hämmernd das kleine Lied zu accompagniren, das ihm gewidmet ist. Manches hierher Gehörige verklingt zu bedeutungslos, wenn gleich der Ton nicht eben verfehlt, sondern nur zu leise angeschlagen ist, z. B. das Jägerlied:

Kein' beßr're Lust in dieser Zeit rc.

und das Waldlied:

Im Walde geh' ich wohlgemuth rc.

Geringer ist die Zahl derjenigen Lieder, in denen das Costum seinen Charakter nicht zu behaupten vermag, oder das Gemüth des Dichters sich nicht in die Maske einfügen will. Eine gegenseitige Unzulänglichkeit erzeugt in solchen Stücken ein peinliches Schwanken, welches auch ihre sprachliche Form beunruhigt. Am empfindlichsten haben wir dies bemerkt in dem „Liede des Gefangenen", dessen letzte Strophe besonders mühsam zum Schlusse gelangt *), und in dem „Gesang der Nonnen", vielleicht dem mislungensten unter allen Liedern unsres Dichters.

Das Costum fordert unsern Lyriker auch dann und wann zur Laune auf, und so lange sich diese damit begnügt, in heiterer Unbefangenheit zu scherzen, so geht ihr die Ader nicht aus. In solcher Laune sind namentlich einige ländliche Lieder gehalten, z. B. die schon angeführten, der „Lauf der Welt", „Hans und Grete" u. a. m., und ein gewisser epigrammatischer Witz gibt ihr zuweilen einen pikanten Beigeschmack, ohne doch ihre Gemüthlichkeit zu stören, z. B. in den niedlichen Versen:

Gestorben war ich
Vor Liebeswonne;
Begraben lag ich
In ihren Armen;

---

*) O Lerche, du neigst
Dich nieder, du schweigst,
Du sinkst in die blühenden Auen.
Ich schweige zumal
Und sinke zuthal,
Ach, tief in Moder und Grauen.

Erwecket ward ich
Von ihren Küssen;
Den Himmel sah' ich
In ihren Augen.

So suchen auch manche Lieder, plötzlich abbrechend, einen überraschenden epigrammatischen Schluß, z. B. das „Waldlied", wo aber leider diese Ueberraschung durch die vorhergehende Frage zu stark vorbereitet ist *), und in dem „Entschluß", dessen letzte Strophe jedoch zu dramatisch ausgeht **).

Sobald aber unsres Dichters Laune satyrisch wird und als Spötterin zu parodiren anfängt, so verliert sie ihre natürliche Wärme und Beweglichkeit, die durch ein paar witzige Einfälle nicht zu ersetzen sind, wie z. B. in dem „Frühlingsliede des Recensenten" und den meisten parodirenden Glossen. Das gemüthliche Element in der Glosse „Die Nachtschwärmer" hebt diese vor den übrigen hervor.

Ein gleiches Schicksal hat unsres Dichters Laune in den Romanzen und Balladen. Ergötzlich ist „Der kleine Däumling", in welchem die Parodie blos in dem Kontrast der Grandezza der spanischen Romanzenform mit dem kleinen Stoffe des deutschen Kindermährchens liegt; eben so „Ritter Paris", welcher uns als chevallereske Verkleidung einer Antike behaglich anspricht. „Unstern", eine scherzhafte Parabel, und „Die sieben Zechbrüder" mit ihrer milden Moral widerstreben gleichfalls der gemüthlichen Behandlung nicht, die unserm Dichter zusagt. Je leiser aber der Ueberflug der Laune ist, welchen er seinen Gebilden auflegt, desto natürlicher und freier sehen sie uns an, und in dieser Art und Weise ist „Klein Roland" unübertroffen. Wie steif und kalt und matt ist dagegen die satyrische Romanze vom „Recensenten" und die lange pedantische vom „Studenten"!

Der Unterschied zwischen Lied und Romanze oder Ballade ist in den meisten Gedichten von Uhland sehr unwesentlich. Sind nicht die „Wanderlieder" Romanzen oder Balladen, wie der „Abschied?" oder des „Hirten Winterlied", wie „Sängers Vorüber-

*) Was rauscht, was raschelt durch den Busch?
Ein Mörder, der mir droht?
Mein Liebchen kommt gesprungen, husch!
Und herzt mich fast zu Tod.

**) Ich will — o wehe, welches Schrecken!
Sie kommt heran, sie wird mich sehn;
Ich will mich in den Busch verstecken,
Da seh' ich sie vorübergehn.

ziehen?" Hier wie dort ein romantischer Moment, in lyrischer Form behandelt, hier wie dort ein Costum, welches sich mehr in der Empfindungsweise, als durch Beschreibung oder Erzählung ausspricht. Dergleichen Stücke finden wir viele unter der Abtheilung der Balladen und Romanzen. Es geht ihnen der epische oder erzählende Stoff ganz ab, und der romantische Moment wird uns gegenwärtig und unmittelbar im Munde dessen vorgeführt, den wir den Helden desselben nennen möchten. Zu dieser Gattung gehören, „Der gute Kamerad", dessen wir daher auch schon als eines Liedes gedacht haben, „Gretchens Freude", u. a. m. In andern geht das Bild, welches diesen romantischen Moment bezeichnet, an dem Dichter vorüber, der sich als Vermittler zwischen uns und die Erscheinung stellt, und zwar nicht blos durch die gemüthliche Auffassung derselben, sondern als wirkliche Person. Was wir damit meinen, kann das kleine Gedicht „Sängers Vorüberziehn" erklären.

Ich schlief am Blüthenhügel,
Hart an des Pfades Rand.
Da lieh der Traum mir Flügel
In's goldne Fabelland.

Erwacht mit trunknen Blicken,
Wie wer aus Wolken fiel,
Gewahr' ich noch im Rücken
Den Sänger mit dem Spiel.

Er schwindet um die Bäume,
Noch hör' ich fernen Klang:
Ob der die Wunderträume
Mir in die Seele sang?

Eben dahin gehört „Der Traum", in welchem der Träumende auch nur als der Spiegel zu betrachten ist, in welchem das Romanzenbild sich gestaltet. Der wunderbare Zug der alten Herrlichkeit könnte ohne dieses Medium erzählend vorgeführt werden; aber wir erkennen in der Art und Weise, wie Uhland ihn uns in sich abspiegelt, seine charakteristische Neigung, das Subjective zum Träger des Objectiven zu machen.

Einen Schritt weiter zur eigentlichen Romanze oder Ballade, die eines epischen oder erzählenden Stoffes bedarf, der ohne eine fortlaufende Zeit nicht denkbar ist, gehen diejenigen Gedichte, in welchen der romantische Moment dialogisch dargestellt ist. Ein Beispiel dazu liefert das „Ständchen."

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für süße Klänge doch?
O Mutter sieh, wer mag es seyn,
In später Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich sehe nichts.
O schlummre fort so lind!
Man bringt Dir keine Ständchen jetzt,
Du armes krankes Kind!“

Es ist nicht irdische Musik,
Was mich so freudig macht.
Mich rufen Engel mit Gesang,
O Mutter, gute Nacht!

Dieses Lied, welches den einzelnen Moment des Todes eines jungen Mädchens gegenwärtig darstellt, hat freilich seine Vergangenheit und Zukunft in der Ahnung, und das ist genug für die Poesie, um einen erzählenden Stoff darin verarbeitet zu sehen. Aber es fehlt der Vergangenheit, wie der Zukunft, jede bestimmende Andeutung, die das Allgemeine zum Besondern gestalten könnte. Alles was uns verrathen wird, ist, daß das junge Mädchen vormals gewohnt gewesen Ständchen vor ihrem Fenster zu hören. Ließe der Dichter uns merken, von wem, und ob vielleicht eben derselbe auch jetzt sein Saitenspiel rührte, und gäbe er der Krankheit des Mädchens irgend einen Zusammenhang mit dem Spieler draußen, so hätten wir statt des allgemeinen Todesbildes eine kleine Geschichte, deren Schlußmoment uns eine Reihe von besondern Freuden und Leiden als vergangen und nachfolgend vorspiegelte.

Welch' eine Unendlichkeit vergangener Liebeslust und welch' eine Tiefe zukünftigen Liebeswehs eröffnet dagegen die Romanze: „Der Wirthin Töchterlein“, obgleich auch diese nur einen Moment darstellt, aber einen ich möchte sagen ewigen Moment. Die Einfachheit der Darstellung wirkt hier gleichsam wie ein Verhalten und Unterdrücken des Gefühls in dem Herzen, das übervoll ist, und gerade dadurch ist das Gedicht so wunderbar ergreifend *).

*) Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein.
„Frau Wirthin, hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?“
„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr'.“
Und als sie traten zur Kammer hinein,

benheit der Sage oder Geschichte behandelt ist, während in jener ersten Classe der romantische Moment nur in der Idee oder in der Empfindung Ausdehnung zur Vergangenheit und Zukunft hat, sind im Allgemeinen mehr als geschickte und geschmackvolle Arbeiten zu betrachten, wenn wir sie mit jenen natürlich und nothwendig aus dem Innern des Dichters emporgeschossenen Blüthen vergleichen. Sie sind mehr gemacht, als jene, die geschaffen sind, wenn wir in dem Begriffe des Schaffens die wunderbare Naturnothwendigkeit mit der höchsten Lust unsrer thätigen und leidenden Beförderung desselben erkennen. Ferner rechnen wir zu der geschichtlichen Classe auch diejenigen, deren erfundener Stoff jene geschichtliche Form der Darstellung angenommen hat, und von solchen Balladen und Romanzen haben wir schon oben einige als Zierden der Uhland'schen Gedichtsammlung aufgeführt, z. B.: „Der junge König und die Schäferin", „Des Goldschmieds Töchterlein"; ferner nennen wir den „Königssohn", „Die drei Fräulein" als Musterstücke. Je mehr das Gemüth des Dichters den Stoff gestalten und färben kann, desto gelungener erscheint uns sein Werk; und es ist daher natürlich, daß der aus ihm selbst hervorgegangene Stoff, welcher untrennbar und unmittelbar mit dem Gedicht und dessen Entstehung zusammenhängt, ihm eigenthümlicher und lebendiger zuspreche, als jeder gegebene der Geschichte oder Sage, welcher, wenn er ihm auch verwandt ist, doch immer nach dem Gemüth und dessen Stimmung und Haltung umgestaltet werden muß. Je epischer also der Ton der Uhland'schen Balladen und Romanzen ist, desto weniger wollen sie uns befriedigen; wir vermissen in solchen Gedichten die lyrische Lebensader seiner Poesie, und die Objectivität in seiner Darstellung hat keineswegs so viel Sicherheit, Klarheit und Ausprägung, daß sie uns dafür schadlos halten könnte.

Nichts desto weniger sind selbst diejenigen Balladen und Romanzen, in welchen Uhland einen ausländischen Stoff in einer ausländischen Form dargestellt hat, fast ohne Ausnahme geistreiche und geschmackvolle Studien ohne carikirte Ziererei und ängstliche Fremdartigkeit. Er hat die glückliche Mitte getroffen, in welcher dergleichen Gedichte eine fremde Nationalität auf deutschen Grund und Boden feststellen können, ohne daß sie dadurch ganz einheimisch unter uns würde. Aber sie schwankt doch nicht, wie eine schlecht gehaltene Charaktermaske, zwischen dem, woher sie kömmt, und dem, wohin sie will. Gründlichkeit in der Erkenntniß des Fremden und Gründlichkeit in der Würdigung des Eigenen sind die ersten Bedingungen, ohne welche dergleichen Versuche alberne Spielereien werden müssen, und die deutsche Poesie misbraucht

leider nur gar zu oft ihre allgerechte Fertigkeit des Biegens und Schmiegens zu solchen Mischlingswerken.

Besonders glücklich hat Uhland den Ton und die Form der spanischen Romanze verdeutscht. Die poetische Grandezza derselben ist mit natürlichem Anstand gehalten, und die Assonanz geht, mit wenigen Ausnahmen, dem deutschen Ohr zu Liebe in den Reim über, jedoch so, daß derselbe in einem Vocal durch ein ganzes Gedicht fortklingt, wie in den „Liebesklagen des Studenten und des Jägers." Auf diese Weise vereinigt sich die charakteristische Eintönigkeit der spanischen Reimform mit den Anforderungen des deutschen Ohres. Von den parodischen Romanzen in der spanischen Form ist schon oben gesprochen worden.

Der altnordische Charakter scheint unserm Dichter weniger entsprechend und zusagend zu seyn. Das riesenhaft Großartige jener Eiswelt mit ihren Recken und Drachen tritt in einem zu sehr verkleinerten Maßstabe und in zu abgeschliffenen Formen hervor, um seinen Charakter zu behaupten, und der alte Sagenstoff, in kleine Bruchstücke zerrissen, hat seine Bedeutung verloren, wie z. B. in „Siegfrieds Schwert" und dem kürzern Stück, welches „Das Schwert" ohne Zusatz überschrieben ist. Auch geräth der Dichter in der Behandlung einiger altnordischen und altdeutschen Sagenstoffe in eine alterthümelnde Manier der Darstellung und Sprache, welche sein poetischer Geist nicht zu beleben im Stande ist. Wir rechnen dahin z. B. „Jungfrau Sieglinde", „Des Sängers Fluch", und andere Stücke, deren Sprache und Vers an das Nibelungenlied und das Heldenbuch erinnern. Es ist gleichgültig, ob in diesen Gedichten ein gegebener alter Sagenstoff enthalten sey, oder ob der Dichter seinen Gegenstand im Sinne jener Sage nachgeschaffen habe. Die Nibelungenstrophe scheint überhaupt, wenn wir nach dem urtheilen dürfen, was unsre neuesten Dichter, und nicht die schlechtesten, darin versucht haben, dem Geiste der deutschen Poesie nicht wieder gerecht werden zu wollen. Hat doch selbst Uhland's schwäbischer Patriotismus in den Balladen von dem Grafen Eberhard dem Rauschebart nicht ausgereicht, die alte Form dieser Strophe mit neuem kräftigen Leben auszufüllen! Die schönsten Stücke unter den Balladen und Romanzen, welche auf die altdeutsche Sage begründet sind, scheinen mir die drei aus dem Kreise von Kaiser Karl dem Großen und seinen Paladinen, „Klein Roland," „Roland Schildträger" und „König Karls Meerfahrt." Der Ton dieser Gedichte ist besonders dadurch überaus reizend und anmuthig, daß eine leise Ironie die einfache Alterthümlichkeit desselben begleitet. Die fünf Romanzen, welche unter dem gemeinschaftlichen Titel „Sängerliebe" verbunden sind, „Rudello", „Durand", „Der Ka-

stellan von Couci", „Don Massias", „Dante", nähern sich in ihrer Form dem spanischen Charakter, aber ihr Ton ist freier und bewegter, wodurch denn leider hier und da in diesem blüthenreichen Kranze eine schwankende Ungleichheit den reinen und vollen Eindruck des Ganzen stört. Ein solcher Vorwurf trifft sehr wenige von Uhland's Gedichten, die im Allgemeinen eine große Mannichfaltigkeit geistreicher und geschmackvoller Formen umfassen, deren jede mit der natürlichsten Wahl den angemessenen Stoff in sich aufnehmen und gestalten.

Doch vielleicht wer stillem Deuten
Nachzugehen sich bemüht,
Ahnt in einzelnen Gestaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen,
Und als Einheit im Zerstreuten
Unsres Dichters ganz Gemüth.

Um aber das ganze Gemüth Ludwig Uhland's aufzufassen und zu würdigen, müssen wir noch seiner patriotischen Gelegenheitslieder gedenken, in denen er die Bewegungen und Bestrebungen der nicht allein für seinen Staat, sondern für das gesammte Deutschland wichtigen und bedeutungsvollen würtembergischen Landtagsbegebenheiten feiert. Hier gerathen wir in den seltenen Zweifel, ob wir in diesen Liedern mehr die Kunst des Dichters bewundern sollen, welcher der politischen Prosa eines solchen Stoffes, und noch dazu eines Stoffes, worin er selbst so tief befangen war, wie Uhland als Abgeordneter, dergleichen poetische Momente abzugewinnen im Stande gewesen, oder ob die Gesinnung des Mannes unsre Achtung und Liebe in einem höhern Grade in Anspruch nehmen müsse. Denn in ihnen fallen That und Wort, Wahrheit und Dichtung, Wirkung und Streben, der Mensch oder vielmehr der Mann und der Sänger so in Eins zusammen, daß die sonst so unerläßliche Trennung des Werkes von dem Autor weder möglich noch zulässig ist. Denn solche Werke sind ja zugleich Thaten, und als solche erscheinen uns jene patriotischen Volkslieder Uhland's erst in ihrer ganzen Bedeutung. Sie sind die gediegensten Producte der zu einer Wirkung verbündeten Kräfte seiner poetischen und moralischen Natur, seines Gemüths und seines Willens.

Der Name Justinus Kerner wird in den kritischen Annalen unsrer poetischen Tagesliteratur wenig genannt, und wenn ir hier eine Charakteristik seiner Lieder mit der Uhland'schen

verbinden, so werden die meisten Leser meinen, es geschehe nur der Landsmannschaft und Nachbarschaft wegen. Denn Kerner, ein Schwabe, wie Uhland, lebt nicht weit von Stuttgart, in dem kleinen, aber berühmten Städtchen Weinsberg *). Wir leugnen auch diese Veranlassung keineswegs, nur ist sie nicht die einzige. Jede echte Poesie, und besonders die lyrische, als die individuellste und subjectivste, hat neben ihrem allgemeinen Nationalcharakter, auch Provinzialzüge, die selbst zu einer städtischen Physiognomie werden können. Grübel's nürnbergische Muse ist nicht blos durch die nürnbergische Mundart nürnbergisch, und die großen Hauptstädte haben eben deswegen selten eine echte Stadtpoesie, weil sie fast alle keinen eigenthümlich ausgesprochenen Provinzialcharakter haben. Jedoch ist dieser Provinzialcharakter in der Poesie natürlich desto stärker und schärfer ausgesprochen, je mehr sie sich in der Sphäre der bürgerlichen Volksthümlichkeit hält, und daher sind Hans Sachs und Grübel so entschieden nürnbergisch. Will man die Provinzialzüge der Poesie nicht in der eigenthümlichen Stammnatur suchen, welche der Dichter selbst in der Fremde behaupten kann, wie sich das in der dorischen, jonischen und äolischen Poesie der Griechen offenbart, so bleiben als weniger verborgene und minder wunderbare Einflüsse, Klima, landschaftlicher Charakter der Gegend, Lage und Bauart der Stadt, Lebensart und Regierungsform und anderes mehr übrig, um sich schwäbische, österreichische, fränkische, thüringische, und warum nicht auch märkische Eigenthümlichkeiten in dem Charakter echter Dichter zu erklären. Ohne uns auf ein leidiges Wenn einzulassen, weisen wir auf das hin, was in Göthe's Muse den Charakter seiner Vaterstadt unverkennbar wiedergibt, wie er das ja selbst in seiner Bildungsgeschichte angedeutet hat. Ob Uhland, in Berlin geboren und erzogen, ein Dichter geworden wäre, das lassen wir dahin gestellt, weil wir nicht mit eitlen Voraussetzungen in die geheime Schöpfungswerkstatt der Natur eindringen wollen; aber das dürfen wir behaupten, daß er dort nicht der Dichter geworden seyn könnte, als welcher er auf schwäbischem Grund und Boden erwachsen ist. Es gibt freilich eine sogenannte Poesie in Deutschland, die überall zu Hause ist, wo man schöne deutsche Phrasen versteht, und die Blüthen derselben gedeihen auf den salzburgischen Alpen ebenso, wie in dem märkischen Sande; denn sie haben keine Wurzeln und brauchen daher keinen Boden, sondern nur eine Fläche um fortzukommen, und ihre strohartigen Blätter fühlen keinen Einfluß der Luft. Aber der echte Dichter

*) Er ist Arzt und hat sich auch als Schriftsteller im Fache der Medicinalwissenschaften versucht.

zieht seine Kraft, seinen Glanz und seinen Duft, die Größe, Form und Farbe seiner Blätter und Blüthen, wie eine edle Pflanze, mit den Wurzeln und Sprossen, aus der Erde und der Luft ein, in welcher er erwachsen ist. Eine solche Pflanze ist Uhland's Poesie, und sie ist daher schwäbisch in ihrer naiven Natureinfalt, ihrer warmen Gemüthlichkeit und ihrer innigen Tiefe. Kerner, mehr als irgend ein Dichter unsrer Zeit, ein reines Naturkind der Poesie, offenbart diesen schwäbischen Charakter noch reiner und einseitiger. Wie unendlich reich ist doch die Poesie in der Menschenbrust, wenn sie in der beschränktesten Einseitigkeit der Empfindung und Anschauung so viel geben kann, wie sie unserm Kerner gegeben hat! Wo Tiefe ist, da hat jede Einseitigkeit einen unendlichen Raum über und unter sich.

Wir haben Kerner eben ein reines Naturkind der Poesie genannt, und damit ist sein lyrischer Charakter im Allgemeinen ausgesprochen. Er singt, wie ein Kind, unter freiem Himmel, unbekümmert, ob Einer ihn höre, oder nicht; mit dem reinen und hellen Blick eines Kindes sieht er die Welt um sich her und spielt heilige Spiele mit dem Größten wie mit dem Kleinsten. Sich selbst unbewußt spricht er in ahnungsvoller Weihe das Höchste und Tiefste in zarten Räthseln aus, wie eine Passionsblume, die in ihrem kleinen Kelche die Unendlichkeit der göttlichen Liebesleiden umfaßt. In diesem Sinne möchten wir die naive Kindheit — nicht Kindlichkeit — der Kerner'schen Muse eine mystische oder heilige nennen. Wenn sie die Erscheinungen des äußern Lebens berührt, so streift sie leise und sanft darüber hin, um nicht mit ihren Psycheflügeln daran haften zu bleiben. Aber indem alles sich ihr zu Blumen gestaltet, ist sie auf diese Weise der Biene gleich, die ja ihren Honig nimmer in den Stämmen und Wurzeln sucht. Sehr schön hat Uhland diese zarte Oberflächlichkeit der Kerner'schen Poesie in einem Sonett charakterisirt:

Es war in traurigen Novembertagen,
Ich war gewallt zum stillen Tannenhaine
Und stand gelehnet an der höchsten eine,
Da hielt ich Deine Lieder aufgeschlagen.

— — — — — — — — — — —

Welch lieblich Wunder wirkten Deine Lieder!
Die Höh' erschien in goldnem Maienstrahle
Und Frühlingsruf ertönte durch die Wipfel.

Doch bald verschwand der Wunderfrühling wieder,
Er durfte nicht sich senken in die Thale,
Im Fluge streift' er nur der Erde Gipfel.

Ferner erscheint uns Kerner's Muse als ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwischen Freude und Leid schwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, sondern Vieles in sich verschließend und Weniges leise aussprechend. Und, wie bei Uhland, so klingt auch hier in dem Wenigen Vieles durch und nach. Eine selige Ruhe verklärt die Lust und den Schmerz des Sängers, und unter der Thräne blühet immer die Rose der Kindheit auf seiner Wange.

Schon in Kerner's ersten bekannt gewordenen Liedern *) spricht sich der Charakter desselben so aus, wie wir ihn zu zeichnen versucht haben.

Trost.

Weint auch einst kein Liebchen
Thränen auf mein Grab,
Träufeln doch die Blumen
Milden Thau hinab.

Weilt an ihm kein Wandrer
Im Vorüberziehn,
Blickt auf seiner Reise
Doch der Mond auf ihn.

Denkt auf diesen Fluren
Bald kein Erdner mein,
Denkt doch mein die Aue
Und der stille Hain.

Blumen, Hain und Aue,
Stern' und Mondenlicht,
Die ich sang, vergessen
Ihres Sängers nicht.

Etwas tiefer klingt das folgende Lied.

Wohl hat noch nie ein Mädchen
Mit Liebe mein gedacht,
Noch nie mir stille Freude
In Wink und Kuß gebracht;
Doch liebt mich wohl dies Sternlein
Bleich zitternd durch die Nacht.

O seht, es blickt so freundlich,
Hält still in seinem Gang,

*) In Seckendorf's „Musenalmanach" für 1807, wo sie C. K. (soll heißen J. K.) unterzeichnet sind.

Und lauschet voller Liebe
Oft meinem kleinen Sang,
Da schau' ich wohl mit Thränen
Des Himmels Blau entlang.

Bald kommst du, trautes Sternlein,
Und wandelst still umher,
Und blickst in meine Zelle,
Die stehet öd' und leer,
Und blickst auf meine Harfe,
Die tönet nimmermehr.

Dann ragt aus einem Hügel
Ein kleines Kreuz von Stein;
Du schwebst vorbei, und liebend
Küßt es dein milder Schein,
Und wonniglich erzittert
Im Hügel mein Gebein.

Sehnsucht unausgesprochener Liebe, in Blumenbildern und Lichtträumen spielend, ist das schönste Thema der Kerner'schen Lieder aus der nächsten Periode, wie wir sie in dem von ihm selbst herausgegebnen „Poetischen Almanach" für 1812 finden. Wir geben einige zur Probe, da die angeführte Sammlung in wenigen Händen seyn mag.

An Rosamund.

Sommers, wann die Lilien blühen,
Nelk' und Rose duftend glühen,
Mägdlein durch die Gärten wallen,
Schön begrüßt von Nachtigallen:

Steh' ich wohl am fernen Meere —
Aber auf der öden Leere
Wird dein Garten mir erblühen,
Werden deine Rosen glühen;

Werden sich die blauen Wellen
Mir zu euren Bergen schwellen,
Werd' ich eure Thäler, Auen
Blühend in der Tief' erschauen.

Und dann zieht wohl banges Sehnen
Mich danieder, und mit Thränen
Will ich sinken in die Rosen;
Aber rings nur Wellen tosen.

Morgengefühl.

Der Morgenröthe Schein
Den neuen Tag verkündet,
Es steht der junge Hain
Von Liebesglut entzündet.

Die Sterne, Wanderns satt,
Sind längst hinabgestiegen,
Die Vögel an der Statt
Froh durch den Himmel fliegen.

Du armes Herz voll Pein,
Wie bist Du bang befangen!
Es sitzt ein Vögelein
Krank hinter Eisenstangen.

Wohl hört es den Gesang,
Den frohen Flug der andern,
Da sitzt es matt und krank,
Kann singen nicht, noch wandern;

Und meinte doch im Traum,
Das Haupt versteckt im Flügel,
Es säng' auf einem Baum,
Flög' über Thal und Hügel.

Erlösch', Du Sonnenstrahl!
Nacht, komm emporgestiegen,
Daß über Berg und Thal
Wir wieder fröhlich fliegen *).

Welch ein reiner und vertrauter Blick in das Leben und Weben der Natur in diesem Liede! Das träumende Vöglein mit dem Köpfchen unter dem Flügel, Jeder sieht es und kennt es, aber noch Keiner hat es in sein Lied eingefangen. Ueberhaupt ist Kerner's Muse nie in der Stube: in Lust und Leid, in Sehnsucht und Andacht, in träumender Einsamkeit und spielender Geselligkeit hat sie die freie Natur um sich, unter sich und über sich. Dennoch aber fällt es ihr nie ein, die Natur als Landschaftsmalerin darstellen zu wollen. Sie nimmt die Natur in sich auf und gibt sie aus ihrem Innern mit ihren Gedanken und Gefühlen wieder heraus. Daher ist ihre Natur so eigenthümlich und doch so einfach und so wahr. Die gestaltlose Sehnsucht kleidet sich und ihren Gegenstand in die Bilder der Natur, und

*) Vgl. auch die „Frühlingsklage" im „Dichterwald."

selbst Sonne und Mond sind für den Dichter oft nur Träger seiner Liebe, wie z. B. in folgendem Liede:

Weh, o weh der bösen Sonne! Stellt mit liebelosem Strahl,
Zwischen mich und sie, die ferne, hohe Berg' und tiefe Thal',
Bringet Dörfer, bringet Städte, ziehet Flüsse, leitet Seen,
Läßt ein wild Gewühl von Menschen zwischen ihr und mir erstehn;
Und je näher dann die Sonne leuchtend an dem Himmel zieht,
Weh, je ferner sie, die ferne, über Berg' und Thale flieht.
Aber wann die Sonne fliehet, mit sich ziehend Berg und Thal,
Mit sich ziehend Flüss' und Städte, und die Menschen allzumal,
Kehret schon die ferne wieder; leis vom Abendstern bewacht
Schifft sie in dem Kahn des Mondes durch das stille Meer der Nacht.

Noch charakteristischer in dieser Art und Weise, das Innere in die äußere Natur hinaus, oder diese in jenes hereinzutragen, ist das Lied „Alphorn" in Uhland's „Dichterwald" von 1813 *).

Ein Alphorn hör' ich schallen,
Das mich von hinnen ruft.
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhn?
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur steh' und gehe,
Hör' ich's in süßer Qual.

Bei Spiel und frohen Reigen,
Einsam mit mir allein,
Tönt's ohne je zu schweigen,
Tönt tief in's Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es schallt,
Und nimmer wird gesunden
Dies Herz, bis es verhallt **).

Und so tief ist dieser Zug zur Natur in der Muse unsres Dichters eingewachsen, daß sie auch den widerstrebendsten Gegenstand in ein Bild aus derselben umgestalten muß, wie z. B. den St. Stephansthurm in Wien in einen riesigen Hirten, der die

*) Diese Sammlung enthält viele und darunter die schönsten Gedichte von Kerner.

**) Vgl. auch die Lieder „Wanderer" im „Dichterwald", und „Der Pilger" im „Poetischen Almanach."

Sternenheerde des Himmels hütet. Das Gedicht steht in dem „Poetischen Almanach“ und ist, wenn gleich nicht eines der besten unsres Sängers, doch in der angedeuteten Beziehung wichtig.

Lichtvoll die Heerde gehet
Auf blauer Himmelshöh',
Einsam der Hirte stehet
Und klagt der Nacht sein Weh.

Also den alten Kummer
Singst Du, o Riesengeist!
Indeß der träge Schlummer
Die lasse Welt umfleußt.

„O schönste Zeit der Erde,
Wo ich einst gut und recht
Geführt die fromme Heerde,
Ein kindlich treu Geschlecht!

Da heil'ge Lieder schallten
Ernst durch mein Gotteshaus,
Fürsten und Helden wallten
Demüthig ein und aus.

Da Männer kräftig thronten
Im deutschen Kaisersaal,
Treue und Recht noch wohnten
Unten im Erdenthal.

Sittsame Frau'n, ihr lieben,
Ihr Helden stark und groß —
Heerde, die treu geblieben,
Du schläfst in meinem Schooß!

Doch was jetzt unten schleichet,
Blinzelnd im Sonnenlicht,
Knechte, all von mir weichet!
Bin euer Hirte nicht.

Mich haben die Stern' erkoren
Zu ihrem Hirten gut,
Seit ihr euch selbst verloren,
In eurem Frevelmuth.“

Also von hohen Zinnen
Der Geist des Thurmes sang,
Die Sterne zogen von hinnen,
Der Vogel sich aufschwang.

Die Sonne stieg aus den Tiefen,
Der Thurm der stund gar stumm;
Zu seinen Füßen liefen
Die kleinen Menschlein herum.

Schade, daß das originelle und große Bild in diesem Gedicht nicht lapidarisch einfach und stark genug ausgesprochen ist! Der Dichter läßt sich gehn, wie man zu sagen pflegt, und das geschieht solchen Naturkindern der Poesie auch wohl öfter. Eben weil ihr Dichten so naturgemäß ist, so ganz ohne Arbeit und Macherei, und ihnen so zu sagen im Schlafe gegeben wird, eben deswegen mäkeln und feilen sie auch nicht gern an der lieben Gottesgabe, die sie mit einem gewissen Aberglauben annehmen und weiterschicken. Die Kunst erscheint ihnen noch wie ein Götze, dem sie zu opfern verschmähen. Auf dieser Stufe können nur einige wenige Dichtungsarten aufblühen, die subjectivsten der lyrischen Poesie, die aus einer inneren vollendeten Natur vollendet heraustreten. Auf den höheren Stufen wird durch die Kunst aus dem Götzen eine Gottheit.

Aber kehren wir zu Kerner zurück. Seine Freude ist, wie wir schon oben bemerkt haben, niemals eine laute und wilde; und so wie seine Thräne nicht ohne eine Regenbogenverklärung von oben erscheint, so ist sein Lächeln nicht ohne einen dazwischen schillernden Zug der Wehmuth, der wenigstens die Thräne hervorlocken will, wenn sie auch nicht schon wirklich aus dem Auge rinnt. Solche helldunkle Mischung der Empfindung spricht uns in den schönsten Liedern unsres Sängers an, z. B. in „Der Einsame" im „Dichterwald."

Wohl gehest du an Liebeshand,
Ein überſel'ger Mann;
Ich geh' allein, doch mit mir geht,
Was mich beglücken kann.

Es ist des Himmels heilig Blau,
Der Aue Blumenpracht,
Einsamer Nachtigallen Schlag
In wolk'ger Wälder Nacht.

Es ist der Wolke stiller Lauf,
Lebend'ger Wasser Zug,
Der grünen Saaten wogend Meer
Und leichter Vögel Flug.

Du ruhst im zarten Frauenarm,
Am Rosenmund voll Duft;

Einsam geh' ich, im Mantel spielt
Die kühle Abendluft.

Es kommt kein Wandrer mehr des Wegs,
Der Vogel ruht im Baum:
Ich schreite durch die düstre Nacht
In mir den hellsten Traum.

Eins der hellsten und muntersten Lieder von Kerner ist das „Wanderlied" im „Poetischen Almanach", und doch auch durch dieses zittert mit leiser Wehmuth ein Ton der Sehnsucht, den das schwungvolle Versmaß gleichsam zu betäuben versucht, etwa so, wie man rasch und rüstig fortschreitet, um nicht weich zu werden.

Wohlauf! Noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Adieu nun, ihr Lieben!
Geschieden muß seyn.
Adieu nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimathlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimath hieher;
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel die kennen
Sein väterlich Haus,
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß.
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimath
Das fernefte Land.

Nimmt die Sehnsucht in dem Gemüth unsres Dichters ihre Richtung zu dem Höchsten empor, so wird der Naturdienst seiner Muse dadurch nicht geschlossen. Er feiert gleichsam nur höhere Feste in dem großen Tempel der Natur, die sich ihm ringsumher in göttlichem Lichte verklärt. Er betet nicht mit der Gemeinde in dem steinernen Dome; einsam schweift er umher mit seinem gottsuchenden Herzen und knieend vor den Kreuzen, die auf den Bergen stehn, oder in den kleinen Hirtenkapellen des Waldes. Dort erbauet er sich auch durch die frommen Sagen und Legenden, die an den heiligen Stätten haften; denn die Kindheit glaubt das Wunderbare, aber fühlt keinen Schauer vor demselben. Selbst der Tod ist ohne Grauen für das Kind: es sieht die Leiche nicht vor den Blumen, mit denen sie bedeckt ist, und der Grabhügel hat für dasselbe nur eine Höhe, aber keine Tiefe. Fast alle Romanzen und Balladen von Kerner sind legendenartige Märchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unschuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt. In der Wahl oder der Erfindung solcher Stoffe, so wie in ihrem kindlich gläubigen und treuherzigen Tone sind Kerner's Romanzen und Balladen noch lyrischer oder subjectiver als die Uhland'schen. Eine besondere Eigenthümlichkeit hat auch die Sprache dieser Stücke. Sie ist alterthümlich in ihrem Gange und selbst in einzelnen Wörtern, Wendungen und Formen; aber ich kenne keinen deutschen Dichter der neuen Zeit, in welchem dieser altväterische Zug so natürlich und unbewußt aussähe, wie in Kerner's poetischer Physiognomie. Es scheint als sey seine Muse ein Kind, das diese alte Sprache von alten weisen Männern und Frauen gelernt habe, die ihm die wunderbaren Sagen erzählt hätten, und als könne sie dieselben in keiner andern Sprache wiedergeben.

Die ersten Stufen jener Himmelsleiter der Sehnsucht, welche die Muse unsres Dichters erklimmt, erkennen wir schon in einigen Liedern, die, wenn auch ohne ihren Gegenstand zu nennen, doch nach der Höhe weisen und auf jede irdische Erfüllung und Befriedigung verzichten. Dahin gehört z. B. das oben angeführte „Alphorn" und das schöne „Pilgerlied" im „Poetischen Almanach".

Auf einer dürren Haide geht
Ein armer Wandersmann,
Kein kühlend Lüftchen weht,
Das ihn erquicken kann.

Er schaut Land ein, Land aus,
Horcht, keine Quelle fließt,
Blickt, sieht nicht Wald, noch Haus,
So schattend ihn umschließt.

Er kann nicht weiter gehn,
Er sinkt auf's dürre Moos,
Doch sieh', auf Bergeshöhn
Erblickt er jetzt ein Schloß.

O Kranker, freue dich;
Das nimmt dich gastlich auf! —
Er rafft zusammen sich,
Er eilt den Berg hinauf.

Und als er auf den Höhn,
Kein Schloß ersieht er mehr,
Sieht eine Wolke stehn,
Die bald erstirbt, wie er.

Eine Variation desselben Themas ist „Der Wanderer" im „Dichterwald."

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich sehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg', wo ich möcht' weilen,
Ich kann sie nicht ereilen,
Weit, weit sie ist von hier.

So fremd mir anzuschauen
Sind diese Städt' und Auen,
Die Burgen stumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimath tragen,
Ein ewig Morgenroth.

Dem Gärtner verklären sich seine Blumen zu Sternen, wenn sie unten verblühet sind, und wie die Blumen Düfte emporsenden, so senden ihnen die Sterne aus der Luft Thau und Thränen. Diese Wechselsehnsucht der Blumen und Sterne ist in zwei Liedern ausgesprochen, deren erstes, „Des Gärtners Lied", in Seckendorf's „Musenalmanach", das zweite, „Der Gärtner der Höhe",

in den „Rheinblüthen" von 1825 gedruckt ist. Wir theilen das zweite mit, als eine der letzten Blüthen der Kerner'schen Muse, die leider seit einiger Zeit viel zu feiern scheint.

Verlaß' die kalten Höhen,
Du armer Gärtnersmann!
Dein Garten steht voll Moose,
Nicht Hyacinth', nicht Rose
Man in ihm finden kann.

Im warmen Thale unten
Sah ich der Gärten viel,
Die Blumen stehn in Fülle,
Und ihre bunte Hülle
Gewährt ein lustig Spiel.

Im Garten auf der Höhe
Ist schon die Blüthe aus.
Möcht' ihrer nimmer warten —
Alter, verlaß den Garten,
Dein armbestelltes Haus.

Der Gärtner gab nicht Rede
Dem Wandrer aus dem Thal,
Blieb still, wie träumend, stehen,
Bis daß voll Glut die Höhen
Im letzten Abendstrahl;

Bis nackt in enger Tiefe
Die Erde rings verschwand,
Goldwolken sich erhoben,
Seltsame Bilder woben
Ein selig Zauberland.

Dort, Fremder, steht mein Garten,
Sprach drauf der Gärtnersmann;
Wo sind die kalten Moose?
Sieh' Hyacinth' und Rose
Auf himmelblauem Plan!

Und sieh', von Gold erbauet
Ein herrlich Königshaus,
Die Sterne drüber stehen,
Glutroth die Wimpel wehen,
Drin geh' ich ein und aus.

Schon legendenartig ist das Lied „Das Kreuz auf der Höhe" im „Poetischen Almanach". Die Sehnsucht nach der Höhe hat auf

dem Gipfel eines Berges das Symbol ihres Ziels in dem Kreuz gefunden.

Hinab sank Staub und Erde,
Sonne flog himmelwärts.
Hin kniet' ich in Entzücken,
Es an das Herz zu drücken.

Da strömten Ruh' und Wonne
Aus ihm in meine Brust.
Als wär' es eine Sonne,
Durchzückt' es mich mit Lust.
Es flogen Engel nieder
Und grüßten mich als Brüder.

Doch sieh', zum süßen Lohne
Neigt mild das Bildniß sich,
Es sinkt die Dornenkrone
Von seinem Haupt auf mich.
Fest drückt' ich sie zum Herzen,
Fühlend so süße Schmerzen. 2c. 2c.

Unter den eigentlichen Legenden zeichnen wir die in dem „Dichterwald" gedruckten aus: „Sanct Alban", „Die Stiftung des Klosters Hirschau", „Sanct Walderichs Kapelle zu Murrhardt", „Graf Montfort", „Die heilige Regiswind von Laufen", „Sanct Elsbet", sämmtlich Belege zu der oben gegebenen Charakteristik dieser Gattung der Kerner'schen Poesie. Wer möchte nicht ein Gedicht wie folgendes für ein altes Volkslied, etwa aus dem sechzehnten Jahrhundert halten?

Herr Ritter Ernst, der war ergrimmt zu einer bösen Stund',
Er schlug die falsche Dienerin mit seinen Fäusten wund.

Er schlug die falsche Dienerin, er stieß sie mit dem Fuß:
„Herr Ritter Ernst, und wißt fürwahr, daß Euch dies reuen muß!"

Es war die falsche Dienerin, die eilte durch den Saal,
Sie eilte durch den weiten Hof hinab in's grüne Thal.

Da saß Herr Ernsts sein *) Töchterlein, ein Fräulein fromm und zart,
Es spielt mit bunten Blümelein nach andrer Kinder Art.

Da pflückt die falsche Dienerin drei Röslein auf dem Plan,
Zu locken dieses stille Kind zum wilden Strom hinan.

---

*) Leider eine unaussprechliche Härte in dem zarten Gedicht. Wie leicht wären dergleichen Anstöße wegzuräumen!

„Komm, liebes Kind, komm, süßes Kind! Da blühen Röslein roth!“
Sie faßt es an dem goldnen Haar, sie schleudert's in den Grund.

Eine Weil' das Kind die Tiefe barg, eine Weil' es oben schwamm,
Auf lacht die falsche Dienerin, doch bald ihr Reue kam.

Sie flieht von dem unsel'gen Strom, flieht über Berg' und Thal,
Sie irrt so viele hundert Jahr, kann ruhn kein einzigmal.

Es sah Herr Ernst von hoher Burg, sah in den grünen Grund,
Sie brachten todt sein süßes Kind, auf Rosen man es fund.

Es blüht, wie eine Rose roth, wie eine Lilie weiß,
Er legt's in einen goldnen Sarg, bestattet es mit Fleiß.

Manch' Mutter kniet mit ihrem Kind auf Regiswindens Gruft,
Doch wenn Herr Ernst der Vater kam, entstieg ihr Rosenduft.

Seitdem erscheint zur Todesnacht gar manchem frommen Kind,
Bekränzt mit duft'gen Röslein roth, die heil'ge Regiswind.

Auch liegt seitdem manch frommes Kind, das Nachts erlitt den Tod,
Am Morgen in der Wieg' umkränzt mit jungen Röslein roth.

Auch das hell blühende Kindermärchen „Goldener“ im „Dichterwald“, obgleich in Prosa abgefaßt, muß hier aufgeführt werden, um die Rundung zu schließen, in welcher Kerner's poetische Natur uns erscheint. Jede Natur hat ihre Ausnahmen in den Gattungen und Arten: warum nicht eine Dichternatur? So müssen uns denn einige wenige solcher Stücke nicht befremden, die in unsre Charakteristik nicht hineinpassen, und doch von Kerner sind und auch seiner würdig. Dahin rechnen wir z. B. das Nachtstück: „Die traurige Hochzeit“ im „Dichterwald“, die Denkmale auf Kepler, Frischlin und Schubart in derselben Sammlung, welche in einem Lapidarstyl der Empfindung abgefaßt sind, und anderes mehr. Nur zur Satyre hat Kerner's Natur durchaus keinen Beruf, wie jede Kindernatur. Davon zeugen hinlänglich das Epigramm:

Dein Epigramm, o Theodor,
Ist spitzig, wie ein Eselsohr.

und das Spottlied gegen die Recensenten, überschrieben „An die Freunde“, beide im „Dichterwald.“ Dieses Lied hebt satyrisch an, aber bald wird das Herz des Satyrikers in die Naturlust hineingezogen, und kümmerlich hinkt die Satyre noch einmal zum Schlusse hinterdrein.

Zum **Kleeblatt** schwäbischer Dichter fehlt **Gustav Schwab**, der **Romanzensänger**, welcher zuerst als Lyriker auftrat, und zwar

mit Anzeigen eines schönen Berufs *), sich in der Folge aber mit tüchtiger Beschränkung in die Romanzenpoesie zurückzog. Um seine eigenthümliche Stellung in dieser zu betrachten, müssen wir einen neuen Aufsatz anfangen.

Wilhelm Müller.

IV.

Ueber das naturphilosophische System der Mineralogie.

(Mit Rücksicht auf einen Aufsatz in der „Isis" 1826, fünftes Heft.)

In meiner Beurtheilung der Grundrisse der Mineralogie von Mohs und Breithaupt (Hermes, Nr. XXIV der ganzen Folge) glaubte ich bei der Uebersicht anderer Systeme das vom Herrn Hofrath Oken aufgestellte naturphilosophische nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Und da ich über die andern einige kritische Bemerkungen hinzugefügt hatte, so mußte dieses auch hier geschehen; aber so kurz als möglich, damit sie nicht außer Verhältniß zu den übrigen gesetzt würden. Auch ist darin nichts enthalten, was mit der Hochachtung, welche ich gegen diesen ausgezeichneten, mit Recht berühmten Gelehrten hege, unvereinbar wäre. Gleichwohl macht mir ein gewisser Herr Blasche in der „Isis" (1826, 5tes Heft) daraus ein großes Verbrechen, und sucht das Oken'sche System gegen meine Einwürfe ausführlicher zu vertheidigen. Er erlaubt sich dabei einen Ton, wie er unter Menschen, die auf Bildung Anspruch machen, nicht gewöhnlich ist; es fällt dies jedoch nicht mehr auf, da es hinlänglich bekannt ist, daß die Herrn Naturphilosophen, wie sie sich selbst nennen, sich über alles Schickliche hinwegsetzen und ihre eigene originelle Construction des Anständigen haben. Herr Bl. scheint für die Naturphilosophie viel zu fürchten; er macht mir das Compliment, ich sey Meister in der Kunst, durch Beredsamkeit und eingestreuete echt philosophische Grundsätze mir eine naturphilosophische Wichtigkeit zu geben, und ich werde dadurch ohne Zweifel die meisten Leser auf meine Seite gebracht haben (S.

---

*) Das tief empfundene Gedicht „An die Geliebte" wäre allein vollgültig als solche.

481), ein Compliment, wofür ich danke, aber bedauere es nicht erwidern zu können, versetzt mich aber dann plötzlich unter die Empiriker, behauptet, ich habe das erhabene naturphilosophische System gar nicht gefaßt, und gibt sich die vergebliche Mühe, mir das Verständniß desselben zu eröffnen. Wie sehr er aber auch seine undankbare Natur forcirt, mir etwas Haltbares entgegenzustellen, wie sehr er auch das, was ihm an Talent und Gründlichkeit abgeht, durch Arroganz zu ersetzen sucht: weiter kann er es doch nicht bringen, als zu einer matten Reproduction der Gedanken seines Lehrers Oken, dessen Schriften für ihn die Orakelsprüche des Gottes sind, deren Unfehlbarkeit ich aber eben bestreite *). Dies könnte mich der Mühe überheben, in dieser Sache noch ein Wort zu verlieren; erwäge ich aber, daß theils meine gelegentlichen Bemerkungen über Herrn Hofrath Oken's naturphilosophisches System der Mineralogie zu kurz gerathen sind, und für die, welche mit dem System nicht schon bekannt sind, schwer verständlich seyn möchten, theils es doch noch einige gibt, welche glauben, auf diesem Wege allein sey das Heil der Wissenschaft zu finden, und mancher junge Mann dadurch auf einen Abweg gelockt werden könnte, — so scheint es mir zweckmäßig, diese Veranlassung zu ergreifen, um meine Gründe gegen dieses System etwas ausführlicher zu entwickeln. Damit will ich aber den übrigen Verdiensten Oken's keineswegs zu nahe treten, so wie ich nicht anstehe, die Genialität, den Scharfsinn im Einzelnen und die Fülle empirischer Erkenntnisse, durch welche sich dieser Gelehrte auszeichnet, auch hier anzuerkennen. Schon der Versuch, nach naturphilosophischen Principien ein System der Naturgeschichte durchzuführen, ist verdienstlich, und muß ich ihn auch für mißlungen halten, so schließt dies doch die Möglichkeit nicht aus, daß es in Zukunft nach richtigern naturphilosophischen Principien besser gelingen werde.

---

*) Wie weit Herrn Bl.'s Urtheilskraft reicht, wenn sie sich selbst überlassen ist, zeigt folgendes merkwürdige Beispiel. In meiner Abhandlung im Hermes fahre ich nach der Beurtheilung des chemischen Systems der Mineralogie fort: „Der Leser wird diese kleine Abschweifung verzeihen. In unsern Tagen, wo die Naturforscher, insonderheit Chemiker und Physiker, glauben der Philosophie nicht weiter zu bedürfen, und Chemiker sogar die rein-empirische Behandlung einer Wissenschaft als eine philosophische ankündigen, ist es gewiß nicht überflüssig, an einem Beispiele zu zeigen, wie ohne die Fackel der Philosophie selbst die berühmtesten Männer im Dunkeln herumtappen." Diese Stelle, welche jeder Anfänger in der Hermeneutik auf das Vorhergehende beziehen wird und muß, weil es augenscheinlich ist, bezieht Herr Bl. auf das Folgende, wo ein neuer Absatz beginnt und von Oken's System die Rede ist, und schiebt mir die Absicht unter, als habe ich dieses ganz herabsetzen wollen.

Um die Puncte bemerklich zu machen, auf die es hierbei ankommt, bedürfen wir nur einiger Sätze. In Oken's „Naturgeschichte für Schulen", Leipz. 1821, heißt es: „Die Ganzen aus zwei Elementen heißen Irden oder Mineralien" (S. 107); und bald darauf S. 109: „Die Irden oder Mineralien sind Ganze des Erdelements, entweder allein oder mit einem andern Elemente verbunden. Wenn ein Stück des Erdelements Unterschiede bekommt, so können sie nur entweder von der Einwirkung des Feuers, oder der Luft, oder des Wassers herrühren, weil nichts anders da ist, was auf das Erdelement einwirken kann. Die Irden theilen sich demnach nach der Zahl der Elemente, weil sie durch diese hervorgebracht sind. Es gibt daher reine 1) Ird-Irden, 2) Wasser-Irden, 3) Luft-Irden, 4) Feuer-Irden. Die Ird-Irden widerstehen dem Wasser, der Luft und dem Feuer, sind daher unauflöslich, unentzündlich, unschmelzbar. Dieses sind mithin die eigentlichen Erden. Die Wasser-Irden sind auflöslich und heißen Salze. Die Luft-Irden sind entzündlich und heißen Brenze. Die Feuer-Irden sind unauflöslich, unentzündlich, aber schmelzbar und heißen Erze. Auf die Erden wirkt nun wieder das Salz ein und macht sie salzartig, oder das Brenz und macht sie brenzartig, oder das Erz und macht sie erzartig; was keine Einwirkung erleidet, oder allen widersteht, bleibt rein erdartig. Jede Classe zerfällt nun wieder in vier Ordnungen; daher die Erden wieder in Erd-Erden (die Kiese), in Salz-Erden (Thone), in Brenz-Erden (Talke), und Erz-Erden (Kalke)." Hiermit vergleiche man noch das „Lehrbuch der Naturgeschichte" 1ster Thl., Mineralogie, Leipz. 1813, wo er S. 1 lehrt: „Die Naturgeschichte ist die Entwickelungsgeschichte des Planeten", und S. 3: „Das Ird ist nicht Ird überhaupt, und existirt gar nicht als ein Allgemeines, sondern immer und überall als ein Besonderes, Individuelles. Wo wir vom Erdelement reden, ist es nicht ein solches, sondern Thonerde, Talkerde" u. s. w., endlich S. 6: „Die Naturalien können nur Unterschiede in sich durch Einwirkungen von außen erhalten." Der ganze Schematism des Systems ist Folge dieser Sätze.

Meine Zweifel gegen die Richtigkeit desselben bestehen in Folgendem:

Erstens. Das System definirt die Irden als Ganze aus zwei Elementen, beweist aber nirgends, daß sie nur aus diesen beiden Elementen entstanden sind. In die erste Hauptclasse, die Ird-Irden bestehen blos aus Einem Elemente. Daher corrigirt das System selbst S. 9 die Definition der Irden, welche es zwei Seiten früher aufgestellt hatte. So lange es aber jenes nicht zeigt, kann es auch nicht darauf Anspruch machen, aus wahren Princi-

gien der Natur die Entwicklungsgeschichte des Planeten gegeben zu haben.

Zweitens. Es nimmt vier Elemente an, Erde, Wasser, Luft und Feuer, welche die Irden hervorgebracht haben (S. 109). Herr Bl. sagt es nach (Isis, S. 453 u. 454). Dies dient aber nur dazu, das System in Verwirrung zu bringen. Ich will nicht weiter fragen, mit welchem Rechte man zusammengesetzte Stoffe, wie Wasser, Luft und die Erden mit ihren metallischen Grundlagen wahre Elemente der Natur nennt: so viel ist indessen gewiß, daß dadurch keine festen, sicher leitenden Classenunterschiede gewonnen werden, von denen ausgehend man consequent und erschöpfend weiter theilen könnte. Die erste Schwierigkeit verursacht die Erde, welche wohl nicht mit den übrigen Elementen in gleichen Rang gesetzt werden darf. Denkt man sich nach der gewöhnlichen Vorstellung die Erde anfangs in einem flüssigen Zustande, und nun entweder ihre Rinde durch Erkalten erhärtend, oder die verschiedenen Formationen durch successive Niederschläge aus der Flüssigkeit entstehend, so kann in beiden Fällen noch nicht von einem Erdelement, dem Wasser, der Luft und dem Feuer gegenüber, die Rede seyn. Das System erfordert aber durchaus diese vier als erzeugende Elemente, und Herr Bl. selbst nennt (S. 455) die Erde ein zeugendes Hauptglied bei der Entstehung des Irdreichs. Allein es hat gar nicht die hierzu erforderlichen Eigenschaften, nicht die Thätigkeit und Unruhe, wie die übrigen. Eher würde es das Weibliche, Empfangende repräsentiren können. Herr Bl. meint (a. a. O.): „die Erde, als Element, müsse in ihrem ursprünglichen Zustande allerdings als ein Allgemeines gedacht werden, bestehend aus einer identischen Masse, wie Luft und Wasser, die Erden seyen selbst Erzeugnisse, verbranntes constant oxydirtes Erdelement. Die Irden sind dem Einflusse der Elemente mehr oder weniger entzogen. Die Ird-Irden sind nur sich selbst, keinem Elemente verwandt." Und S. 456: „Die Erze oder Metalle beweisen sich als entschiedener Gegensatz der Erden." Dies ist ganz irrig. Denn a) sind die Erden durch einen Verbrennungsproceß entstanden, so kann wohl das Element, woraus sie entstanden sind, nicht füglich schon Erde gewesen seyn, weil das Product der Verbrennung verschieden ist von dem, was verbrannt worden, gewöhnlich ganz andere Eigenschaften erhält. b) Metalle und Erden können keinen so entschiedenen Gegensatz machen, weil man in den Erden wieder metallische Gründlagen entdeckt hat. c) Sind die Ird-Irden keinem andern Elemente verwandt, und widerstehen sie, wie es S. 109 heißt, der Einwirkung des Wassers, der Luft und des Feuers, gibt es mithin nur drei thätige Principien, so sehe ich nicht ein, wie gleichwohl das System vier-

gliedrig fortschreiten kann. Es theilt die Ird-Irden wieder in Erd-Erden, Salz-Erden, Brenz-Erden und Erz-Erden. Allein, da nach der Hypothesis die Ird-Irden der Einwirkung der übrigen Elemente widerstehen sollen, so begreife ich nicht, wie gleichwohl die Classenunterschiede von den Wasser-, Feuer- und Luft-Irden hergenommen werden können, und was das heißen soll (S. 109): auf die Erden wirkt das Brenz ein (die schon ausgebildeten Brenze der dritten Classe, oder was sonst?) und macht sie brenzartig, das Erz und macht sie erzartig u. s. w. Denkt man sich vier Stoffe, von denen der eine der Einwirkung der übrigen widersteht, so ist klar, daß diese drei nur Verbindungen unter sich eingehen, und die weiteren Unterschiede jenes einen nur in ihm selbst entspringen können, unabhängig von den übrigen. Es ist daher falsch, daß die Ird-Irden wieder getheilt werden in Erd-Erden, Wasser-, Luft- und Feuer-Erden. Wie kommt eine Verwandtschaft zu Wasser, Luft und Feuer in die Ird-Irden, da ja das System diese ausdrücklich leugnet? Eben so wenig begreift man, warum die Wasser-Irden (Salze) wieder in Erd-Salze, Wasser-, Luft- und Feuer-Salze zerfallen. Natürlich ist es wenigstens nicht. Da nur drei thätige Principien zugelassen werden, so hätte auch das System nur dreigliedrig fortschreiten dürfen. Und in der That lehrt Oken selbst in seinem „Lehrbuche der Naturphilosophie", 1ster Thl., Jena, 1809, S. 139: „Die Natur hat das Feste nur in drei Classen getheilt; die Wissenschaft aber soll nur der geistige Abdruck der Natur seyn. Wenn die Mineralogie vier Classen aufstellt, so weicht sie von der Classification der Natur ab, und spaltet, wo keine natürliche Fuge ist. Was in den Mineraliensystemen als Metall und Inflammabile in zwei Classen zerrissen ist (im eigenen Systeme in Erze und Brenze), das hat die Natur durch Eine Kraft, durch Einen Act, und daher auch nur nach Einem Schema erschaffen. Die Wissenschaft darf nicht trennen, was die Natur vereinigt hat. Es gibt nur drei mineralische Classen, die Erdclasse, Erzclasse und Salzclasse" (hört!). Man sieht, die Naturphilosophie verwirft a priori das nachfolgende System; dieses hat die eigenen naturphilosophischen Principien vergessen, oder zurückgenommen. Schlimm, sehr schlimm, da, nach Herr Bl's. eigenem Geständnisse, die Naturphilosophie die Gründe für die Naturgeschichte enthalten soll. Das System rühmt sich, die Principien der Natur entdeckt zu haben, indem es nicht blos nach den Elementen theilt, sondern die Unterschiede der Classen wieder zu Unterschieden der Ordnungen, Zünfte, Sippschaften (S. 108) ꝛc. macht. Dies scheint einfach und naturgemäß; ist es aber nicht. Denn wollte man auch die vier Elemente

als die bestimmenden Principien gelten lassen; so würde doch daraus gar nicht folgen, daß eine auf diese Weise durch das Ueberwiegen des einen oder andern Elements gebildete Classe wieder in vier Ordnungen, Zünfte rc. auseinandertreten müßte. So wie die einzelnen zu einer Classe gehörigen Mineralien individuelle Formen erhalten haben, so befestigen sie sich auch mehr in sich und entziehen sich dem Einflusse der Elemente. Gegen die Entstehung der Erze aus den Elementen ist nichts zu sagen. Aber warum die Erze wieder in vier Ordnungen auseinandertreten sollen nach ihrer Verwandtschaft zur Erde, Wasser, Luft und Feuer, ist nicht einzusehen, das Verfahren ist nicht gerechtfertiget. Die Chemie lehrt uns, daß im chemischen Processe die Producte andere Eigenschaften erhalten, als ihre Bestandtheile, und daß die hier vorgehende Veränderung im Ganzen desto größer ist, je größer die Verwandtschaft der Bestandtheile ist, je verschiedenartiger sie sind und je vollkommener sie sich neutralisirt haben. Welcher Chemiker würde wohl in den meisten Körpern die Grundbestandtheile errathen, wenn er nicht durch Analyse darauf geleitet worden wäre! Und wie manche Zweifel regen sich hier dennoch! Es muß mithin das naturphilosophische System immer schwankender werden, je mehr es auch in den Ordnungen, Zünften, Gattungen rc. nach den Grundelementen und ihren Eigenschaften theilen will. Das ganze System bekommt dadurch etwas sehr Steifes und Pedantisches, und erinnert an manche Gärten in französischem Geschmack, die in gleich viel Felder getheilt sind, jedes Feld wieder in eben so viel Beete, wo die Gänge gleich lang und breit, die Bäume gleich groß und mit der Scheere verschnitten sind. Das ist nicht Form und Weise der Natur, sondern Ankünstelung und Machtsprecherei des Philosophen, der sie in sein Schema wie auf ein Streckbett legt, und ihre gesunden und kräftigen Glieder so lange dehnt und verrenkt, bis sie hineinpassen.

Drittens. Eine andere Schwierigkeit verursacht die Luft. Die Luft-Irden sind durch die Luft hervorgebracht, welche auf sie eingewirkt hat (Naturgeschichte S. 109), und führen ihren Namen von ihrer Luftnatur (Isis, S. 455), von ihrem electrischen und verbrennlichen Charakter, nicht von ihren Bestandtheilen. Nun will ich es ganz dahingestellt seyn lassen, ob nicht diese Classe wegen dieser Charaktere eben so gut Feuer-Irden heißen könnte: aber verlangen kann man doch, daß das System, seinem Versprechen getreu, uns die Naturgeschichte des Planeten gebe und darthue, wie durch die Einwirkung des einen oder des andern Hauptelements die Mineralien haben entstehen können, die den Namen desselben führen. Mit dem bloßen Versichern, daß es so sey, lasse ich mich nicht abspeisen. Die Wirkung der Luft bei der Entstehung der Irden

kann doch wohl in nichts anderem bestehen, als daß sie den Sauerstoff oder andere in ihr enthaltene Stoffe dem werdenden Minerale zuführt, oder davon wegnimmt, oder es mürbe macht und zur Zersetzung und Verwandlung desselben beiträgt. Welchen dieser Fälle man sich auch denkt, immer bleibt es gleich schwierig, sich z. B. die Entstehung des Diamants zu erklären, der zu dieser Classe gehört. Herr Bl. nimmt, um hier durchzuschlüpfen, an, bei den Luft-Irden dürfe man gar nicht an die höchst secundaire allmälige Veränderung der Irden durch fortwährenden Einfluß der Luft, die Verwitterung, denken. Von der ursprünglichen Erzeugung der Irden durch die Elemente und deren Wechselwirkung sey natürlich die Rede. Was sich Herr Bl. unter der ursprünglichen Erzeugung der Irden denkt, wird Gott wissen: ein recht krauses Chaos, eine Verwirrung aller möglichen Processe muß es gewesen seyn. Er selbst sagt (S. 455): „Die Luft ist schon längst von allen wissenschaftlichen Naturforschern als die eigentliche Heimath, als das Element des Electrismus anerkannt worden.“ Ganz recht. Dies ist aber eben die atmosphärische Luft, die ich in Anspruch nehme, und die er durch Sophistereien wegklügeln, und durch ein naturphilosophisches Trugbild und Nothelement ersetzen will. Herr Bl. scheint sich jenen ursprünglichen Zustand als eine rudis indigestaque moles der Elemente vorzustellen, so daß der erst werdende Planet noch keine Atmosphäre um sich hatte, Wasser und Feuer noch nicht geschieden sind, und die Erden noch aufgelöst im Wasser waren, aus welchem sie durch Wahlverwandtschaften erst später niedergeschlagen wurden. Dagegen lehrt sein Lehrer Oken („Lehrbuch der Naturphilosophie“, 1ster Thl., S. 157): „Die Erden können nur Präcipitationen aus dem Wasser seyn. Sie sind in dem Wasser eingehüllt, wie dieses in der Luft, diese im Aether, nicht mechanisch, wie wir jetzt die Tonerde im Wasser zertheilen, auch selbst nicht chemisch, sondern dynamisch. Das Wasser war nicht anfangs als Wasser in der Luft, sondern nur nach seinen Principien, die erst zu Wasser geworden sind, als sie sich durch die Electricität verbanden. Eben so die Erden: sie sind erst entstanden, indem sie aus dem Urwasser ausgeschieden wurden.“ Welche Ansicht man auch wähle, beide sind dem System nachtheilig. Nach beiden kann nicht eher von vier Elementen und ihren Functionen die Rede seyn, als bis sie selbst entstanden sind. Die Luft aber in ihrer Verschiedenheit von Erde, Wasser und Feuer als Erregerin und Unterhalterin eigenthümlicher Processe, ist eben die atmosphärische. Es gibt keine andere, kein Mensch kennt eine andere, es müßte denn die naturphilosophische seyn, welche in Herrn Bl.'s Kopfe spukt, jene hypochondrischen Dünste, welche, wie Swift sagt, wenn ihnen

der natürliche Ausweg nach unten versperrt wird, nach dem Kopfe aufsteigend hier die wunderlichsten Grillen und Träume gebähren.

Viertens. Dasselbe gilt vom Feuer. Das Feuer kann nicht einmal in dem Sinne wie die übrigen ein Element heißen. Es ist kein wirklicher Bestandtheil eines Körpers, und man erhält es durch keine Analyse als einen Rückstand, wie Kieselerde, Tonerde, Wasser u. dergl. Im Feuer ist nicht das Feuer als Element das Thätige, sondern die differenten Stoffe in ihm, besonders der Sauerstoff der Luft. Es hat auch nicht ein so bestimmtes Gebiet, macht nicht so ein Ganzes aus wie die Erdrinde, das Wasser und die Luft. Das Urfeuer aber, auf welches sich zu berufen Herr Bl. wagen dürfte, ist nach Oken's „Naturphilosophie", S. 55: der göttliche bewegte, leuchtende Aether selbst, die Allheit des seyenden Gottes, Gottes ganzes Bewußtseyn ohne individuelle Gedanken. Alles ist aus dem Feuer entstanden, was ist, Alles ist nur erkältetes Feuer. So wie Alles aus ihm entstanden ist, so muß auch wieder Alles in das Feuer zurückgehen, was vernichtet wird." Aus dem Feuer läßt sie erst die übrigen Elemente durch einen Verbrennungsproceß entstehen, und nimmt deren nur drei an (S. 81) und zwar in folgender Ordnung: Luft, Wasser, Erde (S. 82 — 88). Jenes Feuer hingegen, welches nach der Voraussetzung der Naturphilosophie blos bei den Metallen das zeugende Element gewesen seyn soll, den andern gegenüber konnte nur das irdische, secundaire seyn. Wie aber entstand dies, und wie ist die Entstehung der Metalle durch dasselbe zu denken? Hierüber schweigt das System abermals, obwohl es wissen muß, daß es uns die Entwickelungsgeschichte des Planeten versprochen hat. Auch mußten nach jener Voraussetzung die Feuer-Irden in die erste Classe kommen, und dann die Luft-, Wasser- und Ird-Irden folgen; nicht aber in umgekehrter Ordnung. Als Hauptcharaktere der Feuer-Irden werden herausgehoben das Schmelzbare und Oxydirbare. Nach diesem Gesichtspuncte mußten die verbrennlichen Mineralien ganz besonders hierher gestellt werden. Es ist die ewige Sehnsucht, würde man in der naturphilosophischen pomphaften Sprache sagen können, die sie empfinden, um sich mit dem Feuer zu vermählen, und dadurch in den göttlichen Aether, die Substanz Gottes, zurückzukehren.

Fünftens. In keiner wahren Classification dürfen verschiedene Eintheilungsgründe unter einander gemengt werden, d. h. man darf nicht die eine Gattung nach diesem Gesichtspuncte theilen, eine andere wieder nach einem andern, wie sich's eben schicken soll, so daß sich der Theilungsgrund nur auf einige Objecte einer Sphäre, nicht auf alle erstreckt. Das System verwirft den chemischen Gesichtspunct, und Herr Bl. sagt (S. 453): „Im na-

turphilosophischen Systeme muß Vieles, ja Alles, als chemisch unrichtig befunden werden; denn was als chemisch richtig erschiene, wäre nothwendig philosophisch unrichtig, weil es einseitig blos nach der chemischen Analysis geordnet wäre." Gut! Aber dann hat das System einen großen Fehler begangen, daß es sich gleichwohl im Verfolg auf die Analyse beruft und sie als Beleg für die Richtigkeit der Theilung braucht. So heißt es S. 112, 113: „Die Kieskiese müssen aus reiner Kieselerde bestehen, die Thonkiese werden diejenigen seyn, welche am meisten Thonerde enthalten, die Talkkiese müssen etwas Talkerde neben der Kieselerde enthalten, die Kalkkiese müssen etwas Kalkerde enthalten, die Brenzkiese sollten verbrennliche Eigenschaften haben; vielleicht gehört hierher der Zirkon" u. s. w. Man sieht, das System läßt mit sich handeln. Fordert es für die beiden ersten Classen Kieselerde und Thonerde wenigstens im Ueberschuß, so darf es sich nicht in den übrigen Classen blos mit einigen Procenten begnügen, oder gar mit einem Vacat, wie bei den Brenzkiesen, welche verbrennliche Eigenschaften (?) haben sollten, aber nicht haben. Schade! Der Philosoph sagt: So soll es seyn! Tel est notre plaisir! Die Natur aber antwortet: Ich mag nicht; ich laß mich nicht von Dir mishandeln, Deine Gesetze sind nicht meine Gesetze, und Deine Wege nicht meine Wege. — Mit den Brenzen ist das System ganz unglücklich gewesen. Weder die Brenzthone noch die Brenztalke und Brenzkalke haben die Eigenschaften, welche sie haben sollten. Das System setzt bei den Charakteren der Stufen die Bestandtheile oben an, und gibt dadurch deutlich genug zu verstehen, welchen Werth es darauf lege. Man vergleiche die Charakteristik der Kieskiese, Thonkiese rc., ingleichen der Kiesthone, Thonthone rc. Desungeachtet ist es darin höchst inconsequent. Um mich nicht zu wiederholen, verweise ich auf meinen frühern Aufsatz in dieser Zeitschrift. Die dort gegebenen Proben ließen sich noch um einen guten Theil vermehren. Herrn B.'s Ausflucht ist nichtig. Entweder man classificirt die Mineralien nach ihren Bestandtheilen, wo dann wenigstens Consequenz ist, wenn auch das System einseitig ist, oder nach einem andern Gesichtspuncte, und führt jedesmal die Analyse mit auf, das Resultat mag seyn, welches es will. Unter keiner Bedingung aber ist es erlaubt, bald von dem chemischen Gesichtspuncte auszugehen, sich darauf zu berufen, bald ihn wieder zu verlassen, oder zu ignoriren, wie es eben gehen will, damit die Mineralien doch wenigstens in einigen Zusammenhang kommen und die Blöße des Systems bedecken.

Die Natur der Luft-Irden soll sich in ihrem electrischen und verbrennlichen Charakter offenbaren (S. 455). Desungeachtet

wird die Electricität der übrigen Mineralien, wie des Turmalin, Mesotyp, Glimmers, Chlorits rc. gar nicht berücksichtigt, ja sie stehen nicht einmal in den ihrer electrischen Natur entsprechenden Zünften, sondern der Turmalin unter den Salzthonen, der Glimmer unter den Kiestalken u. s. w. Eben so wenig sind der Olivin, Pechstein, die an der Luft so leicht verwittern und dadurch ihre Verwandtschaft zu derselben hinlänglich an den Tag legen, hier nur mit einem Worte erwähnt; der Olivin steht unter den Erztalken, und der Pechstein gar unter den Feuerkiesen, d. i. unter den Ird-Irden, deren Charakter eben dies seyn soll, daß sie den Elementen widerstehen. Der Honigstein, der gar keinen Kohlenstoff enthält, muß dennoch mit in diese Classe, weil er am Lichte seine Farbe verändert. — Nicht besser steht es mit den Feuer-Irden (Erzen). Als Merkmal derselben wird ihre Unauflöslichkeit, aber Schmelzbarkeit angegeben. Nun gibt es bekanntlich eine große Menge von Mineralien, die alle und mehrere ganz leicht und viel leichter als manche Metalle vorm Löthrohre in atmosphärischer Luft schmelzen, als Lasurstein, Ichthyophtalmit, Dippre, Laumonit, Chabasie, Zeolith, Obsidian, Axinit, Vesuvian und mehrere andere. Warum werden nun diese Eigenschaften bei der Classification gar nicht berücksichtigt? Warum sind diese Mineralien in alle andere Classen, in die Kalk-Kalke, Talk-Thone, Erd-Kalke, Erz-Thone u. s. w. zerstreut worden? Wo ist da Einheit, Consequenz? — Im Allgemeinen sind die Charaktere der Classen, Ordnungen u. s. w. nichts weniger als genau, wie sich jeder durch Vergleichung davon überzeugen kann, und am leichtesten dann, wenn man es versucht, ein Mineral nach diesem Systeme genau zu bestimmen. Uns hingegen in den Stand zu setzen, nicht blos die bekannten, sondern auch neue Mineralien leicht und sicher zu classificiren, so daß die Verwechslung mit andern gehindert wird: dies ist eins der Haupterfordernisse eines guten Systems, um wie viel mehr eines solchen, das sich selbst das philosophische, das höchste, das allein wahre nennt, das der Natur selbst ihre Principien abgelauscht habe, das erkennt, wie Alles entstanden ist.

Sechstens. Das System verspricht uns zwar eine Entwickelungsgeschichte des Planeten, vernachlässigt es aber, die einzelnen Epochen dieser Geschichte anzugeben und zu berichten, was jeder eigenthümlich ist, und wie wir uns die Entstehung der einzelnen Mineralien aus den Elementen zu denken haben. Nach der Naturphilosophie S. 159 soll Alles mit Einem Schlage gegeben und determinirt seyn. Dies und was dort weiter von den Gebirgsarten, ihrer Lagerung und Entstehung gesagt wird, hat sich längst durch neuere Untersuchungen und Erfahrungen entweder

als falsch, oder wenigstens als einseitig und halbwahr gezeigt. Und in welchem dictatorischen Tone wird dennoch Alles vorgetragen! Wie sehr vermißt man da den umsichtigen, sorgfältig prüfenden Forscher! Wie wenig Rücksicht wird dabei auf Erfahrung genommen, die hier gehört zu werden so sehr verdient! Nur Eins statt vieler. Bekanntlich kommen oft in einem kleinen Raume, ja in einem einzigen handgroßen Stücke eines gemengten Fossils Mineralien aus ganz verschiedenen Classen des naturphilosophischen Systems vor. Kann man sich nun wohl denken, in dem einen Cubikzolle des Materials habe das Feuer, in dem andern das Wasser oder die Luft vorgewaltet? zumal da Alles mit Einem Schlage geschehen seyn soll! Oder wie soll man sich das Entstehen der Irden denken? Wer, der nicht die Natur nach einem Schema a priori construirt, würde wohl darauf verfallen, die Quarze unter die Kies-Kiese, den Jaspis, Feuerstein, Prasem, Chalcedon u. d. g. unter die Wasser-Kiese zu zählen? die, weil sie eben so gut wie jene fast nur aus Kieselerde bestehen, sich auch naturhistorisch gleich verhalten und nicht auseinandergerissen werden dürfen. Der Tropfstein soll („Naturgeschichte", S. 175) durch allmäliges Herabsickern des Wassers entstehen. Ohne Widerrede mußte er deßhalb unter die Wasser-Irden gesetzt werden. Man traut seinen Augen kaum, ihn unter den Erz-Erden (die dem Feuer verwandt seyn sollen), und zwar unter den Feuer-Kalken zu finden. Und warum? Weil er viel Kalkerde enthält. Nur Herr Bl., der freilich blos gläubig nachbetet, nimmt hieran keinen Anstoß, und hat sogar die Kühnheit, zu behaupten, das System nehme nicht auf die chemischen Charaktere Rücksicht! — Die Erze sollen durch Feuer entstanden seyn. Bei der Genesis des Erzes aber („Naturphil.", S. 175) wird des Feuers mit keiner Sylbe gedacht; es heißt dort: „Das Erz ist ein Kind der Finsterniß. Zur Genesis desselben (S. 176) gehört nicht blos Erde und Finsterniß, sondern erdiges Wasser und Luft. Es ist der Geist der Erde; so wie die Erde selbst wieder (S. 119) Gott selbst als ganz einfache Position, ohne Heraustreten aus sich selbst." — Ein naives Geständniß, woraus uns die dunkle Tiefe und Unbehülflichkeit der Naturphilosophie auf einmal begreiflich wird. Sie hat sich hier unbewußt selbst construirt! Es ist der Erdgeist selbst, der Kobold, von dem die Bergleute glauben, daß sein Athem den edelsten Silberblick weghauche, der uns in der Isis in der eben nicht verführerischen Gestalt des Herrn Bl. neckend entgegentritt, um uns die Ausbeute zu verkümmern. Der gute Genius dagegen ist dem Lichte verwandt, das er liebt und sucht.

Siebentes. Endlich darf wohl auch bei einem neuen Sy-

stimme die Sprache nicht ganz außer Acht gelassen werden. Bekanntlich hat die Naturphilosophie ihre eigene Sprache und Grammatik, die sie ebenfalls aus eignen Principien construirt. Die Mineralogie ist verhältnißmäßig dabei noch am besten weggekommen. Die Jrd-Jrden, Kieskiese, Brenze, das Wolfel, Geff, Kobelmulm, Wad-Plach, Kobel-Sprott, Osmel und Jrel ausgenommen, ist das Uebrige deutlich. Welcher Deutsche aber, gesetzt auch er kenne seine Sprache gründlich, darf sich rühmen zu verstehen, was Mile, Keim-Winrmel, Rubel, Lunzen-Fransel, Sluchen, Bluppen, Manäten, Kufen, Lungen-Schnellen, Geschlechts-Fieken, Keim-Queise, Lunzen-Memeln, Kirner, Fleischer ꝛc. für Thiere, oder Matzen, Pöle, Bolze, Petze, Fönne, Buffe, Lurren, Rimpeln, Mummeln u. d. g. für Pflanzen sind? Unbegreiflich bleibt es, wie man uns zumuthen kann, dieses aus allen Dialekten und Provincialismen meistens aus der Sprache gemeiner Leute zusammengelesene wirrwarre Kauderwälsch als die echte wissenschaftliche Sprache hinzunehmen und dem Gedächtnisse einzuprägen, ohne nur ein Wort zur Rechtfertigung dieser Ausdrücke hinzuzufügen, was sie bedeuten, wo sie vorkommen, welche Autorität sie für sich haben.

Dies sind meine Gründe. Der Leser prüfe unbefangen, auf welcher Seite die Wahrheit ist. Nur der Name des Verfassers dieses Systems und die Wichtigkeit des Gegenstandes haben bewirken können, daß ich mich mit Herrn Bl. einzulassen diesmal nicht unter mir gehalten habe.

Karl Friedrich Bachmann.

V.

Ueber die freckenhorster Heberolle.

Jm Münsterland, nächst der Stadt Warendorf, liegt ein adeliges, wir wissen nicht, ob jetzt säcularisirtes Fräuleinstift, genannt Freckenhorst, dessen Stiftungsurkunde vom Jahr 851 in Kindlinger's „Münsterschen Beiträgen", II, Nr. 2, zu lesen ist. Von diesem Stift hat Herr Dorow in seinem Werk: „Denkmal nordischer Sprache und Kunst", Bonn, 1823, 1stes Heft, uns eine merkwürdige Heberolle, in niederdeutscher Sprache, und wie angenommen

wurde, bereits aus der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts, folglich in diesem Fall als eine ganz außerordentliche Sprachseltenheit mitgetheilt. Der allzu fehlerhafte erste Abdruck des Textes bewog Herrn Dorow, denselben durch Herrn Höfer berichtigt im zweiten und dritten Heft noch einmal zu geben, nebst Commentar und Worterklärung vom Herrn Maßmann, denen das Zeugniß von großem Fleiß und einer schon ziemlich erworbenen Sprachkenntniß nicht zu versagen ist; nur daß man manchmal glauben möchte, Herr Maßmann habe diese Erklärungen oft zu reichlich und unter solcher Mehrzahl der Bedeutungen gegeben, daß sich die nicht besonders herausgehobene wahre und allein zutreffende nicht selten ganz mitten innen gleichsam verliert. Dem erklärenden Ortsregister, welches zuletzt noch ein Herr von Ledebur beigefügt, wäre die Vervollkommnung zu wünschen gewesen, daß es allenthalben auf Seite und Zeilen des Textes zurückgewiesen hätte, wo ein solcher Ortsname vorkommt, welcher jetzt, wenn man vom Register auf den Text zurückgehen will, nicht aufzufinden ist, ohne das Ganze zu durchlaufen. Wahrscheinlich hat dieses Register früher schon, und vor dem Druck der zweiten Ausgabe, bestanden, auf dessen Seiten es also auch nicht verweisen konnte.

Es ist nicht zu verwundern, wenn die Schwierigkeit des Textes noch einige Lücken zum Errathen offen gelassen, von welchen auch wir hier etliche auszufüllen, oder anderes zu ergänzen suchen wollen; und zwar:

S. 8 der zweiten Ausgabe *to tegethon*, verstehen wir hier nicht zum Zehnten, welches so gar nicht paßte, sondern: dem Dechant; auf dieselbe Art, wie es S. 31 abermals heißt: Decano.

S. 18 und mehrmal: to then *Neppinon* — Eine harte Nuß! — Wenn es in „Monumenti Ravennati", Venedig 1801, II, 272, unter'm Jahr 1161 heißt: resignat S. Agathae nappum argenteum ad ecclesiam, ubi voluit sepeliri; so könnte man etwa glauben, unter Neppinon wären vielleicht auch hier solche *Nappi* pro sepultura zu verstehen. Weil aber im Text to then Neppinon fast immer entgegensteht to then — Jungeron; (to then Neppenon — ande to then Almosen in Ganges themo Jungeremo; then Jungeron and 1. Malt to then Neppinon) und weil S. 18 den gimenon Jungeron namentlich erklärt wird mit *discipulis;* so sind wir geneigt, neben den Novizen-Schülern, den Jungeron, unter den Neppinon, Nevinnen, im spätern Deutsch Niftela, nicht minder die weiblichen Novizen-Schülerinnen zu verstehen, um so mehr, da das Kloster nach dem Stiftungsbrief auch wirklich hat bestehen sollen aus *filiis* und *filiabus*.

S. 20 *Eueninas* maltes haben wir, wo wir nicht irren,

ausdrücklich nicht erklärt gefunden: doch ergibt sich die Sache von selbst aus S. 35 als *Aveninas*, Habermalz, im Gegensatz des *Gerstinas maltes*, Gerstenmalz; desgleichen XXVIII. *brac.* ordei, et XXVIII. *gemaltes*, d. i. bereits geschrotetes Malz; aus welchem allen nebenbei auch zu entnehmen, wie wesentlich maltes, Malz, von Malter zu unterscheiden sey.

S. 23 ende thiu Anger; da diese Anger zur Weinfahrt bestimmt sind, so könnten es wohl die Anker, die Weinmaße oder Gefäße seyn, daher heut zu Tag noch ein Anker Wein. Bei Kindlinger II. 113 kommen zwar unter den Einkünften der Corveyer Küsterei auch Anguillae vor. Uns gefiel aber doch Obiges besser.

S. 27. „Van jed wethero *Stida* ees Sculd-Laken.“ Stida ist hier wohl Stige, ein Maß von 20. Also vielleicht eine Ladung von 20 Stück Tuch. Aber was sind eben daselbst in S. 28 ff. die Sculd-Laken? Es kommen vor S. 27 Linnen Laken thero Samnanges, d. i. Laken für die Conventualen, und Sculd-Laken für die Schüler. Bei Kindlinger, II, 96, findet sich aber: „Es ergibt sich von selbst, daß nicht alle Höfe zur Lieferung der nöthigen Leinwand oder des Flachses verpflichtet waren, sofern die Lage nicht zum Flachsbau geschickt war. Daher lieferten einige wollene Laken, statt Leinwand;“ und eine solche Lieferung, glauben wir, hieß „Sculd“, Servitium; daher bei Kindlinger, III, 123, pro *Lino* absque *Servitio*, d. i. „für die Linnenlaken, ohne die Sculd-Laken.“

S. 28. „Mezas Kopa an thiu Winfard“ = von Mezägium, ein monatlicher Getraidbedarf! (s. Dufresne). ungefähr auf eine solche Zeit der Weinfahrt ausreichend.“ Mezas Kopa, erklärt durch Methe-Kauf, würde uns weniger zusagen.

S. 20. Punt Rocke, als Pfund Rocken geht uns nicht ein. Denn was wäre z. B. S. 31 zwei Pfund Rocken, und gar vollends die Nichtswürdigkeit Ein Pfund Rogge? Eher noch wollten wir gelten lassen Zehnt Pfunde — (s. Möser's „Osnabr. Geschichte“, 1768, Einl. S. 265). Wir haltens aber für Bund Roggen, Garben, die man wahrscheinlich wegen des Strohs verlangte; daher auch S. 4 X. Scok Garvans.

S. 33 läßt vieles unerklärt; als: a) pro *Necessario*; es sind dies die Retiraden der Frauen, wahrscheinlich mit zum Bad eingerichtet und mit dem Infirmario in Verbindung gesetzt. Daher wohl auch die Getraidabgaben zur Unterhaltung im guten Stand dazu, aus Stiftungen von Wohlthätern. b) the *Retton Pravendi*; eine Präbende — aber was sagt Retton? eine Rectors-, Pfarrers-Präbende, Ritter-, Reiter-, Rechen- oder Rittus-Präbende? — c) to themo *Meltheta* = etwa Malz-

haus — Malzhütte? — d) *te Juctamon*? halten wir für Juchtenleder, Böhmisch Guchta. In der Urkunde von 1090, die Verpflegung im Stift Freckenhorst betreffend, kommen als schuldige Lieferungen vor: Pelles ovinae, und Coria bovina. Da nun die Heberolle nur der Schaffelle oder Häute erwähnt, so schließen wir, daß die Coria bovina unter den Juctamon, Juchten stecken; es fragt sich nur, ob der Name und der Artikel Juchten schon so uralt und bekannt in Deutschland gewesen? — welches wir vor der Hand für wahrscheinlich halten, da der Pelz- und Lederhandel der Deutschen mit Ungern, Rußland und Polen in die frühesten Zeiten zurückgeht. Zirngibl in seiner „Baierschen Händelsgeschichte" (Histor. Abhandl. der Akad. d. Wissensch. IV.) aus einer regensburger Lederer-Ordnung von 1379 an: „Lederwerk und Joch; wiewol dieses der zuverlässigere Gemeiner in seiner „Chronik" liest Yrch, d. i. weißgegerbt. Sonst könnte nach der Bergmannssprache Jucht auch ein Kohlenmaß bedeuten.

S. 34. *Asna* = Thit is thin Asna, thiu to themo Batho hored. — Dasselbe mit *Asnagium*, die Eselsfrohn, für's Bad, vermuthlich um das Holz herbeizuschaffen. — Asna, Asneis heißt auch im Altgothischen der Tagelöhner — also doch immer auch eine Frohn.

Wir wenden uns aber jezt zu einem wichtigern Punct, nämlich zur Schätzung des wahren Alters dieser niederdeutschen Urkunde, welche die Herausgeber nach der alterthümlichen Gestaltung der Schrift, der Eigenthümlichkeit ihrer Sprache, und weil sie die darin vorkommenden Worte „pro *Imperatore* Nostro Henrico" gern auf König Heinrich I. beziehen möchten, in das 10te Jahrhundert, Niesert gleichwohl, der diese Rolle in seine Beiträge zu einem Münsterschen Urkundenbuch S. 581 auch aufgenommen, bereits ins 11te, wir aber noch weiter herunter ins 13te oder 14te versetzen möchten.

Die Sache an sich ist nicht gleichgültig, weil ein solcher Fund die bisher in der Diplomatik und Sprachkunde angenommenen Perioden wesentlich verändern und zurücksetzen würde. Soll sich der Kenner hierzu, allen bisherigen Untersuchungen und Beobachtungen zuwider, entschließen, so wird er verlangen dürfen, daß die vorgebrachten neuen Beispiele und Beweise die Angabe eines solchen Alters klar, bestimmt und ausdrücklich an sich, oder nach allen und jeden Kennzeichen der Graphik, Semiotik und Formulistik unbezweifelt in sich tragen, und durchaus nirgend eine Spur späterer Abkunft vorhanden sey. So lang ein Beispiel für die bisherige Regel eine ganz wörtlich bestimmte Angabe der Zeit vor sich hat, dagegen durch ein für das Gegentheil aufgeführtes Beispiel diese Zeit nur durch künstliche Argumentationen,

die wieder zu Jahrhunderten unter sich abweichen, gesucht werden will, behält vor der Hand die bisherige Regel die Vermuthung für sich, welches auch sonst in der Geschichtsforschung das Sicherste bleibt. Denn lassen wir uns vom bloßen Schein ergreifen und geben allzuleicht nach, so haben wir zu befürchten, daß uns alsbald schon längst verworfene und als unecht anerkannte deutsche Urkunden wieder jure postliminii wollten aufgedrungen, oder neue Gebilde solcher Art zu Tag gefördert werden.

Wir sind natürlich weit entfernt zu leugnen, daß es nicht noch weit ältere Monumente der deutschen Sprache gibt, als selbst diese freckenhorster Heberolle (Notker, Otfried, Ulphilas); aber nur als Versuche in Uebersetzungen, Dichtungen, liturgischen Formeln, überhaupt nur in der Wissenschaft, und durchaus nicht in der Gestalt von Urkunden. Als Urkunde aber kann und muß wohl nicht, wie Herr Maßmann will, alle und jede Schrift gelten, die über irgend etwas Nachricht oder Kunde gibt; sondern Urkunden nennen wir nur diejenigen, welche nach feststehenden Gerichts- oder Rechtsformen, entweder von den Behörden im Bereich ihres Geschäftskreises, oder auch von Privatpersonen, zu Befestigung ihrer Rechte oder Schuldigkeiten an Dritte ausgefertigt worden sind (öffentliche und Privaturkunden). Solche Urkunden aber deutsch abzufassen, war für einen gewissen Zeitraum beinah eine Unmöglichkeit, weil die Formularien, die Protocolle, die Ingrossationsbücher lateinisch gewesen, die Civilgerichte lateinisch verfügten, und die deutsche Sprache in der Canzlei handzuhaben nur die Aufgabe für ein ganz außerordentliches und unbefangenes Talent gewesen wäre. Daher erscheinen auch die ältesten deutschen Urkunden, z. E. in Baiern vom Jahr 1240 (s. Regesta II, 302; gedruckt bei Lünig P. spec. Cont. IV, I, 1150; Wegenseil's „Magazin von und für Schwaben", II, 1, folglich noch älter, als die von Hrn. Maßmann aus Kindlinger angeführte Urkunde von 1251) als einzeln dastehende, außergewöhnliche Liebhaberversuche, in einer beinahe dichterischen Sprache. Die von Hrn. Maßmann S. 118 gleichfalls angeführte deutsche Theilungsurkunde des baierschen Landes vom Jahr 1170 sollte einen, der dem baierschen Reichsarchiv vorgestanden, freilich stutzig machen, weil ihm von einer solchen baierschen Landestheilung im Jahr 1170 (das müßte ja noch eine welfische seyn!) bisher nie das Mindeste bekannt geworden, und er dieses deutsche Hauptdokument nie mit einem Aug' gesehen. Diese arge Täuschung löst sich inzwischen damit, daß Hund im baierschen Stammbuch I, 358 einen waldeckischen Theilungsbrief liefert, mit der Aufschrift von 1170. Da aber in der Geschlechtstafel S. 350

der Aussteller dieser Theilungsurkunde, Hr. Ott von Waldeck als der nämliche bezeichnet wird, der im Jahr 1301 die Schwaig zu Hausheim dem Stift Schliersee vermacht; so findet sich, abgesehen vom übrigen ganz neuen Inhalt der Urkunde und ihrer Zeugenschaft, daß die Aufschrift der Urkunde statt 1170 heißen mußte „1270", und das Datum selbst, statt unrichtig tausend Jat vnd hundert Jar, in dem siebenzigsten, richtiger zu lesen war „tausend Jar twö (zwo) hundert Jar" u. s. w. Eine ähnliche Beschaffenheit wird es wohl noch mit mehrern andern angeblich deutschen Urkunden von 1134, 1158 u. s. f. aus den braunschweigischen Landen (s. Scheller's „Bücherkunde") haben, und zwar bei diesen meistens diese, daß sie nur die spätern deutschen Uebersetzungen der lateinischen Originale waren. Die bisher so berühmten braunschweigischen Diplomaten und Literatoren würden uns außerdem schon mit dieser Seltenheit tractirt haben.

Dieses vorausgeschickt vermeinen wir unsern Zweifel über das angegebene hohe Alter der freckenhorster deutschen Heberollen nach nachfolgenden einzelnen Puncten begründen zu dürfen:

1) In Ansicht der Schrift. Dergleichen haben wir, nach dem gegebenen Facsimile zu urtheilen, noch häufig genug bei den Urkunden des 12ten und 13ten Jahrhunderts in den fränkischen und baierschen Archiven angetroffen; und selbst noch später; nicht zu gedenken, daß die Schriftzüge, besonders in den Klöstern, und bei dem handwerksmäßig betriebenen Bücherabschreiben, in Jahrhunderte hinein bei dem uralten Muster verblieben sind, während die herumwandernden und mit Ausländern besetzten Canzleien der weltlichen Regenten die Moden der Schriften allerdings schneller wechselten.

2) Die Sprache der Heberollen hat allerdings sehr alte Biegungen, besonders in ihren Declinationen; aber auch wieder solche Wortgebilde, welche die Sprachabnutzung einer viel spätern Zeit verrathen. Sie ist ein Gemisch von alter Schriftsprache, neben einem platten Volksdialekt, wo man nicht begreift, wie beide aus einem Guß hätten fließen können, wofern man nicht als das Natürlichste annimmt, daß die Ursprache der Heberollen die lateinische war, welche ein fleißiger Mönchsbruder, zum bessern Gebrauch der Jungfrauen, ins Deutsche überzutragen unternahm, bald nach dem Muster der Otfriedischen, Notkerischen und anderer Uebersetzungen, hauptsächlich vielleicht der niederdeutschen Evangelienharmonie, und wo ihn diese verließen, so gut es ging, nach seinem eigenen Sprachgebrauch, mit vielfältiger Beibehaltung oder Einschaltung der lateinischen Urworte: pro Decano, Archipresbytero, pro Discipulis, pro Necessario,

Aveninas (das ihm beinahe unübersetzbar schien) Bracia, Ordeum, pro Imperatore Nostro, ad Pisces, die Kirchenfeste u. s. w.

3) Verräth auch an sich schon der allgemeine Inhalt der Urkunde eine so vorgerückte und weit ausgebildete Landwirthschaft, die man wohl schwerlich zu so früher Zeit schon in Westfalen, und noch dazu bei armen und neu angehenden Klöstern, vollends gar Frauenklöstern, suchen sollte; als da sind Leinwand, nach verschiedener Abstufung, zu jener Zeit doch noch gar nicht so gemein und im Gebrauch, Bräuereien, Weinfahrten, Dörfer, Vorwerke, Viehhäuser, Speicher, Maier, eigene Schmidte ꝛc.

4) Insbesondere ist sehr auffallend die Rechnung nach Schillingen und Pfennigen. In den ältesten Urkunden kommen zwar schon vor Solidi und Denarii, gleichbedeutend mit diesen auch Nummi, welche im Glossarium des Rabanus Maurus (Ekhart Commen. II, 960) und bei Otfried C. III, c. 14, 182 als Pfenthing, Penthing, angeblich Pfündling, von Pfund Geldes, umschrieben werden, nicht sowohl als wenn sie sich das Daseyn einer solchen Rechnungsweise, Pfenthing genannt, wirklich gedacht, so wenig als Dr. Luther in seiner Uebersetzung einen Silberling, oder Otfried, wenn er anderwärts wieder die Nummos als Schatz übersetzt; sondern nur um die Idee einer Theilmünze des Solidus auszudrücken. Daß aber kleine Münzen, unter dem ausdrücklichen Namen von Pfennigen, den man bisher von der Münzpfanne hergeleitet, aus welchem die Hohlpfennige gegossen und dann auf einer Seite gestempelt worden, wirklich vor dem 12ten Jahrhundert irgendwo in Species, und vollends gar in Rechnung vorkommen, wird wohl schwer zu erweisen seyn. Pfennige, welche das Zeitalter der sächsischen Kaiser oder das elfte Jahrhundert übersteigen, haben nach Köhler's „Münzbelust.", II, 299, IV, 289, noch nirgend nachgewiesen werden können. Im Brandenburgischen kommen sie, nach Möhsen, ebenfalls erst im 12ten oder eigentlich 13ten Jahrhundert vor. Der älteste Pfennig im Fuldaischen ist von einem Abt Konrad, also, wenn es Konrad der erste seyn sollte, doch nicht eher als zwischen 1134 — 1140; wahrscheinlicher aber unter Abt Konrad II., erst ums Jahr 1177 (s. Schneider's „Buchonia"). Eine der ältesten Urkunden in Süddeutschland, welche den Namen der Pfennige gebraucht, wird der Schwabenspiegel seyn. Eine Constitution K. Friedrichs II., in Hirsch's „Münzarchiv", I, 13, hat zwar das Wort Pfennig, aber nur als Uebersetzung aus dem Latein, Denarius; und so folgt auch aus den Pfenningen und Schilling-Pfennigen der freckenhorster Heberollen entweder, daß sie nur deutsche Uebersetzungsnamen aus einem ursprünglich teinischen Original (Solidus, Denarius) sind; oder daß die

deutsche Heberolle überhaupt herunter in die Zeit gerückt werden müsse, wo es wirklich Pfenninge gegeben hat.

5) Nicht minder lassen die in der Urkunde aufgeführten Feste Stoff zum Zweifeln übrig. Es kommt vor ein Fest der Kreuzeserfindung, to then Cruce Unikon (invention), welches nach Martin Gerbert vetus Liturgia p. 867 im ganzen Erzstift Köln früher gar nicht üblich war, und erst in den jüngern Liturgien gefunden werden soll. Die freckenhorster Urkunde, welche das Fest schon kennt, weist also nicht auf eine ganz alte Zeit zurück. Dieselbe hat auch Johannes Baptista (Medden Sumera), welcher Feiertag in Deutschland vor 1022 nicht üblich war (s. Gerbert), obwohl er allerdings schon in den Capitularien Karls des Großen, vielleicht nur für Frankreich, oder für einen andern Tag, als den 24. Juni, z. B. depositio 28. Januar, Capitis Inventio 24. Februar, oder wahrscheinlicher Conceptio 24. September galt. Endlich findet sich noch ein Festum *Coena Domini;* wir wollen nicht behaupten, der Fronleichnamstag, denn das ginge gar zu weit herunter; also doch auf alle Fälle der grüne Donnerstag, ein Tag der noch nicht einmal im Jahr 1090 gefeiert wurde, von welchem Jahr wir eine Urkunde haben, worin der Bischof von Münster alle im Stift Freckenhorst zu beobachtenden Feiertage in einer langen Reihe aufzählt (s. Kindlinger, II, Nr. 10). Endlich, da die Nebenaltäre nicht gleich alle mit der Hauptkirche entstehen, sondern von einer Zeit zur andern, durch besondere Jahrstage und fromme Stiftungen, so deuten die vielen Nebenaltäre im Frauenstift, als St. Petronelle, Bartholomäus, Veit, S. Peter, Laurentius auf einen großen und langen Zwischenraum von dem ersten Stiftungsjahr 851. Man soll nur nach diesen Altarstiftungen in den Klosteracten weitere Nachsuche pflegen, so wird man bald der Sache auf ganz bestimmte Spuren kommen. Inzwischen, wenn dieses alles nicht wäre, so würde

6) die namentliche Erwähnung eines deutschen Hauses die Urkunde weit ins 13te Jahrhundert zurücksetzen; S. 8. „Van Sendinhorst van themo Dedeskon Hus" d. i. wegen Sendenhorst bezieht das Stift vom deutschen Haus; denn daß Dedeskon Hus und Dudeskon Hus wörtlich deutsches Haus heißen sollte, kann Hr. Maßmann selbst nicht in Abrede stellen, so gerne er auch von diesem unbeliebigen Wort durch versuchte anderweite Derivationen und alte Wundergeschichten abkommen möchte. Nun kommt zu allem diesen, daß zu allernächst wirklich ein deutsches Haus vorhanden war, nämlich zu Münster, welches sich mit dem Bischof im Jahr 1247 über mehrere Zehntbezüge in der Umgegend verglichen, und wobei namentlich als Zeugen mit erschei-

nen: *Lambertus de Vrekenhorst*, Fridericus Advocatus de *Warendorf* (s. Niesert, S. 338).

7) Ein weiterer Grund, die freckenhorster Heberolle für viel jünger zu halten, liegt in den aufgeführten Preisen der Dinge, besonders der Schweine. Von diesen kostete nach anderweiten Urkunden im Jahr 1106 das Stück sechs Pfennige. Die Heberolle setzt sie aber an zu acht, ja bis zu sechzehn Pfennigen. Es ist daher zu schließen, daß die Zeit, wo ein Schwein so viel kostete, eine viel spätere gewesen seyn müsse, und daß sie auf alle Fälle nicht über das Jahr 1106 zurückgegangen. Es tritt aber dabei noch ein ganz merkwürdiger Umstand ein. Nach einer Urkunde, wie Niesert S. 368 glaubt, aus dem zwölften Jahrhundert, wollte das Stift überhaupt sich gar nicht darauf einlassen, daß die Bauern, wie bisher, für ein Schwein nur acht Pfennige zu zahlen verlangten. Es leugnete ausdrücklich, daß hierüber ein Herkommen oder irgend eine Urkunde, aus welcher dieser festgesetzte Preis begründet werden könnte, vorhanden sey. — Folglich hat man im zwölften Jahrhundert von jener Heberolle, die allerdings einen solchen Preis bestimmt, „auf beiden Seiten noch gar nichts gewußt." Welch ein großer Zwischenraum mag nun aber dazwischen liegen bis zu der Zeit, wo das Stift endlich den Preis von acht Pfennigen fürs Stück anerkannt, und denselben in seine eigene Heberolle eingetragen hat? Endlich

8) der allerletzte Gnadenstoß möchte der Urkunde durch die chronologische Zusammenstellung der Klostererwerbungen beizubringen seyn. Der Stiftungsbrief von 851 nennt als die Ausstattung des Stiftes in Gütern: das Castrum Freckenhorst, sodann Hoitmar, Fahrendorf, Husen, Foberg. Im Jahr 1090 beschwerte sich das Stift, es müßte davon gar zu kümmerlich leben, und der Bischof von Münster legte namentlich zur Verbesserung der Tafel und Ankauf der Fische noch zu: 5 Höfe in Gescher, 2 in Velen, 3 in Wamolo, sodann noch die Güter zu Wartenhorst und Balahorn (s. Kindlinger, II, Nr. 10). Die Heberolle, welche alle diese neuen Stiftungsgüter mit aufführt, ja dazu noch bei Gescher und Velen die Note gemacht, „*ad Pisces*", kann also durchaus nicht älter als die Erwerbung der Orte selber seyn. — Im Jahr 1224 läßt sich der edle Hr. Witekind, Vogt von Retha, vom Stift Freckenhorst für das so eben gestiftete Kloster Marienfeld abtreten das Gut zu Hundinken, und entschädigt dafür das Stift Freckenhorst aus seinen eigenen Gütern zu Velen an der Ems, Birkison oder Versen im Kirchspiel Enningerloh, Mattenheim, Gronhorst und Gest (s. Kindlinger, III, Nr. 40). Alle diese Orte erscheinen in der Heberolle, wohin sie doch vor dem Jahr 1224 unmöglich hätten eingehen können. Auf diese Art würde sich wohl aus dem

Stiftsarchiv selbst, von dem wir nicht wissen, wohin es gekommen, so wie aus den münsterschen und lippischen Urkunden, die wahre und allenthalben spätere Zeit der freckenhorster Stiftungen und Erwerbungen nachweisen lassen. Doch bleibt für unsern Zweck schon dieses genug; und können wir schließlich unter Imperatore Henrico *Nostro*, welches letzte Wort allerdings einen noch regierenden zu bezeichnen scheint, auf alle Fälle keinen andern verstehen, als der nach dem Jahr 1224 gelebt, wo uns denn kein anderer übrig bleibt als Kaiser Heinrich VII., zum Kaiser gekrönt den 29. Juni 1312, gestorben den 24. Aug. 1313; ja wir dürften vielleicht nach allem diesen gar noch behaupten, daß die Heberolle gerade in dieser Zwischenzeit von 1312 bis 1313 geschrieben worden sey.

VI.

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. Berlin, Mittler. 1825. Gr. 8.

Das „C. v. W." mit dem es stets begleitenden Motto „La critique est aisée, mais l'art est difficile" ist in der kriegsschriftstellerischen Welt so bekannt und geachtet, daß jeder denkende Soldat unter dem dicksten Haufen dicker Kriegsbücher voll Plan- und Schlachtzeichnungen, die der jährliche Meßkatalog ihm vorlegt, doch vorzugsweise nach den wenigen und dünnleibigen Broschüren greift, die jenes Symbol an der Stirn tragen. In den Schriften des königlich preußischen Generallieutenants und Chefs des Generalstabes der Armee, Herrn von Müffling — denn diesen bezeichnet jenes als Verfasser — vereinigt sich, zum großen Nutzen der militairischen Lesewelt, der geistvolle Schriftsteller mit dem theoretischen und praktischen Krieger im höhern Wortsinne. Und, wenn manches andere ausgezeichnete Talent, das damit gleichfalls Theorie und Erfahrung für die Kriegsführung verbindet, sich dennoch scheuen muß seine Ansichten unumwunden öffentlich auszusprechen, weil ihm der allerdings oft sehr zufällige Stempel des Berufs dazu durch einen hohen Militairrang fehlt, so hat Herr v. M. diese Rücksicht nicht zu nehmen. Daß er sie aber auch in keiner Hinsicht nimmt, daß er mit der selbständigsten Offenheit und doch mit Würde seine Ansichten, auch wo er wohl fürchten mußte da und dort anzustoßen (man betrachte nur seine

vorherigen Schriften über den Feldzug der preußisch-englisch-belgischen Armee 1815, und über den der schlesischen Armee 1813 u. s. f.) ausspricht: das ist es, was neben den bereits anerkannten Vorzügen seinen Werken den Charakter gibt, durch den sie sich von allen andern unserer neuesten Zeit über das Kriegsfach unterscheiden. So sagt in der Vorrede des vorliegenden Werkes — wir nennen die Broschüre mit Zuversicht ein Werk, weil es von einem schaffenden Geiste erzeugt wurde, während oftmals sogenannte Werke, d. h. dicke Bücher, nur compilatorisch-neptunischen Ursprunges sind — v. M.: „der Verfasser hat es überall nur mit der Sache, und nicht mit den Menschen zu thun. Sein Bestreben ging dahin, alles so zu betrachten, wie es wahrscheinlich nach einem Jahrhundert geschehen wird. Sollte er von den Begebenheiten der Jahre 1813 und 1814 anders geredet haben, als jetzt jedermann von der Zeit Ludwig's XIV. redet, so wäre es absichtlos und unbewußt geschehen. Fern sey es daher von ihm, seine Ansichten jetzt zurückzuhalten und sie kommenden Geschlechtern aufdringen zu wollen. Wer es unbequem findet seine Meinungen persönlich zu vertreten, sie erst dann auszusprechen wagt, wenn er keinen Widerspruch mehr erfahren kann, von dem muß die Nachwelt annehmen, daß er feig oder unwahr gewesen ist." Wir wollen des Autors letzten Satz hier auf sich beruhen lassen, er scheint uns zu der gezognen Schlußfolge nicht gerade zu berechtigen (indem es Ursachen geben kann, um gewisse Papiere erst herauszugeben, wenn die betheiligten Personen nicht mehr leben); uns ist es jedoch genug, deutlich ausgesprochen zu finden: daß wir hier reine, unumwundne Wahrheit zu erblicken hoffen können.

Ehe Rec. zu der Schrift sich näher wendet, sey es ihm erlaubt, einige Worte über den großen Gegenstand, den sie anregt, über Taktik und Strategie unserer Zeit zu sagen, und in allgemeinen Zügen den Standpunct zu bezeichnen, auf welchem diese beiden innigst verbundenen Schwestern uns jetzt zu stehen scheinen. Wir streben dadurch den Wünschen des Herrn Redacteurs dieses kritischen Jahrbuches zu entsprechen, zugleich aber auch manchem günstigen Leser, der nicht vom Fache ist, hierüber nicht sowohl eine gelehrte als vielmehr deutliche Idee zu geben; denn leider sind Gelehrtheit und Deutlichkeit keine einander so treuen Geschwister als die oben erwähnten. Zuvörderst dürfte es nöthig seyn den Begriff dessen, was man unter beiden Wissenschaften (eigentlich sind es mehr Künste, denn es kommt bei ihnen weit mehr auf's Können als auf's Wissen an) versteht, festzustellen. Wir wollen uns dabei nicht unnöthig plagen und die verschiedenen, immer unzureichenden Definitionen noch um eine

solche mehren, die darüber seit Bülow erschienen sind. Es wird hinreichen die Sache aus sich selbst zu erklären: Die Führung des Krieges erfordert sowohl Bewegungen, Märsche, Ruhepuncte, Läger, Stellungen, Entsendungen, Zusammenziehungen, Uebergänge über Wasser und Gebirge; als Recognoscirungen, Belagerungen, Vertheidigungen, Gefechte und Schlachten. Bei jenen kann es unvermutheter Weise, z. B. bei einem Nachtmarsche oder Ueberfalle zum Gefechte kommen, und während dieser geschehen wieder jedesmal Bewegungen, Märsche und Stellungen; so daß beide so in einander greifen, daß man sie niemals von einander gänzlich in der Theorie trennen kann. Nun aber versteht man in neuerer Zeit unter der Taktik alles was unmittelbar zum Gefecht gehört und zunächst auf dieses Bezug hat; Strategie dagegen begreift alle Dinge unter sich, welche sich zwar auf den Krieg, aber nicht unmittelbar auf's Gefechte beziehen. Dennoch ist für beide große Kriegszweige immer noch die entsprechendste und zugleich populärste Bezeichnung, daß: die Taktik alle Bewegungen rc. (so wie das Gefecht selbst) innerhalb der Kanonenschußweite, die Strategie diejenigen, die sämmtlich außer derselben geschehen, umfaßt. Die Taktik stellt sich also mehr als eine Praxis des Augenblicks, die Strategie als eine solche dar, welche sich eher in gewisse Regeln fassen und also wohl auch gelehrt und erlernt werden kann. Wenn zu beiden allerdings Kenntnisse erfordert werden, so ist doch nicht zu leugnen, daß bei jener die Intelligenz des Heerführers, die Geistesgegenwart, in größerem Grade, bei dieser dagegen die ausgebreitetere Wissenschaft nöthiger ist. Und diese im Allgemeinen gegründete Wahrheit hat im Besondern, wenigstens noch vor etwa dreißig Jahren, die sonderbare Idee erzeugt: daß man ein großer Feldherr als Stratege in der Stube seyn, und durch die künstlichsten Manövers, die man zugleich als den Triumph der neuern Kriegskunst betrachtete, den Feind schlagen könne. Gefechte, selbst Schlachten, meinten solche sublime Kriegskünstler, wären nur rohe Aeußerungen der Kriegskunst, die, wenn man es nur recht strategisch verstände, zwar wohl, aber selten vorkämen und keineswegs die Hauptsache entschieden. So dachte Friedrich II. nicht; aber die deutschen Heerführer dachten und handelten in den Rhein- und Revolutionskriegen so. Daher kam es denn, daß die von Friedrich nachgelaßne Taktik nichts mehr als eine Quälerei auf dem Exercierplatze wurde, und man, statt sie noch zur rechten entscheidenden Zeit gegen die ungeübten Neufranken anzuwenden, sich beschäftigte fast Jahre lang Mainz zu belagern, sich erst überall gelehrt basiren zu wollen, und Schlachten — wie Kaiserslautern, — ohne rechten Nutzen davon zu ziehen, zu gewinnen. Diese friedliche Kriegsführung, in der

die Lazarethe und Aerzte weit mehr tödteten als die Kugeln, ging dann in das Kordonsystem über, d. h. in eine schwache, ängstliche, aber ausgedehnte Aufstellungsart, die alles sichern und decken sollte, und nichts schützen konnte. Friedrich der Große hatte zu jenem Unwesen in seinem letzten Feldzuge die Entschuldigung an die Hand gegeben; allein als er im J. 1778 in Böhmen stand, war es ihm nicht um den Krieg, sondern um eine ehrenvolle Erhaltung des Friedens zu thun. Das bedachten jedoch die folgenden Heerführer nicht. Sie hatten Tempelhof's Geschichte des siebenjährigen Krieges, die voller Schlachten ist, ganz vergessen. Sie und ihre Nachfolger wurden aus ihrem strategischen Kriege gar unsanft durch Napoleon geweckt. Wir wollen nicht näher an die traurigen Tage von Ulm und Jena erinnern; derselbe Heros der sie den Deutschen bereitete, hat ihnen zuletzt unterliegen müssen, hauptsächlich weil er in Rußland, getrieben von seiner Hast zum Erobern, das Extrem auf der andern Seite beging, und während die Deutschen am und über dem Rhein aus pedantischer Uebertreibung der Sicherung ihrer Operationsbasis und dergl. nicht vom Fleck kamen, in einigen Wochen ganz Rußland sein nennen wollte, weshalb er denn bei den Verlusten durch den Feind und mehr durch die Kälte zurückgetrieben, nirgends eine gegründete Standlinie (Basis) fand; sondern wacker um sich schießend, auf einer Linie krank und verhungert noch eiliger hinauslaufen mußte, als er prahlend, wie immer, hineingedrungen war. Aber da trotz dem Napoleon ein neues Kriegssystem geschaffen hat, das noch lange bestehen wird und muß, so ist es nöthig dessen Hauptzüge und die von dem Friedrichs II. darzulegen, weil allein hierdurch ein fester Standpunct für die Würdigung der neuesten Kriegführung gewonnen werden kann. Napoleon war es, welcher die Taktik wieder in ihre alten Rechte einsetzte, die sie so ausgezeichnet bei Friedrich behauptete; aber indem er es that, vernachlässigte er die Strategie keineswegs. Was möglich durch letztere zu erreichen war, und es gelang ihm viel damit, das erreichte er. Wo der Knoten aber nicht vor ihr sich aufschürzte, da nahm er das schärfste Schwert der Taktik und zerhieb ihn siegreich. Er zeigte wieder, daß bei einem ebenbürtigen Gegner, (die erste Zeit fand er diese gar nicht oder kaum) die Strategie vorbereite, einleite, und die Taktik den letzten Schlag — im Großen genommen — thun müsse. Und er stand in jener insofern höher als Friedrich, als seine Armee weit größer, sein Zweck viel umfassender war. Umspinnend von weiten Fernen und aus zwei, drei Weltgegenden her dirigirte seine Strategie die verschiedenen Armeecorps so, daß sie an Einem Tage, zu Einer Stunde, in des überraschten Feindes Flanke, vor der Front, und selbst oft im Rücken erschienen.

Des Gegners Hülfsquellen waren so mit einmal verstopft, abgeschnitten; seine Rückzugslinie bedroht, seine Uebergangspuncte in Feindes Gewalt, oft konnte er nicht einmal mehr sich durch schleunige Flucht retten. Entging er aber diesem schlimmen Falle, so war es auf Kosten ganzer Provinzen, und so ein Gewinn ohne Schlacht. Dies dürfte eher der Triumph der neuern Kriegskunst zu nennen seyn. Solche Strategie ist aller Verehrung werth, und eigentlich genau betrachtet, überwiegt sie die beste und glänzendste Taktik, weil ihre Resultate nicht so mancherlei Störungen und Zufällen als diese unterworfen sind. Die Taktik dagegen war bei Napoleon ein: Umgehen des Flügels oder Durchbrechen des Centrums, und Werfen der bereitgehaltnen Reserven auf den schwächsten oder erschütterten feindlichen Punct der Schlachtlinie. Hier scheint er uns, die Sachen wie sie sind betrachtet, hinter Friedrich zu stehen. Dieser mit seinem stets weit kleinern Heer als sein Gegner, während Napoleon fast immer viel stärker war, hielt es nahe am Feinde dicht beisammen, recognoscirte denselben so wie er an ihn traf, entwarf auf der Stelle seine Disposition und führte seine kleine Masse so geschickt gegen Daun, einen Gegner der Stellungen zu nehmen wußte, daß er ihn bald und fast immer auf eine neue Weise taktisch besiegte. — Als Napoleon bereits Deutschland durch seine physische und moralische Gewalt unterjocht hatte, wachte das Federheer der Scribenten auf und versuchte, (wie die Vorfahren die sogenannten gelehrten Feldzüge eines Turenne und Luxemburg secirt und geradeweges den Geist daraus verjagt hatten, was beiläufig gesagt Tempelhof mit Friedrichs Feldzügen auch nicht viel besser gemacht), es unterzog sich sogar nur dem alten unglücklichen Beginnen, das regste vielgestaltetste Lebensbild, den Krieg, „in spanische Stiefeln", durch Systeme und Lehrbücher darüber, auf neue Manier à la Napoléon einzuschnüren. Wer noch am leidlichsten schnürte war Jomini in seinem „Traité des grandes opérations militaires." Indeß gerade dieses oftmalige und stete Aendern der Grundsätze wie der daraus gefolgerten Regeln beweist nur zu deutlich, daß es weder ein feststehendes System der Strategie noch der Taktik gibt und je geben wird. Allerdings gibt es einzelne allgemeine Regeln für beide Zweige der Feldherrnkunde, aber das Zeitalter wie der jedesmalige besondere Fall wird sie modificiren müssen, um sie mit Vortheil anzuwenden. Jedoch es gab noch tiefsinnigere Militairs, die in der Strategie das waren, was die Adepten unter den Chemikern sind. Solche raunten sich geheimnißvoll in's Ohr: daß Napoleon erst nur das Messer in Carnot's Hand gewesen sey, späterhin aber ihm die Strategie in Berthier's Gestalt zur Seite geritten. Letzteres wäre wenigstens eher möglich gewe-

sen, als jenes, obgleich eines so unwahr als das andere ist. Daß Carnot zu den frühern Siegen der republikanischen Feldherrn wesentlich beigetragen, daß er ganz en gros die Grundrisse zu den Operationen ihnen vorgezeichnet hat, wird kein Unterrichteter leugnen; aber das Ausführen, auch das Ausführen des strategischen Theiles jenes gewaltigen Ganzen hing immer von den Obergeneralen der verschiedenen Armeen ab. Carnot konnte mit seiner Strategie in Paris so wenig Jourdan's strategische Fehler ungeschehn, als Moreau's, Pichegru's, Napoleons strategische und taktische Großthaten (letztere fallen mehr in die Augen, weil es knallt und Blut fließt) geschehen machen. Vielleicht ist in neuester Zeit ein Fall gesehen worden, der dem damals vorgefabelten und längst als unwahr erkannten von Napoleon und Berthier gleicht. Der Leser wird ihn ohne unsere nähere Bezeichnung erkennen; er war jedoch eine der seltnen Ausnahmen von der Regel und schwerlich dürfte er mit gleich glücklichem Erfolge wieder vorkommen. In der neuesten Kriegsführung (seit Napoleon), noch mehr selbst als in der neuern (der Friedrich's II.), können Taktik und Strategie weder so von einander sich trennen, daß zwei verschiedene Personen gleichsam der einen und der andern vorstehen könnten, noch erlaubt die rapide Weise, mit der man in jeder Jahreszeit zu Werke geht, und die ungeheuern Massen, welche sammt ihrem Material dabei agiren, die geringste Zertheilung in solcher Art. Um aber den Geschäftsgang des Krieges, so möchten wir es nennen, nirgends aufzuhalten und es dahin zu bringen, daß die großen Maßregeln des Heerführers, die natürlich eine unendliche Menge Details erzeugen, die alle bedacht und ausgeführt werden müssen, so schnell seinen Armeen mitgetheilt werden als das Blut im Körper circulirt, ist eine schon von früherer Zeit her nur sehr unvollkommne Maßregel von Napoleon ergriffen und in seiner genialen Weise ausgeführt worden, die allein es möglich machte, daß alle diese zahlreichen Heere gleichsam wie durch eine Dampfmaschine so sicher und geräuschlos von ihm geleitet wurden. Dies war der Generalstab, mit Berthier dem Urbild eines Chefs davon an der Spitze. Wie der französische Kaiser seine Heere in einzelne Armeecorps zerlegt hatte, um jenen die taktische und strategische Beweglichkeit zu geben, ohne welche viele Hunderttausende ein sich selbst hinderndes Chaos im Marsch und in der Schlacht geworden; so vertheilte er den Geschäftsgang, ja selbst die meisten Befehle im Donner des Gefechtes in diesen Zweig, und ihm selbst blieb so die Zeit, alles zu überblicken, alles wie auf dem Schachbret zu leiten. Wenn man von dem neuesten Zustand der Kriegsführung spricht, so wird gewöhnlich vergessen, daß der Generalstab, wie er jetzt ist, sicher mit zu den Vervollkommnungen der-

selben gehört und bei der übergroßen Streiterzahl durchaus erforderlich ist. Rec. gibt gern zu, daß weder Alexander der Große noch Julius Cäsar einen Generalstab gehabt haben mögen; allein damals waren die Kriegsbedürfnisse auch nicht so künstlich gestaltet, und kein Schießpulver existirte. Wie dies aber mit dem Generalstabe zusammenhängt, ist hier zu weitläufig, zumal es sich mit auf die Nationalität der Völker, den Unterschied der Jahrhunderte gründet, auseinanderzusetzen. Daß nun der Chef des Generalstabes bei einer Armee im Felde nach dem Feldherrn selbst die wichtigste Person ist, wer wird dies leugnen wollen? Freilich sind meist die kommandirenden Generale der Armeecorps in der Anciennetät älter, weil sie selbständiger zu handeln haben als der Generalstabschef, und dieser doch immer „in Rom" der Zweite ist; allein troß dem muß ja dieser fast die geistige Hälfte seines Feldherrn seyn, er muß ihn schnell und ganz verstehen, auf manches aufmerksam machen, und mit rastloser Mühe und Sachkenntniß das Theoretische und Praktische einleiten, was der Heerführer bezwecken will. Es springt in's Auge, daß solch ein Mann der Wissenschaft nicht entbehren kann, während es recht gut möglich ist, daß der Oberfeldherr ein großer General durch seine Vernunftschärfe, Kriegserfahrung, Terrainblick und Festigkeit des Willens seyn kann. Weil nun aber die Laien sich unter einem siegreichen Feldherrn gewöhnlich einen Halbgott vorstellen, und die Sublimen verlangen, daß er dies seyn soll; so entstehen solche sonderbare Meinungen, pflanzen sich fort und setzen sich fest, als da sind: daß die Strategie das Kriegsgeheimniß ausmache und ein rechter Feldherr den Krieg schon durch den Operationsplan im Cabinet gewönne. Sehen sie nun vollends, daß der Chef des Generalstabes ein geschickter, wissenschaftlicher Mann ist; dann denken sie nicht, daß er desto besser seinem verwickelten und wichtigen Posten vorstehen wird, sondern daß Er die Sache macht und der Obergeneral nur so figurirt. — Schon im siebenjährigen Kriege ging die Rede und hat sich bestens erhalten, daß der siegreiche Herzog Ferdinand von Braunschweig dem Herrn von Westphal seinen Ruhm verdanke, und in neuester Zeit gibt es Leute, welche glauben, daß Wellington die Franzosen niemals in Spanien und bei Waterloo geschlagen hätte, wäre nicht der Chef seines Stabes, Murray (englischer Generallieutenant), gewesen. Sie wissen freilich nicht, daß dieser ausgezeichnete und gelehrte General gerade in Amerika war, als die Schlacht von Waterloo vorfiel, und noch weniger, daß Wellington m e h r als irgend ein Feldherr von seinen Generalen n u r Muth und blinden Gehorsam verlangt.

Indem wir zuletzt den unbesiegten englischen Heerführer erwähnten, dürfte es eben so interessant als unserm Zwecke angemes-

sen seyn, dem Kriegssystem das er befolgt einige Worte zu widmen. Während Friedrich und Napoleon ihre Kraft in der Offensive entwickelten, zeigt Wellington das Gegentheil. Jene lieferten Schlachten, griffen an und gewannen; er nimmt Schlachten an, vertheidigt sich und gewinnt. Gleich ein evidenter Fall für unsere Behauptung, daß durchaus nicht nur der Grundsatz, sondern selbst die allgemeinste Regel fast stets der Modification bedarf. Gewiß aber ist es, daß allgemein genommen es vortheilhafter ist anzugreifen und dadurch den Feind gleich von vorn an in den Vertheidigungsstand zu werfen. Es wird aber nicht fehlen, daß unsre Kriegskünstler, wenn sie nur erst darauf fallen, daß es mit Wellington sich so verhält, wie wir eben bemerkten, bald ein System aufstellen, worin sie lehren sich durchaus angreifen zu lassen, und dies als einen großen Gewinn für die Kriegskunde schildern werden. Sehen wir jetzt, wie Wellington's Kriegsmethode in Spanien und Belgien war: nur mit der größten Vorsicht setzte er sich gegen den Feind in Bewegung (die Ausnahme hierin vor Waterloo kann nicht als Regel gelten, denn dort wurde er — nämlich bei Quatre Bras — fast überfallen, so gut als Blücher) immer mit Rücksicht auf seine Magazinverpflegung, von der er sich mit der Hauptmasse der Armee nie entfernte. Festungen auf seinem Wege ließ er blokiren und selbst belagern, meistens zu zeitig stürmen, wodurch zwar oft der Zweck, doch mit großem Menschenverlust erreicht wurde. Obwohl gemessenen Schrittes und gehörig basirt, ließ er die edle Zeit doch nicht vor den Festen verstreichen. So gelangte er, gesammelt und genährt und in gutem Zustande, bis zu seinem strategischen Object (während Napoleon in seinen Feldzügen von allen Seiten darauf hinstürmte) d. i. bis zu dem Puncte, durch dessen Besitz er einen wesentlichen Vortheil erhielt, (z. B. die Uebergangspuncte eines Flusses oder Gebirges, die er in seine Gewalt bekam, eine volkreiche Stadt, die Vereinigung mit einem spanischen Truppencorps u. s. w.) Der Feind, der seine Absicht früher oder später errieth, konnte ihn nicht gewähren lassen, suchte es zu hindern und es kam zur Schlacht. Vor ihr aber zeigte sich das Eigne und in Wellington's Strategie so besonders Lobenswerthe, daß seine Märsche, seine Bewegungen so gut und so sicher eingeleitet waren und vollzogen wurden, daß er immer auf dem letzten Puncte eine Stellung nahm, welche, wenn die Gegner ihn in derselben ließen, über kurz oder lang seinem Zwecke die Hand bot; und so mußten sie sich entschließen ihn anzugreifen, da er es nicht that, weil er es nicht so augenblicklich nöthig hatte. In solcher Position nun erschien der Lord wie der Commandant einer belagerten Festung, wo die Truppen darin den Vortheil haben sich mit Wenigen gegen Viele erfolgvoll, und weniger dem feindlichen Feuer aus-

gesetzt zu vertheidigen. Und da solche Belagerungsschlacht nur höchstens etliche Tage dauern konnte, so gab sie dem Herzog alle die Vorzüge, die man in einer Festung die erste Zeit hat, ohne die Nachtheile, welche in die Länge auf Seiten der Belagerten zuletzt die Uebergabe nach sich ziehen. Seine Aufstellung zur Schlacht war folgender Gestalt: Das erste Treffen in Linie, zwei Glieder tief, in Position nach Maasgabe eines fast immer so wohl gewählten Terrains, daß der Zugang zu selbigem schwierig, und dem Vertheidiger durch abgestufte Anhöhen möglich war, mehrere Etagenfeuer übereinander zu bringen. Das zweite Treffen stand in nöthiger Entfernung hinter dem ersten in Colonnen, die besonders gehaltene Reserve aus den besten Truppen formirt, von einem entschloßnen General geführt, gesichert da aufgestellt, wo wahrscheinlich sie am nöthigsten seyn dürfte, d. h. bei dem schwächsten Puncte. Die Cavalerie hielt, wenigstens ihr Kern, zusammen und begab sich im Galopp dahin, wo sie verlangt wurde; die leichten Truppen (besondere Tirailleurregimenter hatte W. nicht und konnte überhaupt leichte Infanterie nicht leiden) waren in den Schluchten, Gehölzen rc. vor Front und Flügel vertheilt. So erwartete der Feldherr ruhig den Angriff, mit seinem Perspectiv auf einem schnellen Rosse sitzend und seine Adjutanten bei sich. Sobald nun die angreifenden Colonnen die fernste Schußweite erreichten, wurden sie durch seine 9 Pfünder Batterien, und nur solche hatte er und damit kann man allerdings weit zuschießen, beschossen. Näher gekommen und diese Calamität überstanden, mehrte Wellington sein Artilleriefeuer, die Etagenfeuer der verschiedenen Anhöhen spielten und zugleich wagten sich die leichten Truppen gegen die Spitzen der Colonnen, wodurch sich ein heftiges Feuer so lange entspann, bis jene zu wanken oder Unordnungen zu verrathen schienen. Jetzt stürzte das erste Treffen selbst aus seinen verschanzten Linien auf diese Colonnen los, (was ihnen aber nicht gegenüber oder noch zur Seite stand, oder den eignen Kameraden zu Hülfe eilte, blieb dauernd ruhig auf den alten Posten), suchte sie von den drei vordern Seiten zu umfassen, dadurch am Aufmarsch zu hindern und warf die Tête auf die Queue, worauf solche Colonne natürlich chaotisch die Flucht ergriff und wenn Cavalerie dawar diese nachhieb, so wie die leichte Infanterie eine Strecke heftig verfolgte; dagegen kehrten die siegreichen Theile des ersten Treffens gleich wieder in ihre alte Stellung zurück. Auf diese und dem ganz ähnliche Art geht der Schlachtgang, bis der Gegner matt ist und Wellington nun den da und dort und zuletzt überall Geworfenen völlig zu verfolgen beginnt. Zu dieser Schlachtmethode, gegen welche selbst die alte Garde in Colonne, unter Napoleons Augen und Ney's Anführung, bei Waterloo nichts vermochte, sondern gerade so neben

Mont St. Jean behandelt wurde, als wir eben erzählt, mag wohl die Organisation der englischen Armee mit beitragen. Der englische Soldat ist, wie die ganze Nation, von der kaltblütigsten Tapferkeit und deshalb schon mehr zum Stehen und Vertheidigen geschaffen als die hitzige, welche wieder besser dem Angriff entspricht, des Türken und Franzosen. Dem Deutschen möchte Rec. beide Eigenschaften vereint, deshalb aber keine so eminent zugestehen, daher wird dieser sich in beiden Lagen auszeichnen, aber auch manchmal den Kürzern ziehn. Es versteht sich wohl, daß dies blos eine allgemeine Nationalbetrachtung ist, und Jahrhunderte dies oft längere Zeiten umgestalten, wie z. B. die Spanier vermöge ihres brütenden, rachgierigen Charakters sich am besten zum Partei-Gebirgskrieg schicken, und dennoch unter Karl V. in den flachsten Ländern Sieger waren. In zwei Schlachten in Spanien hat Wellington von seinem System eine Ausnahme gemacht und selbst angegriffen; wir nennen sie absichtlich nicht, um dem Leser dadurch, daß er sie erkennt, Gelegenheit zu geben, die Richtigkeit unserer Darlegungen zu untersuchen. Also auch hier wieder ein Beleg dafür, daß es keine unumstößliche Regel in der Kriegsführung gibt. Die Methode die der Lord so ruhmvoll befolgt hat, scheint uns aber keineswegs aus irgend einem abstracten Calcul hervorgegangen, sondern vielmehr das Resultat der praktischen Vernunft zu seyn. Seine Soldaten, tapfere Krieger, müssen der strengsten Disciplin unterworfen bleiben, weil sie nicht durch die Conscription zusammengebracht, sondern sämmtlich (natürlich mit Ausnahme der Officiere) aus der letzten Volksclasse sind; der erste Grund, weshalb eine schnelle Verfolgung zu Unordnungen führen würde. Das Verpflegungswesen, das überall Bezahlen aller Bedürfnisse, welches die Engländer stets thun und was so günstigen Einfluß hat, daß im letzten Kriege in Spanien selbst die Franzosen sich dazu entschlossen, ist der zweite Grund; denn bei zu raschem Vordringen können die Magazine nicht schnell genug nach, und eben so wenig findet man da, wo der Feind wüthete, gleich genug Lebensmittel für ein Heer zu kaufen. Endlich bestimmte den Herzog die Unzuverlässigkeit der spanischen Junta, theilweis auch ihre Generale und Truppen in verschiedenen Fällen dazu, vereint mit der Ueberzeugung, daß der größere Vortheil darin bestünde, den Krieg lieber in die Länge zu spielen, als das Geringste ohne die beste Wahrscheinlichkeit zu wagen. Er hatte in seinem Vorgänger, General Moore, ein warnendes Beispiel gehabt, und er wußte, daß das englische Ministerium ihm nur provisorisch das Commando anvertraut und nur durch sichere Erfolge veranlaßt werden könne es ihm zu bestätigen, weil er, wiewohl nicht Oberfeldherr (dies war Dalrymple), die fatale Convention

mit Junot mit unterzeichnete. Moore war getäuscht worden, falsche Spione lockten ihn in die Falle, und die Franzosen umringten sein Heer. Da ergriff dieser geniale General den einzigen Ausweg der ihm blieb, und der für ähnliche unglückliche ganz hoffnungslose Lagen ein Musterbild ist, wiewohl ungleich dem, das uns Ney, in Rußland abgeschnitten, zeigt. Allein was auch nicht so glänzt, kann deshalb eben so großartig seyn. Die verschiedenen Lagen sind es, welche das verschiedene Benehmen bestimmen müssen. Ney hatte einen kleinen, ganz mitgenommenen Haufen Kriegsvolk und den Zweck sich möglichst mit Napoleon zu vereinigen. Moore dagegen die ganze wohlerhaltene englische Armee, den Kern für Spaniens einstige Befreiung, mit sich und fand, getäuscht, mit ihr im gebirgigen Terrain die Ausgänge vom Feinde so verschlossen, daß mit der ganzen Macht und ihrem Artillerie- und Fuhrwesentrain nicht durchzukommen war. Ihm leuchtete ein, daß er opfern müsse um zu retten. Er zog die besten Truppen aus der Armee heraus, vertraute sie einem entschloßnen General und befahl ihnen, ohne Aufenthalt zu marschiren, Kranke und Matte, Kanonen, Wagen und was nicht fortkönne liegen zu lassen, nur immer fort, und wenn es zuletzt einzeln sey, wenn nur der Rest nach Corunna käme. Er blieb bei den andern Truppen und suchte durch Gefechte jene Flucht zu erleichtern. Mit großem Verluste kam in dem übelsten Zustande mit einer Handvoll Leute auch er endlich dort an, aber der Kern war gerettet, und — während fast Alle eingeschifft, Moore noch mit den Letzten sich zur Deckung der Vollendung des Embarquements schlug, da traf ihn die verhängnißvolle Kugel am Ziel erfüllter Pflicht.

Nach dieser Abschweifung, welche jedoch nöthig schien um einleuchtender zu beweisen, daß alle Lehrbücher der Welt über die Taktik und Strategie unzureichend sind, müssen wir eines theoretischen Hülfsmittels erwähnen, das weit besser als jene uns praktische Anweisung für die Kriegsführung geben kann. Dies ist die **Kriegsgeschichte**. Wenn die Lehren der Taktik und Strategie sich über die Elemente derselben erheben (Elemente aber können solche Werke recht gut lehren, die muß jedoch eigentlich schon jeder denkende Soldat kennen, wenn er den großen Krieg betrachtend verstehen lernen will), so verfallen sie in's Schwankende und Uebertriebene; wenn dagegen die Geschichte irgend eines Kriegs sich vor unserm Blicke entfaltet, sehen wir wie es in der Wirklichkeit gewesen ist, wir üben uns für den Krieg im Frieden, finden und vergleichen bei weiterem Nachdenken die mannichfaltigsten Ereignisse, spüren ihren Quellen nach und eignen uns die Gewöhnung an, in eintretenden Fällen ähnliche Beispiele unserer Seele vorzuführen. Freilich muß die Geschichte des Kriegs hiernach geschrie-

ben seyn, und so ästhetisch und geschichtlich schön Schiller's Abfall der Niederlande oder dreißigjähriger Krieg verfaßt ist, so angenehm uns Archenholz's siebenjähriger Krieg unterhält, der Soldat wird als solcher wenig oder nichts aus ihnen lernen. Nimmt dieser dagegen Mathieu Dumas's „Précis des événemens militaires“ und ähnliche Werke in die Hand, da wird es nicht fehlen, daß sich ihm neue Ansichten entwickeln, gute Kenntnisse zufließen. Verfolgt man nun, nach den besten Quellen, die Geschichte der europäischen Kriege seit Friedrich II. bis auf unsere Zeit, so wird sich nicht schwer die Veränderung zeigen, welche die Kriegskunst im Großen erlitten hat, und daraus mit Sicherheit der Standpunct bezeichnen lassen, auf dem sie sich jetzt befindet. Wir wollen das Letztere in Kürze versuchen und hierauf zu den Betrachtungen über die großen Operationen übergehen. In letztern werden wir uns vorzüglich darauf beschränken, was in dem Werk nach unserer Ansicht entweder irrig oder nicht völlig zureichend ist, zu bemerken, und da wir ganz in selbiges wegen seiner unbestreitbaren Wichtigkeit eingehn, bitten wir unsere Beurtheilung — wiewohl wir die beurtheilte Originalstelle jedesmal angeführt — möglichst mit dem Buche selbst zu vergleichen.

So lange als unter Friedrich noch blos Heere von höchstens 50 — 60,000 Mann in der Schlacht erschienen, — also wenig mehr als Ein Armeecorps unserer Zeit — konnte die Strategie weder so weit sich ausdehnen, noch eine so großartige Kunst, als sie später geworden ist, seyn. Sie bestand in wenig mehr als in der Entwerfung eines Operationsplanes für den Feldzug von etwa acht Monaten — März bis November — weil die Winterquartiere wenigstens viere wegnahmen. Der Zweck dieser acht Monate war die Eroberung irgend einer Provinz, wenn man die Offensive ergriffen, und die Behauptung militairisch wichtiger Puncte, wenn man zur Defensive sich genöthigt sah. In letzterm Falle galt es fast mehr Entwickelung des Talentes, denn es kam dabei mehr auf Märsche und Contremärsche, auf bedrohende oder sehr fest zu wählende Stellungen an, welche nicht umgangen werden konnten. So z. B. die des großen Friedrichs bei Schmottseifen, oder des Prinzen Heinrich Stellung, die sich von den Katzenhäusern bis Meißen erstreckte. Für wen würde eine solche in unsern Tagen nicht zu umgehen seyn? Der siebenjährige Krieg ward aber deshalb gerade eine große praktische Lehre, weil nicht ein Theil fortwährend siegte wie Napoleon, sondern sich mehr ein Gleichgewicht, die physische Kraft im Kampfe mit der geistigen, darstellte, dessen Wagschalen abwechselnd sanken und stiegen, bis die letztere triumphirte. Und doch, hätte Daun nur immer

Schlachten geliefert, wenn er sie auch alle verlor, er wäre Sieger geblieben, weil Friedrich zuletzt keine Soldaten mehr gehabt haben würde, mit denen er ihn von neuem schlagen konnte. Alle Bewegungen aber, welche damals ein Heer machte, geschahen zwar in verschiedenen Abtheilungen, doch auf wenig getrenntem Raume; und war dies wirklich auch einmal anders, wie mit dem Corps von Lehwald und dem des Prinzen Heinrich, dann agirten diese wie gänzlich geschieden von des Königs Macht, und ihre ganze Uebereinstimmung bestand nur darin, diesen einen andern nahenden Feind vom Halse zu halten. Hierzu das Aushebungssystem und die Werbung gerechnet, die Magazinverpflegung und dadurch die großen Fuhrcolonnen, so sieht man ein, wie es sowohl unmöglich war das Heer sogleich beträchtlich zu verstärken, oft mühsam zu ersetzen, als wie die kleine Armee, welche die Taktik so beweglich gemacht, bei den Märschen doch mit tausend Hindernissen zu kämpfen hatte. Was endlich die Taktik selbst anbetrifft, so war sie für Infanterie und Cavalerie gegen die frühere Zeit sehr vervollkommnet, der eiserne Ladestock begünstigte das schnellere Feuer, und die Reiterei, welche Schlachten oft entschied, selbst gewann, stand unter Seidlitz als später nicht wieder erreichtes Muster. Die Artillerie dagegen hatte diese Beweglichkeit nicht und traf nur mittelmäßig, auch war ihre Zahl gegen später wenig bedeutend. Im Festungskriege wurden viele Fehler, sowohl bei der Belagerung als Vertheidigung begangen, im freien Felde aber verschanzte Lager mit Kunst und trefflicher Benutzung des Terrains angelegt. Meistentheils ließ sich die Schlachtlinie vom König ganz übersehen und so war er fähig das Gefecht, trotz seines kurzen Gesichts, überall an Ort und Stelle in wenig Zeit bereitend selbst zu leiten. Colonnen wurden nicht gebraucht, denn es war Platz und Beweglichkeit genug für die kleine Armee in der Front da, und die regelmäßigen und kunstgerechten Flankenmärsche Friedrichs, namentlich der treffenweise Abmarsch daraus, erleichterten ihm die taktische Umgehung sehr, da er dann nur einzuschwenken brauchte, sobald er in einem Winkel mit dem Angriffspuncte angelangt war, um diesen zu überflügeln. Hieraus ergibt sich, daß das Wesen der Kriegführung Friedrichs besonders besteht in: Werbungs-, Aushebungs- und Magazinsystem, mäßiger Truppenmenge, Zusammenhaltung derselben bis hin an den Feind, Recognoscirung, einfachem Angriff gegen den einen Flügel gerichtet, mehrentheils durch Flankenmarsch dahin, Truppenaufstellungen in Linie und zwei Treffen, die Cavalerie beisammen und von der entschiedensten Tüchtigkeit. Die Zwischenzeit von jener Periode bis dahin wo Napoleons Kriegskunst sich als festes System darstellte, liefert nur Fehler und Irrthümer, halbe Maßregeln und

schwankende Versuche. Doch machen davon Pichegru, Moreau, auch etwa Suwarow und andere, als leuchtende Meteore in der Verdunkelung, ehrenvolle Ausnahmen, und Carnot erhob zuerst durch seine kolossalen Pläne und die Art wie sie in's Leben traten, die Strategie zu der schwierigen Höhe, auf der sie jetzt, wo Armeen von mehrern Hunderttausenden gehalten, sich befindet. Jene Feldherrn führten jedoch nicht die Gesammtmasse des einen Theiles an, weshalb sie auch auf längere Zeit in die Kriegskunst nicht einwirken konnten. Nur einen Obergeneral gab es, der, gehemmt auf mancherlei Art, dennoch seiner Kenntniß, seinem Geist und seiner Entschlossenheit verschiedne wichtige Erfolge verdankte, wir meinen den ruhmvollen Erzherzog Karl von Oestreich. Indeß Napoleon war Feldherr und Kaiser zugleich, genug um Sieger zu bleiben, ohne anderer Ursachen noch weitläufiger zu gedenken. In dem Conscriptionssystem, in dem Selbstverpflegungswesen, das die Schnelligkeit der Märsche ungemein begünstigte, in der großen Zahl der Krieger und dadurch Schaffen vieler Armeecorps, welche von fern sich nahend den Gegner ungewiß über das strategische Angriffsobject lassen, und hierdurch schon von Haus aus ihn in eine lähmende Defensive versetzen, und in veränderter Fechtart der Infanterie (durch Tirailleurs und Colonnen), Vermehrung, Verbesserung besonders der reitenden Artillerie, Durchbrechung des feindlichen Centrums — noch außer der Umgehung des Flügels hinzugekommen — endlich in völliger Ausbildung des Generalstabes, liegt das Charakteristische von Napoleons Kriegführung. Allein, seitdem dieser in Rußland dem Klima und dem Feinde weichen mußte, und hierauf die letzte Coalition entstand, die ihm Reich und Freiheit kostete, zeigten die Verbündeten, daß sie es nun auch verstanden, seine eignen Waffen gegen ihn zu kehren, sie gaben in vielen Fällen ihm nichts nach und standen, wenn auch vielleicht noch in taktischer Hinsicht, doch keineswegs mehr in strategischer hinter ihm zurück. Denn wenn er in jener noch excellirte, so übertrafen die Alliirten ihn in dieser, wobei sie allerdings durch ihre Massen unterstützt wurden, während er sich jetzt allein durch die Schnelligkeit seiner Märsche vervielfältigen konnte und es auch that. Aber dies schützte ihn nicht auf die Länge, zumal er politische Fehler beging und seine beharrliche Hartnäckigkeit nachtheiligen Einfluß auf seine Strategie gewann. Ward er in den Jahren 1812, 1813 und 1814 von Moskau bis Paris getrieben, so bedurfte es 1815 nur der zweiten Schlacht, um ihn völlig zu entwaffnen. Seine Gegner erkannten, daß er so gut Fehler begehen konnte als sie früherhin, freilich kleinere, aber deshalb nicht weniger erfolgvolle, auf deren Vermeidung es zuletzt doch allein im Kriege ankommt.

Man fing an, als der gefährliche Mann beseitigt war, über seine, über die eignen Fehler unparteiische und gründliche Betrachtungen anzustellen, und man fühlte und gestand es sich, daß die bisherige Art Kriege zu führen zwar große Erfolge, aber auch eben so große Verluste gewähre, daß man sie ganz so für die Folge nicht werde beibehalten können, weil sie zu große Anstrengungen aller Art koste — und so war es für die Theorie nur ein Schritt, um den gegenwärtigen Standpunct der Kriegführung in's Auge zu fassen und sich zu sagen: daß eine Reinigung der gröbsten Auswüchse von Napoleons System nöthig werde, und dies am sichersten dadurch geschehe: wenn man das Zeitgemäße davon behalte, nach den gemachten Erfahrungen ordne und bessere und das Gute und noch Brauchbare aus Friedrichs Kriegführung damit verbinde. Dies ist der Standpunct für die Strategie und Taktik der Gegenwart. Sie ist in der Ausführung zwar noch nicht darauf gestellt, wendet sich aber unverkennbar dahin. Um aber das Zeitgemäße gehörig zu würdigen, was am besten durch Rückblicke auf die nächste Vergangenheit, ihre Vorzüge, Widersprüche und Irrthümer, hier in militairischer Hinsicht, geschieht, ist es ein unendlicher Gewinn, wenn Männer wie unser Autor die Feder ergreifen und wie er es thut die Vergangenheit mit streng richtendem Blicke prüfen. „Drei Fragen", sagt er S. V, „beschäftigen uns: was geschah? und sie scheint durch das, was öffentlich bekannt gemacht worden ist, genügend gelöst. Was konnte geschehen? und diese Frage ist so umfassend, daß ihre gründliche vollständige Behandlung ein halbes Leben erfordern würde. Was mußte geschehen? beantwortet sich nach vollbrachtem Kriege, und in der Schreibstube, wo es nicht darauf ankommt ob die Aufgabe heute oder nach 8 Tagen gelöst ist, wo der ruhige Gebrauch der Karten und Bibliotheken, so wie der spätern Untersuchungen zu Statten kommt, viel leichter als es im ersten Augenblicke scheinen möchte. Was auf dem Felde zu wissen nöthig ist, um einen Beschluß zu fassen, kann nach der heutigen beschleunigten Kriegführung der Feldherr selten, fast nie mit eignen Augen sehen. Er muß forschen, schließen, errathen, combiniren, und daß er überall die Wahrheit treffe, ist ein so seltnes Glück, daß er darauf verzichten, daß er zufrieden seyn muß, wenn er sich ihr nur nähert. In der Schreibstube wird ein Urtheil nicht eher gefällt, als bis die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange erkannt ist; ein Fehler, als Folge falscher Voraussetzungen, ist also dort unmöglich. In frühern Zeiten, in denen der wissenschaftliche Theil der Kriegskunst noch wenig ausgebildet war, wurden dergleichen Betrachtungen als Untersuchungen über die Feldherrn und über ihre Talente angesehen. Alle Mängel in der Ausführung der Opera-

tionen wurden ihm zugeschrieben, und das allgemeine Urtheil bezeichnete leicht diejenigen als unfähig, denen nachgewiesen werden konnte, daß sie etwas Besseres hätten thun können.“ Indem nun der Verf. die Feldzüge von 1813 und 1814 in Bezug auf die dritte Frage untersucht, so zeigt er, wo die Alliirten, und wo Napoleon etwas Besseres hätte thun können, und findet Napoleon weit mehr als diese zu tadeln. Wie aber überall in den militairischen Schriften unsers Verfs. große Einsicht und Tiefe der Untersuchungen Hand in Hand gehet, und wenig Worte oft das aufklärende Resultat eines lange umfassenden Nachdenkens sind: so schildert er auch den Charakter der neuesten Kriegführung mit etlichen Federstrichen scharf und wahr S. VII also: „Die schwerfälligere Kriegführung früherer Zeiten entschuldigt diese Ansicht (daß nämlich die allgemeine Stimme die Feldherrn, die etwas Besseres thun konnten, als unfähig bezeichnete). Ein Feldherr war nicht in der Zeit eingeschränkt, welche er seinen Ueberlegungen und Untersuchungen widmete, er durfte den Grundsatz aussprechen, daß er alles erst mit eignen Augen sehen wolle, ehe er Beschlüsse fasse; wer solche Freiheiten hat und Gebrauch davon macht, von dem darf man allerdings erwarten, daß alle die Nachtheile, welche seine Zögerungen unausbleiblich über die Armee bringen, dadurch aufgewogen werden, daß alle seine Beschlüsse den Stempel der Wissenschaft tragen. So bequem ist es den Feldherren in den Jahren 1813 und 1814 nicht geworden. Die Zeit und Nothwendigkeit riß alles mit sich fort; Napoleon hatte durch seine großen Mittel den Völkern die kategorische Bedingung auferlegt, entweder seine Fesseln zu tragen, oder mit Anstrengungen, welche über ihre Kräfte gingen, in den Kampf zu treten. Wenn aber diese Anstrengungen ihrer Natur nach nur eine kurze Dauer erlaubten, so war hiermit das alte methodische Kriegssystem aufgehoben, ein neues beschleunigtes trat an die Stelle, und die Armeen konnten nur Führer brauchen, welche begriffen hatten, daß sie allein das große Werk nicht auszuführen vermochten, daß sie auf den Willen und die Einsicht ihrer Armee vertrauen mußten, und daß das Uebel, welches durch die unausbleiblichen Fehler entstand, tausendfach aufgewogen würde durch die neu erschaffenen Kräfte, welche sich aus der Theilnahme und immer gesteigerten Beschleunigung bis zur Begeisterung entwickelten. Die Völker haben diese Verhältnisse bereits so vollständig erfaßt, daß sie weit davon entfernt sind, dem Feldhern für begangene Fehler Rechenschaft abzufordern, ja sie würden den Stein auf den werfen, der aus Besorgniß zu fehlen, den Fehler der Zögerung begangen hätte. Wurden in früheren Zeiten die Betrachtungen über die großen Operationen bis zum Tode der Feldherren, welche com-

mandirt, oder bis zum Tode derer niedergelegt, welche sie geschrieben hatten, und wurde ihre Mittheilung dadurch der Generation entzogen, welche als mithandelnd das lebhafteste Interesse daran gewonnen haben würde, so besteht die Veranlassung zu einer solchen Zögerung in der jetzigen Zeit nicht mehr. Die heutige Kriegführung erfordert eine solche Masse von Intelligenz, daß die Commandirenden sich nur als einen Theil des großen Ganzen ansehen können; das Ganze kennt aber die kleinlichen Rücksichten verletzter oder befriedigter Eitelkeit nicht." Rec. findet in dieser trefflichen Schilderung für seine Meinung, daß die Kriegführung auf dem Punct stehe eine mittlere Stetigkeit zwischen Napoleons und Friedrichs Systemen derselben anzunehmen, folgende Belege, die der Autor berührt, ohne hierauf hindeuten zu wollen, nämlich: die beschleunigte Kriegführung der letzten Zeit ging über die gewöhnlichen Staatskräfte und konnte also nicht nur kurze Zeit blos dauern, sondern war gegen die Natur und hatte ihren Grund mit in dem allgemeinen Volksstreben, die Fesseln zu sprengen. Dieser Zweck ist erreicht, die freiwillige Anstrengung zu einem Kriege wird also sich nicht gleich wieder bis zur Begeisterung, ja vielleicht kaum in irgend einer Nation bis zur Lust erheben. Ferner, die unausbleiblichen Fehler der Feldherrn werden dann gleichfalls viel schädlicher werden, da sie ihren Ersatz nicht in den allgemeinen Kraftäußerungen der Nationen finden können. Also sagen wir, ist es sehr nöthig und wichtig, sich bei Zeiten nach einer Kriegführung umzusehen, welche zeitgemäß ist und doch nicht blos auf erst zu erwartende Dinge, als der Enthusiasmus, ungeheuere Menschenmenge ꝛc. sind, sich basirt. Daß aber Recens. sich unmöglich einbilden könne, er sähe dies allein ein, und nicht viel gründlicher, wie er, die noch lebenden hohen Häupter und Feldherrn, wird wohl ein Jeder ihm gern zutrauen. Bereits sieht man auch durch Werke, wie die „Grundsätze der Strategie" des Erzherzogs Karl, durch v. Valentini's „Lehre vom großen Kriege", so wie durch andere, welche neuerdings über Friedrichs II. Kriege herausgekommen, als z. B. die „Instructionen Friedrichs II. an seine Generale, mit Anmerkungen ꝛc." (man sagt es sey vom königl. preuß. Generalmajor v. Schütz) diese Bahn, mit und ohne Absicht, vorbereitend brechen. Indem wir den Ausdruck „aus Friedrichs System" gebrauchen, wollen wir dies jedoch nicht streng wörtlich verstanden wissen; denn auch die neueste Zeit hat, besonders für das Praktische, Lehren gegeben, die gleichfalls ihre Anwendungen finden werden, und es soll mit jener Bezeichnung überhaupt besonders all' das bleibende Gute ausgedrückt werden, was sich seit Friedrich bis jetzt anwendbar ergibt. Wir geben gern zu, daß diese gereinigte Kriegführung in vielleicht 50 Jahren einer

andern wieder Platz machen wird, und vorzüglich dann, wenn etwa die Zerstörungskunst der Schießwaffen (durch Perkins und Consorten) bedeutende Fortschritte machte; wie es aber jetzt steht, glauben wir annehmen zu dürfen, daß das Hauptsächliche der Besserung und Verschmelzung der neuesten Kriegskunst bestehen möchte in: Beibehaltung der allgemeinen Grundzüge des Conscriptionssystems, jedoch für die Conscribirten nur auf eine Reihe von Jahren dergestalt, daß nach Ablauf derselben sie zu Landaufgeboten übertreten und dort gleichfalls nur einige Jahre verbleiben, wo sie dann ganz ausscheiden. Magazinverpflegung bei der Basis der Operationslinien aufgehäuft und den Operationen nachgeschafft; jedoch zu schnellen Bewegungen und für die Wichtigkeit eines Zwecks das Requisitionssystem mit beibehalten. Aus dem Grunde, um die Magazinverpflegung zu decken, im Feindeslande erzwungene Ablieferungen an diese und Kriegscontributionen. Die Anzahl der Streiter wird sich immer von einer Seite auf 120 — 180,000 M., doch schwerlich mehr (mit Einschluß der Landwehren, Reserven, des Heerbannes, oder wie man es benennen will) belaufen; dies ist zwar viel, aber weil auf solche Art wohl nur 100 — 120,000 M. höchstens zu der ersten Hauptschlacht kommen würden, immer viel geringer, als in den letzt verflossenen Kriegen, und es ist zu glauben, daß diese Anzahl sich im Lauf des Feldzuges eher verringern als mehren wird. Sicher scheint es zu seyn, daß die Taktik das Uebergewicht über die Strategie erhält, indem man mit möglichst concentrirten, aber in Armeecorps getheilten Massen suchen möchte schnell an den Gegner — wie Friedrich — heranzukommen und ihn, um den Krieg bald zu endigen, nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Die Infanterie wird nebst der Artillerie dabei die Hauptrolle spielen, die Cavalerie aber wohl nicht eher wieder so wie von Seidlitz geführt und benutzt werden, bis ein Feldherr auftritt, der dies durch einen thätigen, entschloßnen, jungen General ausführt, vielleicht große Erfolge erringt und nun erst nöthiget, daß die Gegner dieser höchst falsch behandelten und dadurch allerdings um das Zutrauen für das durch sie erringbare Große gebrachten Waffe ebenfalls ihre Aufmerksamkeit schenken müssen. Die leichten Truppen, die Kolonnenformirungen und Angriffe, die Aufstellungen des Geschützes in großen Batterien werden bleiben, dabei aber versuchen durch große Hinterhalte und Nachtüberfälle die Offensive zu verstärken. Die Befestigung wird weniger sich auf dazu auserwählte Plätze als auf große Städte wenden, in denen der Nerv der Provinzen und des Landes liegt; auf verschanzte größere Läger, und kleine Städte, Dörfer, Uebergänge u. s. w. — Indem Rec. dies Bild, das er von der nächsten Zukunft des Krie-

ges entwirft, übersieht, muß er sich selbst gestehen, daß es einer Wetterprophezeiung nicht unähnlich sieht. Allein nichts desto weniger glaubt er es, im Allgemeinen, aus den Zeichen der Zeit für wahrhaft erkennen zu müssen. Wenden wir uns nun zu dem Werke, das uns die Veranlassung gab, unsere Meinung über den Standpunct der Kriegführung im Großen hier auszusprechen. In zwei Abschnitte sind diese „Betrachtungen ꝛc.“ getheilt. Der erste geht von S. 1 bis 91 und begreift den Zeitraum, von dem Rückzug und der Verfolgung der französischen Armee aus Rußland bis an die Elbe, bis zu Napoleons Maßregeln nach seinem Rheinübergange. In diese Periode fallen die Schlachten von Groß-Görschen, Bautzen, Dresden, Kulm, an der Katzbach, Groß-Beeren, Dennewitz und Leipzig, woraus man auf das Interessante des Inhaltes schließen kann. Bei einer so wichtigen militairischen Schrift als diese ist es doppelt Pflicht, den aufgestellten Sätzen derselben zu folgen und mit Bescheidenheit nur die Autorität der erwiesenen Sache anzuerkennen.

Wir nehmen uns deshalb die Freiheit der Schrift genau zu folgen, und, wie schon oben bemerkt, diejenigen Sätze, denen wir unsern Beifall nicht geben können, anzuführen mit der Berichtigung oder Widerlegung derselben. Den Leser, besonders den vom Fache, ersuchen wir, das Buch und Karten zur Hand zu nehmen, des Herrn Verfs. und unsere Ansichten zu erwägen und selbst zu urtheilen. S. 1 wird gesagt: „Anstatt über Kowno und Königsberg, mußte sie (nämlich die französisch-alliirte Armee) ihren Marsch über Warschau nach Posen nach der mittlern Elbe richten. Sie war bei dem Uebergange über die Beresina in diese falsche Richtung gedrängt worden u. s. f.“ Dies ist unverständlich, denn die französische Armee war nicht durch die Gefechte an der Beresina auf Wilna getrieben worden, sondern hatte sich dorthin dirigirt, weil Wilna alle Magazine und Vorräthe, Depots ꝛc. enthielt oder enthalten sollte, welche die Armee zur höchsten Nothdurft brauchte. Die Linie über Warschau und Posen, wovon hierauf gesprochen wird, war nicht überlassen, sondern von den Oestreichern verlassen und preisgegeben. S. 10. „Gewannen die Alliirten nämlich so viel Zeit, ihre Verstärkungen und die neuen Formationen der preußischen Armee heranzuziehen, so konnten sie darauf rechnen, mit einer nicht zu großen Ungleichheit an Kräften die Schlacht anzunehmen. Für den Augenblick war ihnen Napoleon sehr überlegen, denn er hatte alles zusammengerafft, um dem Kriege schnell eine günstigere Wendung zu geben; für die nächste Zeit hatte er keine Verstärkungen zu erwarten.“ Wenn Napoleon genöthigt werden sollte sich rückwärts — nämlich näher Frankreich — zusammenzuziehen, so konnte dies nur durch

die gegen ihn und den Vicekönig früher vorgerückten allirten Heere geschehen. Dies Vorrücken erforderte aber schon vorhandene formirte Heere, und diese hatten nothwendig weniger Zeit sich zu sammeln, wenn sie schon früher vorrücken sollten, als sie hatten, indem sie später in der Nähe ihres Landes, ihrer Depotplätze das Anrücken des Feindes erwarteten, oder diesem nur eine kurze Strecke, bis an die Elster, entgegengingen. S. 12. „Napoleon hatte den König von Sachsen in seiner Gewalt behalten, und die Unterhandlungen zwischen den Alliirten und diesem König durch seinen Einfluß so in die Länge zu ziehen gewußt, daß, während die Verbündeten Sachsen als einen künftigen Alliirten ansahen, das Land und seine großen Mittel schonten, diese Schonung der französischen Armee zu Gute kam." Daß Napoleon den König von Sachsen vor der Schlacht von Lützen oder Groß-Görschen, als von welchem Zeitraum der Autor spricht, in seiner Gewalt gehabt, ist bekanntlich ganz falsch; übrigens lebten beide Theile der Krieger ohne Magazine in Sachsen, requirirten was sie brauchten ohne Umstände, und hatte eine Partei den Vortheil, so waren es die Alliirten, denen der Geist des Volks, die Stimmung für sie und gegen die Franzosen angehörte. S. 13. „Sein rechter Flügel an das halb-neutrale Oestreich gelehnt, hielt diesen Staat in Respect"; durch Darbieten seiner Flanke kann man unmöglich in Respect halten, sondern bewirkt das Gegentheil. S. 15. „6) Wenn sie jedoch vorbereitet, ihre Front bei Lützen verändert und den Vicekönig herangezogen hat, oder wenn sie bereits gegen Leipzig abmarschirt ist, so treten zwei neue Fälle ein, wovon der letzte unter gewissen Umständen noch vortheilhafter als der erste ist." Hier spricht zuvor der Verf. mit der größten Klarheit über all' die strategisch-taktischen Möglichkeiten, welche sich zur Einleitung der Groß-Görschner Schlacht darbieten konnten, und wornach jedesmal eine Aenderung für den eintretenden Fall in der Angriffsdisposition der Alliirten angenommen war. Wir sehen aber, daß im mitgetheilten 6ten Punct nicht gesagt ist, worin die zwei ganz neuen Fälle bestanden? was geschehen mußte. S. 23. „Der langsame mit Ordnung und Festigkeit ausgeführte Rückzug bis zur Elbe bewies, daß selbst Napoleon durch seine ungewohnt langsame Verfolgung öffentlich anerkennen mußte, er habe die Armee in den Feldern von Lützen zwar aufgehalten, aber keineswegs besiegt." Nein! aber geschlagen! Und sollte es so unbekannt seyn, daß der überaus große Mangel an Cavalerie und die erschütterte Neuconscribirtenarmee der Grund der langsamen Verfolgung allein war? — S. 25. „Wer aber Breslau zu seiner Rückzugslinie hat, kann seinen rechten Flügel nicht so weit vornehmen, als der Lauf der Elbe es vorschreibt, wenn sie (im Gro-

sen) vertheidigt werden soll.“ Die Elbe, einen Fluß, im Großen zu vertheidigen, ohne sich auf gegebene Puncte zu beschränken; wie dürfte es möglich seyn, den Uebergang einer feindlichen Armee zu wehren? S. 27. „Napoleon beging daher einen Fehler, sich mit einer so bedeutenden Macht gegen Dresden zu wenden.“ Dies war jedoch politisch höchst wichtig, da es den König von Sachsen zur Rückkehr und zum Ausharren in der Alliance bestimmte; und die Besetzung einer Hauptstadt, mit Regierungs- und Centralbehörden, Vorräthen rc. jedenfalls ein Object von Bedeutung bleibt. Aber auch strategisch und taktisch hatte Dresden hohen Werth für seine neu zu nehmende Operationslinie; auch ist es über Dresden näher nach Bautzen, dem Puncte auf der feindlichen Rückzugslinie, als über Dobrilugk, und Napoleon vergaß nicht, durch ein Corps in die Flanke des Feindes zu manövriren, dadurch die Trennung von Bülow bei Bautzen zu bewirken, und sich dadurch den Gewinn der dortigen Schlacht zu sichern. Was er auf gleicher Seite von dem Terrain bei Dobrilugk sagt, daß es für des französischen Kaisers Armee gepaßt, eine wasserreiche niedere Gegend sey, würde uns entsprechender dünken, wenn er sich eine defensive Stellung im voraus hätte wählen wollen und können; aber wer offensiv geht und einen geschlagenen Feind verfolgt, um ihn nochmals zu schlagen, kann nicht wohl seitwärts marschiren und sich ein Terrain zur Schlacht aufsuchen. S. 28. „Den Marschall Ney sendete er auf Torgau, um das 7te Armeecorps zu formiren.“ Daß Napoleon ein starkes Corps auf Torgau sandte, ist keineswegs tadelnswürdig, so wie er durch den Vordersatz des Verfs. über Napoleons ihn oft täuschende lebhafte Einbildungskraft, und dadurch entstandene Theilung seines Heeres, erscheint. Der Kaiser zeigte dadurch vielmehr sein großes Talent im Manövriren: er bedrohete Berlin durch dies Corps und behielt es doch à portée, an der nächsten Schlacht, wie geschah, Theil zu nehmen. S. 30. „Dem Marschall Ney, aufgefordert von seinem Chef vom Generalstabe, General Jomini, erschien der Fehler der Trennung Napoleons so groß, daß er, selbst gegen den Befehl, anstatt nach Berlin zu marschiren, sich gegen Bautzen wendete.“ Das Verbessern des Fehlers Napoleons durch Jomini ist ein zweifelhaftes Factum, welches schwer erwiesen werden kann, weil die Unparteilichkeit der Geschichte verlangt, daß Jomini, insofern er dies selbst mündlich erzählt — in eigner Sache, dazu glaubwürdige Zeugen beibringen müßte. Uebrigens erstreckt sich die Kriegskunst, wie der Herr Verf. selbst so treffend darüber in der Vorrede gesprochen hat, nicht blos auf die mathematische Berechnung, dem Feinde immer gleich starke oder stärkere Kräfte entgegen zu stellen. Napoleons Entschlüsse wurden durch die

Kenntniß seiner gemischten Gegner — von denen Miloradowitsch bei Lützen aus Eigensinn ruhiger Zuschauer geblieben war — bestimmt und gerechtfertiget. Auch blieb auf der dresdner Straße marschirend seine rechte Flanke gesichert, während beim Marsche über Dobrilugk und Hoyerswertha, beide Flanken ungedeckt und von der unzähligen Reiterei und den leichten Truppen des Feindes umschwärmt gewesen wären. S. 31. „Gelingt es, Napoleon in das Defilee von Bischofswerda zu werfen, so kann eine geringe davor aufgestellte Macht ihn festhalten, während die verbündete Armee sich gegen Ney wendet." S. 29 ist gesagt, daß Napoleon, ohne Ney, 90,000 Mann stark gewesen; wie sollten diese 90,000 Mann geführt von Napoleon, der nur eben mit ihnen gesiegt, von einer geringen Macht hinter einem Defilee festgehalten werden, das keinesweges zu den Hauptpässen zu rechnen ist, während die Hauptmacht sich gegen Ney wendete, der 80,000 Mann befehligte? S. 36. „Daraus folgte, daß, wenn sie (die Alliirten) das Gefecht vom 21sten (Mai) annehmen wollten, es nur unter der Bedingung geschehen konnte: wenn sie Mittel hatten ihren rechten Flügel so weit zu verlängern und zu sichern, daß Marschall Ney ihn nicht mit Vortheil umgehen konnte." Das Verlängern einer Schlachtlinie, wovon ein Flügel mit bedroht wird, der keine Terraindeckung hat, dürfte eine selten zu rathende Maßregel seyn. S. 47 und 48. „Seine (Napoleons) Lage erforderte durchaus, in der kräftigsten Offensive sein Heil zu versuchen, und diese Offensive konnte nach allen Grundsätzen der höhern Kriegführung nur gegen das zweite Fach, gegen den böhmischen Kessel gerichtet seyn. Untersuchen wir die Mittel, welche sich ihm in seiner Stellung (Anfang August) dazu boten. Der Marschall Davoust mit 30,000 M. stand in einer solchen Entfernung von Böhmen, daß es unmöglich wurde, ihn zu dem Einbruch dahin heranzuziehen. 350,000 M. konnten jedoch zugleich daselbst eindringen, wenn unter dem Vorwand, daß es an Lebensmitteln fehle (es fehlte wirklich an Fourage), die in Schlesien und längs der sächsischen Grenze gegen Berlin aufgestellten Armeecorps so weit zurückgezogen wurden, daß sie auf das Weiteste sechs Märsche von dem Puncte entfernt standen, auf welchem sie in Böhmen eindringen sollten. Sechs Tage zuvor mußte der Waffenstillstand aufgekündigt werden. Napoleon war in Dresden, es konnten daher am Tage, als der Waffenstillstand ablief, 150,000 Mann über Zittau nach Hamburg, 150,000 Mann über Peterswalde und allen Uebergängen bis nach Karlsbad, 20,000 Mann (Augerrau) über Eger, 25,000 Mann (das 9te Corps) über Waldmünchen nach Böhmen einrücken. Am 5ten und 6ten Tage versammelte sich die Hauptarmee bei Prag, während 50,000 M.

an der obern Mulde bei Teyn erschienen. Alle Communicationen zwischen der Elbe und Erfurt mußten aufgegeben, und die Verbindung mit Frankreich über Eger und Bamberg nach Würzburg verlegt werden. Wo es auch in Böhmen zur Schlacht kommen mochte, so konnte ihr Napoleon mit der Ueberzeugung entgegen gehen, daß weder die Nordarmee der Verbündeten, noch die in Schlesien von ihnen aufgestellte Armee dazu mitzuwirken im Stande war. Er hatte den Vortheil der Initiative, er fand seinen Gegner unvorbereitet, er war sicher, daß bei der allergrößten Thätigkeit, und wenn sein ganzes Project verrathen gewesen wäre, die Nord- und die schlesische Armee der Coalition nicht unter 12 bis 14 Tagen herankommen konnte, und die nach Böhmen disponirten Truppen der Coalition bis dahin ihrem Schicksal überlassen mußte. Wenn es ihm gelang in Böhmen zu siegen, oder seine Gegner nach Mähren zurückzutreiben, so war der Feldzug entschieden. Schwerlich konnten sie bei den großen Räumen, welche sie zu durchlaufen hatten, mit ihren Armeen wieder in eine solche Vereinigung kommen, um vor Eintritt des Winters die französischen Armeen zum Rückzug über den Rhein zu nöthigen. Wurde Napoleon geschlagen, so mußte er Böhmen verlassen. In Franken stand er dann auf dem wichtigen Punct zu einem weitern Rückzug, oder zu einer neuen Offensive. Napoleon that von allem was er thun sollte nichts. Er blieb in einem Halbkreis von Zittau, Goldberg, Liegnitz, längs der Demarcationslinie, mit dem linken Flügel an Wittenberg, bis zum Ablauf des Waffenstillstandes stehen, sein Hauptquartier mit seinen Garden in Dresden." Wenn Napoleon nach Böhmen und Mähren vordringen wollte, so mußte er seine Operationsbasis, die Elbe mit den Festungen Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau, Dresden und Königstein — zugleich die Operationslinie über Erfurt, Hauptdepot der Armee, aufgeben und ohne alle Basis vorwärts des Rheins operiren. Wäre Napoleon tiefer in Böhmen oder in Mähren geschlagen worden, was wäre aus seiner Armee geworden, auf deren Communication mit Frankreich (Operationslinie) die Alliirten von der Elbe und Donau viel früher ankamen, wo sie die Passage über das mährische Gebirge, die Moldau, den böhmer Wald, oder das Fichtelgebirge, die Flüsse und Gebirge Frankens, zuletzt die Päſſe des Spessarts-, Oden-, oder des Schwarzwaldes, vor ihr besetzen konnten, je nachdem sich die Armee von Würzburg auf Mainz, Mannheim oder Straßburg dirigiren wollte! Hätte Napoleon in Mähren eine Schlacht gewonnen, wie sollte er sie benutzen, ohne Munition und Verstärkungen an sich ziehen, Hospitäler und Depots sicher zurücklassen zu können! Wendete er sich gegen Schlesien, so war das Riesengebirge vor ihm, verthei-

digt von der Armee des Feindes; wendete er sich gegen Wien, so folgte ihm die vereinigte alliirte Armee, während sich ihm die östreichische Reservearmee und alle Aufgebote an der Donau entgegenstellten. Erst nach den verlornen Schlachten von Katzbach, Beeren und Kulm sollte, nach unserer Meinung, Napoleon seinen bis dahin trefflich gewählten strategisch und taktisch wichtigen Pivot (Drehpunct), Dresden, aufgeben. Hätte er dies gethan, so konnte er mit Zuziehung der Besatzungen der Elbfestungen sich mit Achtung gebietender Macht vor dem Rheine aufstellen und dort einen ehrenvollen Frieden erhalten. S. 54. „Von den 50,000 Mann Cavalerie, welche die große Armee bei sich hatte, konnten 6000 M. Kosaken und 10,000 M. regulaire Cavalerie, mit ihrer reitenden Artillerie zwischen Dresden und Meißen übergehen, um schnell Bautzen zu gewinnen, Napoleons Anmarsch zu erschweren und eine Einschliessung von Dresden zu sichern, bis man nach den vorgefundenen Umständen über die weitern Operationen den Entschluß gefaßt hatte.“ Es konnten 6000 Kosaken und 10,000 M. regulaire Cavalerie und Artillerie unmöglich Napoleons Anmarsch hindern oder nur aufhalten. Diese Cavalerie, wenigstens die regulaire, wäre nutzlos entsendet und die Artillerie gefährdet gewesen. S. 62. „Napoleon, der sich mit der Lection, welche er durch diese Schlacht (Groß-Beeren) bekommen hatte, wohl hätte begnügen können, um nun den größten Theil der Truppen, welche er so nothwendig brauchte, an sich zu ziehen, scheint mit ganz besonderer Leidenschaftlichkeit darauf bestanden zu haben, gegen die Nordarmee einen Sieg zu erfechten. Er verstärkte die Armee abermals bis auf 77,000 M. und sendete den Marschall Ney mit dem Befehle ab, unverzüglich eine neue Schlacht zu wagen.“ Sehr richtig ist was der Verf. sagt, daß Napoleon hartnäckig auf Erfechtung eines Sieges gegen die Nordarmee bestand, woran sein Haß gegen den damaligen Kronprinzen von Schweden hauptsächlich Ursache war. Ueber diese Idee vernachlässigte er die Verfolgung der bei Dresden geschlagenen großen Armee und wollte, nebst drei Divisionen, persönlich sich gegen die Nordarmee begeben. Allein Macdonald's verlorne Schlacht an der Katzbach und Vandamme's Niederlage hinderten ihn, sowohl selbst Dresden zu verlassen als Truppen abzusenden, und Ney erhielt jenes Commando, dessen Zweck die Einnahme von Berlin seyn sollte, ohne Einen Mann zuzuführen. Irrig ist daher die Angabe, daß die Armee desselben wieder auf 77,000 M. gebracht gewesen wäre. S. 65 bis 67. Hier hat der Autor mit einer Klarheit, welche großes Licht über den wahren Hergang der Schlacht von Dennewitz verbreitet, diese in Meisterstrichen gezeichnet und gezeigt, wie unvernünftig Ney und wie besonnen Bülow handelte.

Aber unter den Fehlern des erstern hat er die nähern Umstände der Abberufung des zwölften Corps vom linken nach dem rechten Flügel unerwähnt gelassen, und diese Abberufung, gegen welche Oudinot und Reynier dreimal protestirten, weil die nur erst erfolgte Ankunft gedachten Corps auf der linken Flanke Sieg versprach, während es die rechte nicht mehr erreichen konnte und also unnütz wurde — entschied den Verlust und die Niederlage, wiewohl wir gern beistimmen, daß auch ohnedies, nur nicht mit solchem Erfolge, Bülow gesiegt hätte. S. 68 und 69. „Napoleon war durch einen Halbkreis der Verbündeten umschlossen, der in seiner Ausdehnung etliche 40 Meilen betrug. Die Hauptarmee war durch unwegsame Gebirge von der schlesischen getrennt, so daß, obgleich die Entfernung aus dem Thal von Teplitz nach Bautzen in gerader Linie kaum 10 Meilen beträgt, eine Armee, welche von Bautzen in das Thal marschirt, über Zittau, Gabel, böhmisch Leipa und Leitmeritz beinahe 20 Meilen beschreiben muß. Die Hauptmassen der Nordarmee waren wiederum in einer Entfernung von 25 Meilen von der schlesischen Armee aufgestellt. Diese Verhältnisse waren für Napoleon günstig, der die innern und kürzern Linien hatte, um seine Armee schnell zu concentriren und auf eine der drei Armeen seiner Gegner zu fallen. Auf welche, ergab sich durch die besondern Verhältnisse auf eine so bestimmte Art, daß darüber kein Zweifel seyn konnte. Die Nordarmee hatte die Festungen Wittenberg und Torgau, die schlesische Armee die Festungen Dresden und Königstein, beide aber die Elbe vor sich, welche nicht ohne Brücken überschritten werden konnte, und deren Ufer (vorzüglich von der böhmischen Grenze bis Mühlberg) nicht überall erlauben Brücken zu schlagen. Die große Armee stand auf und hinter dem Erzgebirge. Napoleon konnte wissen, daß sie das Gebirge nur schwach vertheidigen und die Schlacht dahinter annehmen würde. (Woher dies?) Es war also keinem Zweifel unterworfen, daß er diese Armee zur Schlacht nöthigen konnte wenn er es wollte, denn wenn sie gegen Prag hin ausgewichen wäre, so gab sie freiwillig auf, was sie nur durch eine Schlacht verlieren konnte, und was ihr wichtig genug war, um eine Schlacht zu wagen, nämlich: die offensive Stellung aller Verbündeten. Zog Napoleon die Reserve von Würzburg, die Armee unter Ney und die Armee unter Macdonald an den Fuß des Erzgebirges, wozu er (wenn die Reserve im Thal der obern Saale eingetroffen war) 4 Tage brauchte, so verstärkte er seine Hauptarmee um mehr als 100,000 M., und am 6ten Operationstage konnte er sich zur Schlacht im Thal von Teplitz befinden. Bei dieser Schlacht wäre er der großen Armee an Zahl überlegen gewesen, weder die Nordarmee noch die schlesische Armee

könnten zur Theilnahme an der Schlacht herankommen; ja wenn er siegte, so blieb ihm völlig Zeit, mit 100,000 M. wieder bei Dresden zu erscheinen und mit dem Ueberreste die Geschlagenen zu verfolgen." Hier besticht uns der Verf. für eine geniale Idee, indem die Schwierigkeiten verringert erscheinen, die Nachtheile nicht erwähnt werden. In 4 Tagen sollen die Reserve, Ney und Macdonald sich im teplitzer Thale mit Napoleon vereinigen. Die letztern sind aber 20 — 24 Meilen von diesem Puncte entfernt (Ney's Armee z. B. hatte von Dessau über Leipzig und Chemnitz zu marschiren), und alle haben im Hauptgebirge fast, damals noch, unfahrbare Straßen zu passiren, und hätten unter 8 Tagen nicht in Böhmen bei Teplitz vereinigt seyn können. Das Eintreffen der Reserve, die von Eger aus in Böhmen bei der feindlichen Armee vorbei zu marschiren hatte, würde vereitelt worden seyn, wenn auch der indolenteste Feldherr die letztere befehligt hätte. Die Artillerie und Cavalerie nebst der Munitionsbespannung wäre in schlechtem Zustande angekommen; und wenn Napoleon von dem ausgeruhten und wohlgenährten, gleich starken (denn er mußte in Dresden, bei Königstein, in Torgau und Wittenberg doch wohl starke Besatzungen zurücklassen) Gegner geschlagen wurde, was wäre aus seiner Armee, namentlich aus Geschütz und Train geworden, die ihren Rückzug über das Gebirge nehmen mußten und denen jenseits die nachgerückte feindliche schlesische und Nordarmee entgegen kam? Nahm er seine Rückzugslinie auf Würzburg, so hatte er das Fichtelgebirge und die schlechten Wege bis Baireuth zu passiren und, indem die Depots von Dresden und Erfurt aufgegeben werden mußten, bis an den Rhein keine Unterstützung irgend einer Art zu finden. S. 72. „Wenn er (Napoleon) am 11ten und 12ten October sich mit der Absicht bewegt hätte, eine Aufstellung an der Saale zu nehmen, so konnten es die Verbündeten nicht hindern. Eben so war es also auch in seiner Gewalt, jede andere Stellung zwischen Leipzig und Naumburg zu nehmen. Indeß er verschmähte beides." Wir hätten hier sehr gewünscht, daß der Verf. in seinem Werke sich darüber ausgesprochen hätte, welche strategischen und taktischen Vortheile diese Stellungen — Schlachtfelder — für Napoleon gehabt hätten. S. 78. „Auf dem linken Flügel der Verbündeten wurde also ein spitzes Dreieck gebildet, durch folgende drei Linien: die Landstraße von Zeitz über Altenburg bis zur Pleiße. Die Elster von Zeitz bis Leipzig. Die Pleiße bei Altenburg bis Leipzig. Dieses Dreieck hat die Eigenschaft, daß alle mit der Landstraße von Zeitz parallel laufenden Abschnittslinien desselben sich verhalten wie 1 zu 2, oder mit andern Worten: wer längs eines der beiden Flüßchen sich gegen Leipzig fortbewegt, und weiß, wie weit er noch von Leipzig ent-

fernt ist, weiß zugleich, daß das andere Flüßchen in der Hälfte dieser Entfernung von ihm fließt." Rec. gesteht, daß diese Bemerkung ihm, so wahr sie auch geometrisch betrachtet seyn mag, doch gar nicht recht zusagen will und etwas gesucht dünkt, eben so wie die Benennungen der „Fächer" (S. 45), in welche der Verf. das große Kriegstheater von der Ostsee bis zum adriatischen Meere zerfällt. Wir möchten glauben, daß solche Ausdrücke und Untersuchungen eher irren als einfach und klar darstellen, und hierdurch vorzüglich fähigen aber noch jungen Köpfen der deutliche Blick auf das so praktische Wesen des Krieges getrübt wird. Der gelehrte Autor ist sonst mehrentheils so lichtvoll, indem er so ganz weiß was er will, daß diese kleine Abschweifung davon um so mehr auffällt. S. 84. „Daß Marmont die Schlacht bei Möckern annahm, kann nicht gebilligt werden. Er hatte volle Zeit ihr auszuweichen. Ihr Gewinn versprach ihm keine Vortheile; ihr Verlust konnte für das Ganze nicht anders als höchst nachtheilig seyn. Unter allen Umständen mußte er sie vermeiden. Blücher konnte alsdann Leipzig nicht wegnehmen. Er würde über die Parthe gegangen seyn, er würde das 3te und 7te Corps vielleicht von Napoleon getrennt haben, allein auf den Ausgang der Schlacht bei Liebertwolkwitz konnte er schwerlich Einfluß haben." Das „Blücher konnte alsdann Leipzig nicht wegnehmen", nämlich wenn Marmont die Schlacht nicht annahm, steht hier als ein Satz, welcher keines weitern Beweises bedürfte. Dennoch scheint es uns, als ob die Gründe für denselben angegeben werden mußten, und um so mehr, da diese schwerlich haltbar seyn möchten. Was hätte Blüchern vermocht Leipzig nicht zu nehmen, und Napoleon, der bei Gossa schlug, von hinten anzufallen? Wollte Marmont abziehen, wohin sollte er sich wenden? Das 7te Corps, das Blücher's Flanke bedrohen konnte, traf erst am 17ten früh über Eilenburg bei Leipzig ein. Das 3te marschirte auf der Straße von Düben gegen Leipzig, blieb aber anderthalb Stunden von dieser Stadt in größter Verlegenheit und gänzlicher Unwissenheit halten, weil es auf zwei Seiten Gefechte sah und keinen Befehl hatte, wohin es sich wenden sollte: ob gegen die große oder die Nordarmee. Blücher konnte daher, hätte sich Marmont abgezogen und Napoleons Heer verstärkt, Leipzig unserm Bedünken nach nehmen, das Corps von Bertrand, das mit Giulai im Gefecht war, von hinten anfallen und zugleich das 3te und 7te Corps, zusammen höchstens 22,000 Mann, von der großen französischen Armee abdrängen. S. 86. „Er (Napoleon) konnte die Reste der geschlagenen Marmont'schen (6ten Corps) und des 3ten Corps, welches mit diesem vereint die Nacht bei Schönfeld vor Leipzig zugebracht hatte, mit Tagesanbruch nach Liebertwolkwitz

ziehen. Das 7te Corps war den 17ten früh 4 Uhr in Taucha angekommen, es konnte nach Schönfeld gezogen werden, denn Blücher's Hauptkräfte hatten die Nacht zwischen Möckern und Lindenthal zugebracht. Der siegreiche Bertrand konnte von Lindenau 10,000 Mann Verstärkung zum Angriff auf die große verbündete Armee senden. So war noch eine Möglichkeit für Napoleon zu siegen. Aber er legte die Hände in den Schooß, er sah ruhig zu, wie seine Gegner 130,000 Mann Verstärkung heranzogen, ihre am 16ten gemachten Fehler verbesserten, und hiermit war sein Schicksal entschieden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Napoleon, der am 16ten St. = Cyr von Dresden über Torgau kommend erwartete, auch noch am 17ten auf seine Ankunft rechnete. Die Aufstellung der französischen Armee, in der Ausdehnung bis Taucha, deutet dahin. Auch gibt dies die einzig mögliche Erklärung des Zauderns, in welches Napoleon verfallen war." Was sollte Blüchern entgegengestellt werden, wenn der französische Kaiser die Reste des geschlagenen Marmont'schen Corps nebst dem 3ten Corps früh am 17ten, von Schönfeld nach Liebertwolkwitz ziehen und dagegen das 7te Corps von Taucha nach Schönfeld rücken ließ? Der Verf. sagt — obiges Verlangen motivirend: „denn Blücher's Hauptkräfte hatten die Nacht zwischen Möckern und Lindenthal zugebracht." Wir verstehen dies nicht ganz. Meint der Autor damit, daß Blücher zu weit entfernt gewesen sey? Aber aus welcher Ursache läßt er den thätigen Blücher, dessen Avantgarde eine Stunde von Leipzig, dem taktischen Pivot Napoleons entfernt war, so unbeachtet, als ob derselbe paralisirt, am Wiederanfange der Schlacht keinen Theil nehmen könne? Bertrand dagegen, der bei Lindenau den Paß der einzigen Rückzugslinie besetzt hält, soll von dort aus 2 bis 3 Stunden weit 10,000 M. zur Verstärkung Napoleons nach Liebertwolkwitz absenden, während Blücher nur 1½ Stunde von Lindenau entfernt stand und den dort zurückgelassenen Rest des 4ten Corps durch eine Abtheilung, welche nicht durch Leipzig zu marschiren brauchte, im Rücken angreifen konnte. Daß Blücher sein Augenmerk auf Lindenau gerichtet hatte, zeigt seine (erwähnte) Disposition zum Angriff am 16ten. Da aber überdies auch am 17ten die Nordarmee und die Corps von Bennigsen und Colloredo, erstere auf dem rechten Ufer der Parthe neben Blücher im Rücken der französischen Hauptarmee, letztere auf dem linken Ufer dieses Flusses eintrafen, so scheint uns hier, Seiten des Verfs., ein Irrthum obzuwalten, indem derselbe doch verlangt, daß Napoleon alle Truppen vom rechten Ufer abziehen und 10,000 M. von Lindenau zu sich rufen soll; denn wo konnte nun wohl noch eine Möglichkeit liegen, gegen solche Uebermacht zu siegen? — Ehe wir am

Schlusse des 1ten Abschnittes, diese Bemerkungen endigen, erlauben wir uns noch nachzuholen, was unserer Ansicht nach Napoleon in seiner bedenklichen Lage zu der Zeit als die Schlachten an der Katzbach u. s. w. verloren waren, thun mußte. Wir können nicht der Meinung des Herrn Verfs. seyn, der verlangt, daß der Kaiser sich hätte nach Böhmen begeben und seine Verbindung mit Frankreich über Würzburg suchen sollen und haben unsere Gründe dazu schon oben dargelegt. Indeß ist das, was hätte gethan werden können, so sehr wichtig für die kritische Untersuchung seines denkwürdigen Feldzuges, — weil es der Wendepunct ist, der alles anders gestaltet hätte, — daß Recens. eine Entschuldigung zu finden glaubt, wenn er auch hierüber ein Wort äußert. Napoleon mußte vorerst, statt sich in den böhmischen Kessel zu wagen, jedenfalls Dresden aufgeben und den größten Theil der Besatzungen der Elbfestungen, alle Truppen und Munitionsdepots an sich ziehen. Indem er dies that und sich mit Ney vereinigt hatte, konnte er den Versuch unternehmen auf die feindliche Nordarmee mit Uebermacht zu fallen und — wenn sie die Schlacht annahm, dieselbe total zu schlagen. Dann ließ sich sogar ein Marsch gegen Berlin unternehmen, denn im angenommenen günstigen Falle blieb die untere Elbe mit ihren Festungen, mit Torgau, Wittenberg und Magdeburg, Basis, und die durch die Festungen gesicherten Uebergangspuncte über die Elbe gestatteten ein schnelles Umwenden nach der bisherigen Verbindungslinie mit Frankreich, der Straße von Leipzig über Erfurt u. s. w., welches zugleich ein Frontverändern gegen die große Armee des Feindes werden konnte. Erheischten es die Umstände bis Magdeburg auf dem rechten Elbufer zu manövriren, so führen auch dahin bequeme große Straßen, und wenn Davoust von Hamburg dahin mit seinen 40,000 M. beschieden war, so konnte Napoleon — persönlich noch unbesiegt — mit einer starken Armee sich drohend an der Saale aufstellen, oder wenn die feindliche Hauptarmee unterdessen gegen seine rechte Flanke vorgerückt, dieser entgegengehen und eine Schlacht liefern, welcher die Nähe von Erfurt in jeder Hinsicht große Vortheile gewährte. In allen diesen Fällen vermied Napoleon die Umzingelung, blieb nahe seiner bisherigen Operationsbasis, der Elbe, konnte von den Fehlern, die der Feind irgendwo beging, entschiedenen Nutzen ziehen, und risquirte so viel wir beurtheilen können, weit weniger als wie er wirklich operirte oder auch nach unserm Autor hätte operiren sollen. — Wir kommen nun zu dem zweiten Abschnitte, der, von S. 91 bis 140, Napoleons Maßregeln nach seinem Rheinübergange bis mit der Schlacht von Paris, und von da bis S. 143 den Schluß in sich faßt. Das Gefecht von Brienne, die Schlacht von la Rothière, die Gefechte bei

Baye, Montmirail und Chambaubert, die Schlacht am Mincio, von Craone und Laon, bei Arcis und Paris, sehen wir hier geschildert, und manche wichtige Erläuterung, viele treffende, gedachte und geistreiche Betrachtungen geben auch diesem Abschnitte bleibenden, kriegsgeschichtlichen Werth. Dennoch können wir auch in diesem nicht überall des kritischen Meisters Urtheil theilen, und fahren daher, eben so wie früher geschah, fort, unsere Bedenken und Einwendungen, wo sich solche aufgedrängt haben, neben den bezüglichen Stellen auszusprechen.

S. 96. „Behielten daher die Oestreicher und Baiern nicht die Donaulinie in ihrer Gewalt, so liefen sie Gefahr bei einem Unglücksfall in Italien, aus dem Norden auf sehr langen Linien zur Unterstützung der heimischen Gegenden zurückeilen zu müssen." Dies ist uns unverständlich. Was ist unter dem Norden gemeint, von welchem, wie wir es verstehen, die Oestreicher und Baiern zurückeilen mußten? S. 100. „Napoleon mußte daher für seine Hauptarmee die Concentrirung zwischen Chalons sur Saone und Lyon bereiten, und seine beiden andern Armeen, die spanische und die italienische Armee, mußten auf eine Entfernung von Lyon herangezogen werden, welche nicht größer war als die Entfernung von Lyon nach Paris. Nach dieser Bedingung mußte Soult in Toulouse, Suchet in Carcassone, und der Vicekönig in Mailand stehen. Napoleon mußte seinen Majorgeneral in Lyon haben. Er selbst konnte in Paris seyn, um die Verbündeten zu täuschen und die Aushebungen zu beschleunigen. Im Augenblick als die Verbündeten den Rhein überschritten, war das Zeichen gegeben, daß Napoleon um seine Existenz zu kämpfen hatte. Die Couriere mußten nach Toulouse, nach Carcassone und Mailand die Befehle zum Aufbruch bringen, Soult, Suchet und der Vicekönig trafen mit ihren Armeen am 22sten Tage bei Lyon ein. Die große Armee am Rhein, von Hüningen bis Landau vertheilt, zog sich fechtend bis Chalons sur Saone, nach Umständen bis vor Lyon zurück. Paris wurde verlassen, Lyon der Sitz aller hohen Staatsbeamten, alles Geldes und der kaiserlichen Familie. Am 23sten Tage ging Napoleon in die Offensive über. Hätten die Verbündeten sich gegen Lyon gewendet, so traf er sie bald zu einer großen Schlacht, waren sie nach Paris marschirt, so ging er in ihren Rücken." Dieser Operationsplan hat allerdings so manches für sich, allein auf der andern Seite auch solche Nachtheile, daß wir sie erwähnen müssen. Napoleon hätte sich in einem Winkel auf Frankreichs Grenze eingesperrt, vor sich zwischen der obern Loire und dem Jura die große Armee, die bei Basel den Rhein überschritten hatte, zu beiden Seiten Gebirge, hinter denen die alliirte spanische und italienische Armee sich an

jene einschloß und — das Wichtigste von allem, in seinem Rücken das Meer. Außer dem Thal der untern Rhone, war dem Feinde ganz Frankreich, mit seinen kurz vorher erst ausgeschriebenen 250,000 Conscribirten und allen seinen Hülfsmitteln zur Führung des Krieges und mit seiner Hauptstadt Preis gegeben, und welchen politischen Einfluß, welchen Eindruck auf die Franzosen das Preisgeben ihrer reichen Capitale — wäre sie auch nicht sogleich vom Feinde besetzt worden — gehabt hätte, läßt sich völlig beurtheilen, nachdem Paris seinen Einfluß auf Frankreich zweimal hinlänglich gezeigt hat. Manche hohe Staatsbeamten u. s. w. würden schon Vorwände gehabt haben, dem Verlangen, nach Lyon zu kommen, nicht zu folgen. S. 102. „Ob Napoleon einen Plan für alle Fälle im voraus bearbeitete, ob er alles den Umständen überließ und seinem Genie vertraute, im Augenblick die rechten Mittel zu ergreifen, ist nicht mit Gewißheit zu übersehen. Das letzte ist wahrscheinlich, denn in den spätern Jahren hatte sich bei ihm die Sorgfalt für seine Soldaten ganz verloren; die Anlegung von Magazinen und Lazarethen beschäftigte ihn nicht mehr, aber die Ansprüche an die physischen Kräfte seines Heeres hatten sich noch vergrößert." Die zahlreichen Tagesbefehle beweisen, daß Napoleon sich wohl mit der Sorge für seine Truppen beschäftigte, allein sie ging und konnte leider nicht für 200,000 M. mehr so in's Detail gehn, als früher bei 20 und 30,000 M. in Italien und Aegypten. Was aber das Vorausentwerfen eines Operationsplans für alle Fälle und die Magazine und Hospitäler betrifft, so war ersteres wohl überaus schwierig, da die Invasion und der Angriff unter höchst verschiedenen Modificationen statt finden konnte; und ehe sich diese gezeigt, und Napoleon dadurch zu beurtheilen vermochte, wo er seine Basis und Operationslinie zu nehmen habe, konnte er nicht wohl für Magazine und Hospitäler sorgen, wenn er nicht eventuell diese Sorge dem Feinde erleichtern wollte. S. 103. „Die Sorge für die Bewaffnung und das Materiell der Artillerie, nebst der Reorganisation seiner neuen Armee, der Schaffung der Nationalgarden und Befestigung von Paris, scheint seine Zeit während des Decembers ganz in Anspruch genommen zu haben." Wir sind der Ansicht, daß allerdings diese Geschäfte auch hinreichten, die Zeit eines Monats fast Tag und Nacht auszufüllen. Ferner S. 103 will der Verf. am 9ten November mit der alliirten Armee den Rhein von Mannheim bis Coblenz überschreiten und am 1ten Januar in Paris eintreffen; indeß bringt er nicht in Anschlag, was Napoleon dem entgegengethan haben würde oder hätte thun sollen. — Später, S. 107, äußert unser Autor jedoch, daß, wäre auch der Weg nach Paris offen gewesen, Napoleons Rückzug aber auf

Baye, Montmirail und Champaubert, die Schlacht am Mincio, von Craone und Laon, bei Arcis und Paris, sehen wir hier geschildert, und manche wichtige Erläuterung, viele treffende, gedachte und geistreiche Betrachtungen geben auch diesem Abschnitte bleibenden, kriegsgeschichtlichen Werth. Dennoch können wir auch in diesem nicht überall des kritischen Meisters Urtheil theilen, und fahren daher, eben so wie früher geschah, fort, unsere Bedenken und Einwendungen, wo sich solche aufgedrängt haben, neben den bezüglichen Stellen auszusprechen.

S. 96. „Behielten daher die Oestreicher und Baiern nicht die Donaulinie in ihrer Gewalt, so liefen sie Gefahr bei einem Unglücksfall in Italien, aus dem Norden auf sehr langen Linien zur Unterstützung der heimischen Gegenden zurückeilen zu müssen." Dies ist uns unverständlich. Was ist unter dem Norden gemeint, von welchem, wie wir es verstehen, die Oestreicher und Baiern zurückeilen mußten? S. 100. „Napoleon mußte daher für seine Hauptarmee die Concentrirung zwischen Chalons sur Saone und Lyon bereiten, und seine beiden andern Armeen, die spanische und die italienische Armee, mußten auf eine Entfernung von Lyon herangezogen werden, welche nicht größer war als die Entfernung von Lyon nach Paris. Nach dieser Bedingung mußte Soult in Toulouse, Suchet in Carcassone, und der Vicekönig in Mailand stehen. Napoleon mußte seinen Majorgeneral in Lyon haben. Er selbst konnte in Paris seyn, um die Verbündeten zu täuschen und die Aushebungen zu beschleunigen. Im Augenblick als die Verbündeten den Rhein überschritten, war das Zeichen gegeben, daß Napoleon um seine Existenz zu kämpfen hatte. Die Couriere mußten nach Toulouse, nach Carcassone und Mailand die Befehle zum Aufbruch bringen, Soult, Suchet und der Vicekönig trafen mit ihren Armeen am 22sten Tage bei Lyon ein. Die große Armee am Rhein, von Hüningen bis Landau vertheilt, zog sich fechtend bis Chalons sur Saone, nach Umständen bis vor Lyon zurück. Paris wurde verlassen, Lyon der Sitz aller hohen Staatsbeamten, alles Geldes und der kaiserlichen Familie. Am 23sten Tage ging Napoleon in die Offensive über. Hätten die Verbündeten sich gegen Lyon gewendet, so traf er sie bald zu einer großen Schlacht, waren sie nach Paris marschirt, so ging er in ihren Rücken." Dieser Operationsplan hat allerdings so manches für sich, allein auf der andern Seite auch solche Nachtheile, daß wir sie erwähnen müssen. Napoleon hätte sich in einem Winkel auf Frankreichs Grenze eingesperrt, vor sich zwischen der obern Loire und dem Jura die große Armee, die bei Basel den Rhein überschritten hatte, zu beiden Seiten Gebirge, hinter denen die alliirte spanische und italienische Armee sich an

jene [illegible] — das Nachtheiligste von allem, in seinem Rük-
ken das Meer. Außer dem Thal der untern Rhone, war dem
Feinde ganz Frankreich, mit seinen kurz vorher erst ausgeschriebe-
nen 250,000 Conscribirten und allen seinen Hülfsmitteln zur
Führung des Krieges und mit seiner Hauptstadt Preis gegeben,
und welchen politischen Einfluß, welchen Eindruck auf die Fran-
zosen das Preisgeben ihrer reichen Capitale — wäre sie auch
nicht sogleich vom Feinde besetzt worden — gehabt hätte, läßt sich
völlig beurtheilen, nachdem Paris seinen Einfluß auf Frankreich
zweimal hinlänglich gezeigt hat. Manche hohe Staatsbeamten
u. s. w. würden schon Vorwände gehabt haben, dem Verlangen,
nach Lyon zu kommen, nicht zu folgen. S. 102. „Ob Napo-
leon einen Plan für alle Fälle im voraus bearbeitete, ob er
alles den Umständen überließ und seinem Genie vertraute, im
Augenblick die rechten Mittel zu ergreifen, ist nicht mit Gewißheit
zu übersehen. Das letzte ist wahrscheinlich, denn in den spätern
Jahren hatte sich bei ihm die Sorgfalt für seine Soldaten ganz
verloren; die Anlegung von Magazinen und Lazarethen beschäftigte
ihn nicht mehr, aber die Ansprüche an die physischen Kräfte sei-
nes Heeres hatten sich noch vergrößert.“ Die zahlreichen Tages-
befehle beweisen, daß Napoleon sich wohl mit der Sorge für seine
Truppen beschäftigte, allein sie ging und konnte leider nicht für
[illegible]00,000 M. mehr so in's Detail gehn, als früher bei 20 und
30,000 M. in Italien und Aegypten. Was aber das Voraus-
entwerfen eines Operationsplans für alle Fälle und die Magazine
und Hospitäler betrifft, so war ersteres wohl überaus schwierig,
da die Invasion und der Angriff unter höchst verschiedenen Modi-
ficationen statt finden konnte; und ehe sich diese gezeigt, und Na-
poleon dadurch zu beurtheilen vermochte, wo er seine Basis und
Operationslinie zu nehmen habe, konnte er nicht wohl für Ma-
gazine und Hospitäler sorgen, wenn er nicht eventuell diese Sorge
dem Feinde erleichtern wollte. S. 103. „Die Sorge für die
Bewaffnung und das Materiell der Artillerie, nebst der Reorga-
nisation seiner neuen Armee, der Schaffung der Nationalgarden
und Befestigung von Paris, scheint seine Zeit während des De-
cembers ganz in Anspruch genommen zu haben.“ Wir sind der
Ansicht, daß allerdings diese Geschäfte auch hinreichten, die Zeit eines
Monats fast Tag und Nacht auszufüllen. Ferner S. 103 will der
Verf. am 9ten November mit der alliirten Armee den Rhein von
Mannheim bis Coblenz überschreiten und am 1ten Januar in
Paris eintreffen; indeß bringt er nicht in Anschlag, was Napoleon
dem entgegengethan haben würde oder hätte thun sollen. —
Später, S. 107, äußert unser Autor jedoch, daß, wäre auch der
Weg nach Paris offen gewesen, Napoleons Rückzug aber auf

Dijon oder Chalons gegangen, die Alliirten nicht auf Paris vorgegangen seyn würden, ohne zuvor eine entscheidende Schlacht gewonnen zu haben. S. 126. „Die Beschlüsse des Feldmarschalls (Blücher) am 6ten März sind untadelhaft, aber warum setzte er sich nicht selbst an die Spitze der 10,000 Pferde und ließ die Corps von Kleist und Langeron folgen? Winzingerode war der schlesischen Armee fremd, er kannte die Art der Führung und der Anstrengung nicht, welche hier an der Tagesordnung war." Es ist in dem Werke noch von gar keiner ähnlichen Cavaleriemasse die Rede gewesen, noch wird später gesagt, wo dieselbe, so wie Winzingerode herkomme oder hingehe. Diese Erwähnung wäre zur Deutlichkeit und verständlichen Uebersicht unerläßlich gewesen. So viel uns davon bekannt, wurden Winzingerode und Blücher 10,000 Pferde anvertraut, um damit Napoleon in den Rücken zu gehen, während man in der Front denselben beschäftigen und dann von vorn und hinten angreifen wollte. Winzingerode marschirte, ließ sich aber durch unbedeutende Hindernisse abhalten, agirte dabei zu langsam, und erfüllte so seinen Zweck nicht, so daß auch der Angriff auf die Fronte unterblieb. S. 134. „Daß diese Idee (nach Lyon zu detaschiren) in einem Augenblick entstand, in welchem die große Armee selbst in der allergrößten Gefahr schwebte, da Napoleon mit dem höchsten Uebermuthe in die Offensive gegen die doppelt so starke Armee der Verbündeten vorrückte, hatte die Folge, daß der Grundsatz aufgestellt wurde: man müsse der Schlacht ausweichen." In diesem Satze scheinen uns einige Widersprüche zu liegen, welche jedoch, wie es uns vorkommt, der Verf. wohl wissend aufführt, um dadurch das Schwankende, ja Aengstliche bei der Heerführung der großen alliirten Armee, im Gegensatze mit der der schlesischen Armee, zu bezeichnen. Denn die große Armee ist in der allergrößten Gefahr, weil der Gegner höchst übermüthig ist, während die Alliirten doppelt so stark sind als er. Eigentlich wäre dadurch doch der Gegner im doppelten Nachtheile, weil 1) sein Uebermuth ihn zu Unvorsichtigkeiten und Blößen verleitet, sonst wäre es kein Uebermuth, 2) er nur halb so stark ist. S. 14[illegible] „Und hiermit endigte der Krieg, dem in Zurücklegung der Räume seit Hannibal kein anderer glich, und in welchem seit Attila keine so bedeutenden Massen gefochten hatten." Meint der Verf. hier die Distanzen oder die Schnelligkeit ihres Zurücklegens? Im ersten Falle war 1812 von Bayonne und Neapel bis Moskau so weit als von Rußland bis Paris, und im zweiten so ist keine Reihe von Märschen 1813 und 1814 mit dem Marsche der französischen Armee von Boulogne bis Ulm und mehrere dergleichen zu vergleichen. S. 142. „Napoleon den Krieg in fremden Ländern führend, ohne Legitimität und Pflichten gegen Europa." Dieß ist

uns ganz unverständlich; denn wir sehen nicht ab, wo je im Kriege — als dem Zustand offenbarer Gewalt an der Stelle des Rechts — von Legitimität und Pflichten irgend in Europa so gut als Afrika die Rede gewesen sey und seyn kann, so lange Krieg Krieg bleibt. Wie kamen z. B. die Engländer zur dänischen Flotte? — Auf derselben Seite sagt der Verfasser: Napoleons Kriegssystem sey nur auf Ebenen berechnet, was der Krieg in Spanien bewiesen. Dieser bewies nur, daß auch die beste Armee eine Nation, die ein gebirgiges Land vertheidigt und von außen (England) noch dazu kräftig unterstützt wird, schwer oder gar nicht zu besiegen ist. Im Schluß wird gesagt S. 143: „Europa war aufmerksam geworden und bildete, durch seinen Meister belehrt, ein neues Kriegssystem aus, mit welchem Napoleon über kurz oder lang durch seine eignen Waffen bekämpft werden mußte." Da hier selbst gesagt wird, daß es die eignen Waffen wären, wodurch man Napoleon bekämpfte; so konnte das System nicht neu, sondern nur verbesserte Nachahmung seyn, und der Franzosen Kaiser bestätigte nicht sowohl, wie ebenfalls S. 143 der Verf. behauptet: daß alle Sprünge zu Rückschritten führen, als vielmehr: daß Ueberspannung zum Brechen führt!

So sind wir mit unsern Betrachtungen, denn für mehr wollen wir sie nicht angesehen wissen, über die „Betrachtungen u. s. w." eines höchst ausgezeichneten Krieges zu Ende. Es ist nicht kleinliche Tadelsucht gewesen, welche unsere Feder führte, sondern wahre Achtung für den Verf.; denn wir studirten sein Werk, da es von Ihm war, um uns zu unterrichten, und haben wie wir meinen den Zweck erreicht. Solches aber geht ohne Selbstdenken nicht, und dies führte uns zu obigen Bemerkungen. Blinden Glauben wird der geistreiche Autor selbst bei denen verwerfen, die gern von ihm lernen.

VII.

Staat, Kirche und Philosophie. Von Justus Seyfert. Berlin, Stuhr. 1826. Gr. 8.

So lange das Philosophiren an die Sprache gebunden ist und Gedanken durch Worte ausgedrückt werden müssen, so lange wird auch Differenz und Zwiespalt unter den Philosophen seyn; und ein philosophisches System darzustellen, über welches sich alle Philosophen vereinigten und dessen Richtigkeit und Wahrheit allgemein anerkannt würde, dürfte wohl eine für Menschen ganz unmögliche Aufgabe seyn. Denn es ist unmöglich, es bei abstracten allgemeinen Begriffen dahin zu bringen, daß bei Worten, welche zu deren Bezeichnung gebraucht werden, alle, denen sie mitgetheilt werden, dasselbige denken, wenn nicht etwa der Gegenstand desselben in irgend einer sinnlichen Anschauung vorgehalten werden kann, welches aber bei nur wenigen Gegenständen der Philosophie der Fall ist. Selbst wenn sich die Philosophen noch so viel Mühe geben, ihre Worte genau zu bestimmen, so geschehen doch diese Bestimmungen wieder durch Worte, bei denen leicht wieder jeder etwas anders denkt und den Ausdrücken bald einen weitern bald einen engern Sinn unterlegt, als der, welcher dadurch seine Gedanken mittheilen will. Nur da wo es in's Concrete geht und die sinnliche Anschauung der wörtlichen Mittheilung hilft, ist Sicherheit vorhanden, daß sich die Vorstellungen dessen, der sie andern durch Worte mittheilen will, in denen, welchen er sie mittheilt, eben so gestalten, als in ihm selbst, und daher ist in Wissenschaften solcher Art leicht Einigkeit in den Vorstellungen zu bewirken, oder die Differenz der Meinungen wo sie entsteht leicht auszugleichen, indem das vorzuzeigende Object die Vereinigung der Meinungen erzwingt. Daher gibt es in der Mathematik und der Naturgeschichte keinen Streit, wo es möglich ist, durch vorzuzeigende Anschauungen zu Hülfe zu kommen und ihn auf der Stelle durch die Thatsache zu entscheiden.

In der Philosophie ist dieses niemals möglich. Schon bei den gebrauchten Worten denkt sich fast jeder etwas anderes, und es kostet schon die größte Kunst und Mühe, es nur dahin zu bringen, daß wir selbst mit unsern vorgebrachten Worten einen genau bestimmten Sinn verbinden, geschweige denn daß andere gerade das dabei denken, was wir dabei denken oder was wir wollen daß dabei gedacht werde. Denn der Mensch ist selbst nicht sicher, ob er bei einem abstracten Ausdrucke nicht mehr oder weniger denke, als was er etwa in einer gegebenen Definition aussagt. Kaum hat er die Bestimmung gegeben, so gebraucht er

den Ausdruck in der Anwendung wieder in einem andern Sinne, den Uebung und Gewohnheit daran geknüpft hat, ohne daß er sich dessen deutlich bewußt ist, und er vergißt gar zu leicht das, was er bei hellem Bewußtseyn seiner gegenwärtigen Absicht in Ansehung seiner Worte festgesetzt hat, um sie zu seinen bestimmten Zwecken zu gebrauchen.

Ja die Worte abstracter Gedanken erzeugen selbst leicht den Schein eines Sinnes, wo durchaus gar keiner ist, denn der Sinn solcher Worte kann nicht anders als durch andere Worte ausgedrückt, und der Sinn derer muß wieder durch Worte angegeben werden u. s. f. Da nun der Verstand nach Sinn begierig ist, und durch eine Menge Worte doch am Ende keinen erhält, so wird er durch das Harren ermüdet und bildet sich am Ende ein, einen Sinn zu haben, wo doch keiner ist, glaubt zu denken, wo er nur Laute hört oder Buchstaben sieht; daher bleibt vieles in der Philosophie bloßer Wortkram; und dieser wird am meisten in der Metaphysik angetroffen, weil hier das Licht der Anschauung so schwach ist, daß es wenig Erleuchtung gewähren kann, oder wohl gar ganz verlischt, wo sodann gar nichts mehr übrig bleibt, was den Verstand leiten kann, als der Faden leerer Worte. Hierzu kommt, daß viele Gründe in dem Menschen liegen, welche machen, daß sich selbst denkende Köpfe dieser Täuschung mit leeren Worten leicht überlassen. Denn obschon alle Menschen eine Anlage zur Metaphysik in sich haben, so begnügen sich doch die meisten mit den bloßen Resultaten der Metaphysik, welche sich im Laufe der Zeit durch die denkenden Köpfe gebildet haben, und nach und nach zum Gemeingute geworden sind. Sie drücken sich in der Religion und Moral eines jeden Volks aus, und werden durch Worte, die nach und nach im Volke üblich geworden sind und bald mehr bald weniger Sinn und Verstand in sich schließen, in dem großen Haufen erhalten und von Generation zu Generation fortgepflanzt. Die denkenden Köpfe im Volke sind damit beschäftigt, den Sinn jener metaphysischen Resultate deutlich zu machen, die überkommenen Begriffe zu analysiren, sie von höheren Begriffen abzuleiten, ihren Ursprung oder ihr erstes Entstehen aufzusuchen, sie näher zu beweisen, sie, wo sie ihnen falsch oder verdorben zu seyn scheinen, zu berichtigen, oder auch wohl gänzlich über den Haufen zu werfen, und ein neues ihnen besser scheinendes System von metaphysischen Begriffen an ihre Stelle zu setzen. Darin besteht das Philosophiren und die Philosophie aller Zeitalter und aller Völker. Bei dieser Bemühung sind nun die Worte der einzige Anhalt, woran das Denken sich knüpfen kann. Die wahre und echte Philosophie zeichnet sich nur dadurch aus, daß der Philosoph mit jedem Worte einen deut-

lichen mittheilbaren Sinn verknüpft. Viele unter ihnen aber denken zwar bei diesem und jenem Worte etwas, mischen aber unter diese eine Menge Ausdrücke, bei welchen sie in der That nichts Bestimmtes denken; weil sie sie aber an andere Worte knüpfen, oder nur solche Ausdrücke folgen lassen, bei denen etwas gedacht wurde, so entsteht in ihnen die Täuschung, als ob sie auch bei den unverständlichen und sinnlosen Ausdrücken etwas dächten. Auch fügt der Verstand leicht einen erdichteten willkürlichen Sinn hinzu, um solche Folgerungen daraus ziehen zu können, die er zu haben wünscht und die in seiner Absicht liegen, und bildet sich ein, Beweise und Wahrheit gefunden zu haben, wo keine ist und jene eine genauere Prüfung nicht bestehen. Ein solches Spiel mit Worten und Begriffen wird leicht für speculative Köpfe ergötzlich und reißt sie bis zur Leidenschaft hin, weil sie es ohne große Mühe und Arbeit betreiben können, und die dazu nöthige Kraft in ihrer Denkkraft liegt. Und da der, welcher eine solche Denkkraft (abstracte Begriffe festzuhalten und lange Reihen unter einander zu verbinden) hat, sich über eine Menge Menschen, welche sie nicht besitzen, erhoben fühlt, so blähet ein solches eingebildetes Wissen auf und bringt dergleichen Köpfen leicht einen verderblichen Dünkel bei, wornach sie sich einbilden, die empirischen, blos durch mühsame Arbeit und angestrengten Fleiß zu erwerbenden Kenntnisse entbehren und sie durch ihre müßigen Speculationen a priori ersetzen zu können. Ein neues Beispiel solcher Verirrungen liefert die unter obigem Titel im Jahr 1826 bei Dieterici in Berlin gedruckte Schrift.

Sie enthält ohne Zweifel recht viel scharfsinnige und mitunter richtige Gedanken. Aber zugleich ist sie ein Gewebe von willkürlichen Begriffsbestimmungen, leeren Worten und nichtigen Folgerungen, die zur Unterlage der Aufstellung der wunderlichsten Behauptungen gebraucht werden, und wodurch der Verf. zu Meinungen verleitet wird, die aller gesunden Moral und allen vernünftigen Rechtsbegriffen widersprechen. Es wird um so interessanter seyn, den Irrgang des Verfs. näher zu beleuchten, als dabei gezeigt werden kann, wie beigemischte Wahrheiten und richtige Begriffe benutzt worden sind, um willkürlichen und den evidentesten Begriffen von Recht widersprechenden Sätzen einen Schein von Wahrheit zu geben, wie das Neue, was für wahr und richtig ausgegeben wird, falsch, und das Wahre, was mit unterläuft, alt und längst bekannt ist. Da der Verf. seine Betrachtungen über Staat und Kirche auf seine Philosophie baut, so werden wir diese zuerst zu betrachten haben, ob sie gleich in seinem Buche den letzten Abschnitt ausmacht.

Unter der Ueberschrift Naturphilosophie trägt er eine

Art von Ontologie und Metaphysik vor, welche allerdings als ein originelles Product seines eignen Geistes angesehen werden kann, während zwischen dessen Theilen wenig Zusammenhang wahrzunehmen ist, indem diese mehr wie ein zusammengewürfelter Haufen als wie ein System erscheinen. Besser würde der Verf. gethan haben, wenn er einige ältere Lehrbücher der Metaphysik (etwa Baumgarten) zu Rathe gezogen, und zugesehen hätte, wie dieselben mit vieler Mühe die Worte, deren Sinn er suchte, bestimmt haben. Er würde dadurch gegen viele leere Sätze und Falschheiten verwahrt, und gegen seine neuen Wortbestimmungen wenigstens mistrauisch geworden seyn. Den Anfang macht eine Definition des Bewußtseyns, ein Unternehmen, dessen Nichtigkeit von jedem eingesehen werden muß, der aus der Logik weiß, daß ursprüngliche Facta sich gar nicht definiren, oder deutlicher durch Worte machen lassen, als sie durch die unmittelbare Wahrnehmung sind. Wem wird daher das Bewußtseyn durch die Worte klarer werden, wenn es heißt: „Bewußtseyn nenne ich dasjenige, welches weiß, daß es da ist, und daß noch viele andere Dinge da sind.“ Auch paßt die Beschreibung nicht auf das Bewußtseyn, sondern vielmehr auf eine Person, die Bewußtseyn hat. Ein Ding nennt der Verf. „dasjenige, welches da ist, ohne daß er weiß, ob es Bewußtseyn hat oder was es sonst ist.“ Wieder eine unvollkommne und ganz falsche Sprachbestimmung. Ding (ens) deutet den höchsten Begriff an, unter welchem alles was gedacht werden kann, begriffen ist. Es gibt daher Dinge die gar nicht da sind, Entia imaginaria, intelligibilia u. s. w. Unter dem Begriffe Ding stehen zunächst Personen und Sachen als Gegensätze. Der Verf. verwechselt den Begriff Sache mit dem Begriffe Ding. Alle Merkmale, die nicht unter den Begriff Quantität gehören, sollen Qualität seyn. Allein die Verhältnisse und Modalitäten sind ganz etwas anderes, als die Qualitäten. — Der Verf. wird sich vielleicht damit entschuldigen, daß er die angedeuteten Dinge so nennt. Allein eine Philosophie darf nicht auf willkürliche Benennung einzelner Subjecte, sondern muß auf solche Begriffe gebaut werden, wie sie jedermann denkt und denken muß. Und der Philosoph muß die Worte, welche er gebraucht, so bestimmen, daß er dadurch dasjenige andeutet, was jedermann bei dem Worte denkt und denken muß, wenn er über den Sprachgebrauch gehörig nachdenkt. Willkürliche Bestimmungen der Wörter sind zu gar nichts nütze, leiten zu Chimären und verwirren nur das Denken. Grund und Ursache werden S. 111 für coordinirte Begriffe ausgegeben, da es doch, wie es Baumgarten richtig bestimmt hat, subordinirte sind. Aus solchen willkürlichen Bestimmungen folgert nun der

Verf. z. B. §. 112. „Was daher wirklich ist, muß auch wahr seyn, und was wahr ist, muß auch wirklich seyn." Nach dieser Philosophie werden also alle Lügen wahr seyn; denn wirklich sind sie doch wohl? und jeder sophistische Schluß muß wahr seyn, wenn er nur wirklich ist. Zu solchen Ungereimtheiten führen willkürliche Wortbestimmungen. — Die Leser werden es uns wohl erlassen, diesen Theil der Philosophie des Verfs. weiter zu verfolgen. Die Begriffe Ursache, Kraft rc. sind gleich mangelhaft bestimmt.

So wie nun die Bestimmung dieser allgemeinen Begriffe zu keiner klaren Vorstellung führt, so sind die §. 38 rc. folgenden Grundsätze aus bloßen Worten zusammengesetzt, wovon jedes einzelne zwar einen Sinn hat, die aber in ihrer Zusammensetzung ein bloßes leeres Spiel mit Worten geben, worin gar kein deutlicher Sinn zu finden ist. So heißt es §. 38: „Dinge sind Theile des allgemeinen Raumes." Wenn man die materielle Welt den erfüllten Raum nennt, so mag jener Satz einen Sinn erhalten; sonst sagt jeder Vernünftige zwar, daß die äußern Dinge im Raume, aber Niemand sagt, daß sie selbst Raum sind. Der Verf. spricht von einem absoluten und relativen Raume, unter welchem letztern er den erfüllten oder materiellen Raum versteht, wo man alsdann allerdings die äußern Dinge als Theile desselben ansehen kann. Der absolute Raum aber soll wirklich, objectiv, und endlich gar eine erste Ursache seyn; die Zeit, als ein mit dem Raume zusammenhängender Begriff, soll „ein Seyn seyn, eine absolute qualitative Form aller Quantitäten. Das Quantitative der Zeit hat also (?) außer ihm seinen Grund" (§. 50, 51), und zwar hat diese, welche er die relative Zeit nennt, ihren Grund in dem absoluten Raume, wie der relative Raum seinen Grund in der absoluten oder reinen Zeit." Wer vermag hierbei etwas zu denken? Und nun die Folge! „Absolute Zeit ist also die zweite erste Ursache von objectiver Realität, und zwar ist sie als absolute Qualität vollkommen entgegengesetzt der absoluten Quantität. Diese Ursache (die absolute Zeit) ist eine extensive Ursache, die erst genannte (der absolute Raum) ist aber eine intensive Ursache. Zwei solche entgegengesetzte Ursachen oder Educte geben uns den Begriff eines Products, an welchem beide Ursachen gleichen Antheil haben: den Begriff einer absoluten Intensität oder eines vollkommenen Vereinigungsprincips: den Begriff einer mathematischen Fläche."

Wir haben somit in der Vorstellung von Abstoßung und in der Vorstellung von Anziehung zweier Urprincipe den Begriff von einer vollkommenen Urbewegung, Ruhe und Einheit, und diesen Zustand nennt er Urleben. Die Educte heißen absoluter Raum und absolute Zeit, daher „nenne ich", heißt

es S. 118, „das Product absoluten Zeit-Raum oder Raum-Zeit. Absoluter Raum war eine allgemeine subjective Form aller objectiven Formen oder die quantitative Form aller Qualitäten. Absolute Zeit war eine allgemein subjective Form aller objectiven Formen oder die qualitative Form aller Quantitäten. Bewußtseyn war eine allgemein subjective Form der objectiven Formen, folglich (?) muß absoluter Raum = Bewußtseyn seyn, und eben so muß absolute Zeit = Bewußtseyn seyn. — Zeit-Raum ist eine allgemeine objective Form aller objectiven Formen, folglich auch = Bewußtseyn, denn nach §. 21 ist wahr, was wirklich ist." — „Ich stehe demnächst", heißt es weiter, „nicht länger an, den Inbegriff der drei Urprincipe eine heilige Dreinigkeit oder Gottheit zu nennen, und zwar:

den absoluten Raum: Gott den Vater,
die absolute Zeit: Gott den heiligen Geist, und
den absoluten Zeit-Raum: Gott den Sohn."

Die Leser werden wohl an diesen Proben der Seyfert'schen Philosophie schon genug haben. Wenn der Verf. dem Rec. etwa Schuld gibt, daß er die Sätze aus ihrem Zusammenhang herausgerissen habe, so muß Rec. bekennen, daß er zwischen dem Ausgezogenen und dem was ihm vorhergeht gar keinen reellen Zusammenhang hat finden können, und ihn auch schwerlich ein anderer finden wird. Wer indessen wissen will, wie der Verf. die moralischen Principien auffindet, den verweisen wir auf die Schrift selbst; sie werden auf ähnliche Weise gefunden, als die Gotteslehre, — durch lauter leere Worte.

Wir wollen jetzt sehen, wie der Verf. seine Philosophie auf den Staat anwendet. Er widmet seiner Betrachtung zwei Abschnitte, wovon der erste seine organischen und der andere seine intellectuellen Kräfte in Erwägung zieht. Hier wird die Speculationskraft des Verfs. mehr von einem empirischen Gegenstande im Zaume gehalten, und was er darüber sagt, läßt sich wenigstens unter verständliche Begriffe bringen.

Nachdem er den Staat als eine moralische Person mit dem einzelnen Menschen verglichen und ihn nach dieser Analogie nach einigen eben nicht fruchtbaren Beziehungen betrachtet hat, geht er sogleich zur Betrachtung der organischen Kräfte und zieht zunächst den Gesundheitszustand des Staats und zwar insbesondere des preußischen in Erwägung. Diesen findet er höchst verderbt, und zwar sucht er den Grund dieses Verderbens in den Steuern, welche in einem Staate, in dessen Gelde bestehen. Er fährt in seinen bildlichen Worten S. 6 also fort: „So weit die Cohärenz zur Cohäsion das Mittel zum Zweck ist: so ist ein solches Universal- und Repräsentativmittel im Staatskörper, zur Ausgleichung

aller verschiedenartigen Interessen der Impuls aller einzelnen Kräfte — das Geld. Ist die Qualität und Quantität des Geldes im Staate den verschiedenartigen Interessen der Einzelheit angemessen, so ist das Nervensystem eines Staats stark und gesund zu nennen." Abgesehen von allem metaphorischen Wort- und Bilderkram, durch welchen der Verf. seine Begriffe vom Staate leitet, gelangt er endlich zu dem Satze, daß der Staat eines guten Finanzministers bedürfe, welcher das Materielle des Staats zu conserviren wisse, und daß ohne ein wohlgeordnetes Finanzwesen, sowohl das Departement der moralischen, als das der auswärtigen Angelegenheiten schwach und kraftlos bleiben müsse.

In Anwendung dieser Betrachtung auf den preußischen Staat findet er nun, daß sein Nervensystem nicht stark, sondern sehr gelähmt sey, indem:

1) „die negative Kraft aufgehört hat negativ zu seyn und in den positiven Zustand versetzt ist." — Diese unverständlichen Worte werden so übersetzt: „d. h. Mangel ist Ueberfluß geworden, oder die Production ist im Ueberflusse da. Es fehlt nicht an Erschöpfung, aber an Entledigung oder Exportation unserer Naturproducte." Er findet

2) „daß die positive Kraft in den negativen Zustand versetzt ist, und daß das, was im Ueberfluß seyn soll, Mangel geworden ist; d. h. es fehlt nicht an Entledigung, sondern an Erschöpfung durch heterogenen oder fremdartigen Einfluß der Importation fremder Industrie;"

3) findet er, „daß, bei diesem umgekehrten Verhältniß, das Vereinigungsprincip nichts auszugleichen hat; sondern in seiner Thätigkeit gehemmt ist, indem die Grundkräfte nicht wirksam sind; denn die Schwungkraft unterliegt der Schwerkraft; die allgemeine Kraft hat keine Wirkung auf die Einzelheit; das Verdauungssystem ist zerstört, und die ganze Maschine ist scheintodt." — Endlich aber findet er

4) daß die einzelnen cohärirenden gehemmten Kräfte moralisch angetrieben werden zusammenzuhalten; daß sie cohäriren müssen; daß sie Kraft geben sollen oder übernatürlich angestrengt und überreizt werden; daß das Nervensystem geschwächt wird; daß die letzten Kräfte sich aufreiben; daß das unglückliche Geschwür der Staatsschuld und die Seuche der Privatschulden weiter um sich frißt, und daß der Staatskörper durch die Einwirkung fremdartiger und unvorhergesehener Zufälle in Gefahr kommt."

Dagegen werde er auch bei der dauerhaften Constitution der Maschine gewahr, daß der Patient nicht sowohl durch künstliche Heilmittel als durch einfache natürliche Diäts- und Stärkungs-

mittel radical zu curiren ist. Die edelsten Säfte des Staatskörpers dienen jetzt dem Geschwüre der Staatsschuld zur Nahrung.

Dieser langen, mit schwülstigen Metaphern angefüllten Rede kurzer Sinn würde viel deutlicher, präciser und allgemein verständlicher ausgedrückt seyn, wenn der Verf. ganz einfach gesagt hätte: der preußische Staat producirt jetzt mehr, als er absetzen kann; er erhält zuviel Colonial- und englische Waaren, und schickt dafür das Geld aus dem Lande; die Staatsschuld saugt die Nation aus durch die Zinsen, deren Bezahlung sie jährlich verlangt. Dennoch besitzt Preußen noch Mittel die Uebel zu heilen, und diese will ich zeigen. — In wissenschaftlichen Betrachtungen kann die bildliche Sprache nur schaden, wenn sie nicht sparsam und mit großer Behutsamkeit gebraucht wird.

Da der Verf. die Staatsschulden für das größte Uebel hält, durch dessen Wegschaffung der Staat wieder zu Kräften gelangen soll, so will er nun zuerst zeigen, wie sie getilgt werden sollen. Sodann will er zweitens darthun, wie die Grundkräfte des Staats in ihre natürliche Wirksamkeit zurückgeführt werden, damit die Verdauung von Statten gehe und die Productionskraft nicht ersterbe.

Die Abhandlung von den Staatsschulden zerfällt in die Beantwortung folgender drei Fragen: A) Was sind Staatspapiere oder Staatsschulden? Anstatt aber diese Frage direct zu beantworten und einen Begriff von den Staatsschulden zu geben, zeigt er nur, wie nachtheilig dieselben wirken. — Durch die Staatspapiere hat sich der Staat feierlich und öffentlich verpflichtet, die durch sie versprochene Rente an jeden Inhaber derselben so lange unweigerlich zu bezahlen, als er das Papier nicht gegen das darin ausgedrückte Capital wieder einlöst, oder durch freiwilligen Kauf dasselbe wieder an sich bringt. Die Veräußerung der Papiere hat der Staat jedem Inhaber freigestellt, und jeder der sie an sich bringt, bringt zugleich alle Rechte an sich, welche der ursprüngliche oder erste Besitzer dadurch erhalten hat. Die Gerechtigkeit fordert also, daß der Staat seine im Papiere ausgedrückte Verbindlichkeit gegen jeden Inhaber, er sey der erste oder tausendste, pünctlich erfülle. Was diese Schulden für Folgen haben, ob der Creditor bei deren Contrahirung Unvorsichtigkeiten begangen, ob er das Borgen nicht lieber hätte unterlassen sollen, darum bekümmert sich das Recht ganz und gar nicht, darum soll und darf es sich nicht bekümmern. Das Recht sagt: bezahle, und erfülle die freiwillig übernommenen Verbindlichkeiten, wofern dein Gläubiger nicht zu bewegen ist, sie freiwillig abzuändern. Dieser Antwort geht aber der Verf. ganz und gar aus dem Wege, klagt über das Schädliche der Staatsschulden, fragt B) in wessen Händen jetzt die Staatspapiere sind? — Eine Frage, die durchaus auf die Ver-

bindlichkeit, sie zu bezahlen, gar keinen Einfluß haben kann, weil in dem Wesen dieser Staatspapiere liegt, daß jeder Inhaber sie mit allen ihren Rechten an jedermann übertragen kann, und die Deutelei, die er der Cession gibt, ist nichts als Rabulisterei. Im Documente steht gar nicht, daß der Staat blos den ursprünglichen Besitzern verpflichtet seyn wolle, sondern dem Inhaber, er sey wer er will, und so wie er dem ersten Acquirenten nur richtige Rentenzahlung versprochen hat und über die Art der Rückzahlung des Capitals ebenfalls eine Bestimmung im Documente gegeben ist, so ist jede andere einseitige und willkürliche Deutung, wodurch der Staat sich seiner ausgedrückten Verbindlichkeit entziehen will, die klarste Ungerechtigkeit. Aber der Verf. kennt eine andere Moral für den Staat. Nach derselben soll der Staat zunächst die Zinsenzahlung für seine Schulden einstellen, dann die zweyhundert Millionen Staatsschuld in zwanzig Theile schneiden, jeden zu 10 Millionen, und soll diese Staatsschuld als Papiergeld, Courant- und Geldscheine genannt, behandeln. Von denselben wird mit jedem Jahre eine Classe durchs Loos bestimmt, in den Staatscassen das nächstfolgende Jahr für voll angenommen und daselbst von den zehn Millionen ersparten (ungerechter Weise zurückbehaltenen soll es heißen) Zinsen getilgt werden, in Folge dessen die Tilgung der ganzen Schuld in zwanzig Jahren vollendet wäre. Oder (noch ehrlicher!) der Staat soll die ersparten 10 Millionen dazu anwenden, um von den zwanzig Classen diejenige zurückzukaufen, welche für die annehmbarste erachtet wird, wodurch er dann zwischen zehn und funfzehn Jahren die Tilgung des Ganzen möglich macht.

Der Verf. (indem er immer moralisch kühner wird) sieht hierin sogar ein Mittel, die ganze Schuld in zwei Jahren zurückzukaufen. Denn da die Scheine keine Zinsen mehr tragen, werden sie im Curse sehr fallen; „fielen sie nun", sagt er, „wie leicht möglich wäre, von 90 auf 10, so könnte er mit 10 Millionen Zinsen jährlich, die er immerfort erhält, die ganze Schuld von 200 Millionen in zwei Jahren zurückkaufen." Wenn aber einmal der Staat so verfahren darf, so sieht man nicht ein, warum der Verf. nicht empfiehlt, ihren Werth gerade zu auf nichts herunter zu bringen. Denn dann braucht er ja gar nichts dafür zu bezahlen, und die Schulden wären mit einem Male getilgt. Man sollte kaum glauben, daß in einem Kopfe, der dem Begriffe des Rechts und der Pflicht seine Stelle einräumt, dergleichen alle Begriffe von Recht und Pflicht zerstörende Urtheile Platz finden könnten, wenn nicht bekannt wäre, daß die bildliche und allegorische Sprache alle klaren Vorstellungen verdunkelt und jeden Begriff so einrichten kann, daß er sich der Meinung anbequemt, die

zu behaupten man sich einmal vorgesetzt hat, wenn es auch die allerungereimteste wäre. Der Verf. hat nun zwar gefühlt, daß seine vorgeschlagene Operation ein wenig Wundfieber hervorbringe, und manche dabei Schaden leiden werden. Dagegen schmeichelt er den Personen, welche dergleichen trifft, mit vollkommenem Schadenersatz für Zinsen und Capitalverlust aus dem Fond der ersparten Zinsen. Daß dieser Trost aber in leeren Phrasen bestehe, wird wohl jeder einsehen, der sich das zu lösende Problem ganz einfach vorstellt, nämlich: Wie soll von 10 Millionen jährlichem Einkommen ein jährlicher Verlust von 10 Millionen Einkommen und obenein ein Capital, das den Werth dieses Einkommens ausdrückt, ersetzt werden? Unsre Leser werden uns daher leicht den Bericht, wie der Verf. ein solches Problem löset, erlassen, da die Unmöglichkeit der Lösung aus der Frage hervorgeht und dem gemeinsten Menschenverstande einleuchtet, und also die Entschädigung nur in leeren Phrasen bestehen kann. Um hier jedoch eine recht einleuchtende Probe zu geben, wie der Verf. durch Begriffsverwirrungen die klarsten Wahrheiten zu entstellen weiß, und wie er glaubt, sole meridiano clarius beweisen zu können, daß schwarz weiß und weiß schwarz sey, mag folgendes Beispiel dienen.

Er hat nämlich die nagelneue Entdeckung gemacht, daß Geld und die ganze Masse der edeln Metalle in einem Lande kein Privatvermögen, sondern Gemeingut und also ein Staatsvermögen sey. Hieraus folgt nun auf's evidenteste, daß kein Einzelner mehr ein Eigenthumsrecht auf das Gold oder Silber hat, das er bisher für sein Eigenthum hielt, sondern daß es dem Staate gehört und dieser allein das Recht hat, nach seinem Belieben zu bestimmen, was damit geschehen, und unter welchen Bedingungen der Privatbesitzer darüber verfügen soll. Von dieser Wahrheit ist der Verf. so überzeugt, daß er sich alle Mühe gibt, diese Ueberzeugung auch andern beizubringen, und daß er alle Sachkundige und Wohlwollende überreden will, mit ihm mit dem Gnadengesuche bei der Regierung einzukommen, daß sie doch endlich einen jeden von seinem Gelde befreien und die Barmherzigkeit haben möge, alles Geld als Staatsgut anzunehmen. Es ist nur noch gut, daß der Verf., der ein sehr gutmüthiger Mann zu seyn scheint, doch nicht will, daß der Staat diese Idee mit Gewalt von obenher realisiren und zur Wirklichkeit bringen, sondern daß er damit warten solle, bis er von unten her von allgemeinen Stimmen des Volks um diese Gnadenbezeugung angeflehet wird. Dabei kann jeder leicht athmen. Aber es würde doch immer schlimm stehen, wenn sich der Staat von dieser Idee, daß alles Geld im Lande nicht den Privatleuten, sondern sein gehöre, so fest überzeugte, als es der Verf. zu seyn vorgibt. Denn er

würde schwerlich so gutmüthig als der Verf. seyn und die Usurpation der Privatleute so lange geduldig ansehen, bis sie ihn anfleheten, doch endlich von seinem Rechte Gebrauch zu machen. Auch sieht man nicht ein, wozu der Staat soviel Umstände nöthig hätte, wenn er sich von der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit einer solchen Besitznahme überzeugt hielte. Soll er so schwach seyn, sein so evidentes Recht, durch dessen Entbehrung, wie der Verf. meint, sogar das ganze Volk selbst zu Grunde gehen muß, der Dummheit des Volks aufzuopfern?

Nach dieser Betrachtung der Krankheit des preußischen Staats und der Art ihrer Heilung kommt er nun zweitens auf dessen Grundkraft, die er auf Ackerbau, Industrie und Handel reducirt, um zu zeigen, wie sie in ihre natürliche Wirksamkeit zurückgeführt werden sollen, damit die Verdauung von Statten gehe und die Productionskraft nicht ersterbe (S. 9). Er fängt vom Handel an (S. 18) und zeigt, daß die Freiheit desselben keine Handelswillkür, sondern eine durch gesetzliche Schranken bestimmte Freiheit seyn müsse. Als Grundsatz stellt er fest: „Die natürliche Grenze des Handels kann und muß nur das productive und industriöse Gleichgewicht unter den verschiedenen Völkern bestimmen und erhalten und sofort auf's finanzielle und intellectuelle Gleichgewicht wirken." — Statt dieser abstracten Worte wollen wir lieber die concreten Ausdrücke unsers Verfs. anführen, weil sie seine Meinung verständlicher aussprechen. S. 20: „Führt der Handel den Ueberfluß unserer Producte gegen den Ueberfluß fremder Producte aus, welche bei uns mangeln, oder hebt der Handel den Mangel unserer Producte gegen den Ueberfluß fremder (soll wohl heißen: hebt der Handel den Mangel an Producten im Lande durch Herbeiführung derselben aus der Fremde, wo Ueberfluß daran ist) auf: so wird das Gleichgewicht erhalten und der Handel bewegt sich naturgemäß. Wenn aber das Plus unserer Producte durch die Importation fremder noch größer wird, und unser Minus durch die Exportation noch weniger wird, wo ist dann Gleichgewicht möglich?" Wenn diese Ordnung naturgemäß ist, wie der Verf. sagt, und wenn wir ihm recht geben, so muß es auch Naturgesetz seyn, daß sie erhalten werde. Denn sonst wäre es kein Naturgesetz. Wo aber ein Naturgesetz etwas hervorbringt, da geschieht das, was nach ihm geschehen muß, nothwendig. Es ist sodann lächerlich, wenn der menschliche Wille oder das positive Gesetz noch etwas hinzuthun will, um das Naturgesetz im Gange zu erhalten, oder gar es zu verbessern. Das ist die Meinung derer, die dem Handel unbedingte Freiheit gestattet wissen wollen. Sie meinen, daß die menschliche Freiheit viel zu schwach ist, um dem Naturgesetz Abbruch zu thun. Will also dieses das Gleichgewicht im Handel der Völker, so wird die-

ses erfolgen, ohne daß es der Gesetzgeber nach seinen Begriffen anordnet. Es wäre so lächerlich wie wenn die positiven Gesetze den Sternen ihren Lauf vorschreiben, oder den Menschen gebieten wollten diesen nicht zu stören. Will also die Nation das Gleichgewicht des Handels, so wird dieses ohne alle menschliche Gesetze erfolgen und der Wille wird von der Natur so eingerichtet seyn, daß er nicht anders handeln kann, als die Natur es will. Dieses ist der Glaube der Vertheidiger der unbedingten Handelsfreiheit. Sie glauben, daß in dem Eigennutz der Menschen die Natur schon hinlänglich dafür gesorgt habe, daß der Handel da nichts Ueberflüssiges hinführt, wo Ueberfluß ist, und daß er nichts ausführt, wo er keinen Gegenwerth dafür erhält, und weiter bedürfe es daher nichts, um das Gleichgewicht, insoweit es die Natur will, zu erhalten. Wenn sich aber die Menschen einen willkürlichen Begriff vom Gleichgewicht bilden, und dieses zu erhalten sich zum Object ihrer Gesetzgebung machen, so glauben sie, daß ein solcher Begriff gar keinen nähern Gegenstand in der Natur finde, und daß eine solche Gesetzgebung auf die Realisirung einer Chimäre ausgehe, die, wenn sie auch einmal zufällig realisirt würde, doch durch das Hinzukommen oder den Abgang von einer einzigen Prise Schnupftabak wieder zerstört werden müßte. Kommt es aber nur darauf an, dieses Gleichgewicht ungefähr und taliter qualiter im Großen zu erhalten, so sorgt freie Privateinsicht und Eigennutz gewiß viel besser und sicherer dafür, als jede positive Gesetzgebung.

Der Verf. hält es unterdessen mit denen, welche dafür halten, daß die Kaufleute ein Land ruiniren würden, wenn sie durch die Gesetze nicht der bloßen Gerechtigkeit (denn das versteht sich von selbst), sondern der öffentlichen Staatsklugheit und Polizei in Schranken gehalten würden. Diese positiven Bestimmungen zur Bildung einer (vermeintlich) natürlichen Grenze der Handelsfreiheit gibt nun der Verf. S. 20 so an:

1) „Alles was zur Consumtion im Staatskörper an Natur- und Kunstproducten zureichend vorgefunden wird, darf gar nicht eingeführt werden.“ Aber wer wird auch in solchem Falle etwas einführen? Nur dann wird es eingeführt werden, wenn entweder das, was im Lande ist, nichts taugt, oder wenn es theurer ist. In beiden Fällen aber würde es unrecht und dem Wohl des Landes entgegen seyn, wenn man die Einfuhr verbieten wollte, weil man dadurch zugleich die Production solcher Dinge verhindert, welche das Land als Gegenwerth zur Eintauschung der fremden Dinge ausführen könnte, und also das Land ärmer wird, weil der Werth, der ausgeführt werden würde, nicht entsteht, und das, was im

Lande gehalten wird, weniger werth ist, als jener, dessen Production unterbleibt.

In Nr. 2 und 3 wird Ausfuhr alles Ueberflusses im Lande und Einfuhr alles Fehlenden gestattet, wogegen nichts zu erinnern ist.

Unter die Gegenstände, deren Ausfuhr jedoch verboten werden soll, rechnet der Verf. das baare Geld, wovon wir nur die nagelneuen Gründe vergleichen wollen, die der Verfasser außer den bekannten schon längst als falsch befundenen braucht. Es soll nämlich das Geld 1) deshalb im Lande gehalten werden, weil es neben seinem Realwerth als Gold und Silber noch einen besondern, ihm allein eigenthümlichen Idealwerth habe, indem jeder Groschen durch den Umtausch der Dinge den er bewirkt, wohl einen hundert- und tausendfachen Werth erzeuge, und also ein solcher Groschen den Werth von mehr als tausend Groschen in sich enthielte, der aber dadurch, daß er aus dem Lande geht, verloren ginge. Ein in der That possirlicher Gedanke! — Es ist ja nicht der Groschen, welcher diesen vielfachen Werth bewirkt, sondern der Tausch, und nicht der Groschen, sondern die umgetauschten Sachen haben diesen vielfältigen Werth. Der Tausch aber kann auch durch andere Sachen bewirkt werden als durch Geld, z. E. durch Credit, und es wäre nicht lächerlicher die Ausfuhr des Credits zu verbieten, als die des Geldes aus dem angeführten Grunde. Dem Verf. werden viele durch langjährigen Umlauf abgeschliffene Groschen zu Dienste stehen, wenn er auch nur 13 Pfennige dafür bezahlen will. Und da nach seiner Meinung in jedem solchen Groschen der Werth von tausenden steckt, so wird er durch eine solche Einwechselung zu einem sehr reichen Manne werden. — Der zweite Grund; aus dem der Verf. die Ausfuhr des baaren Geldes verboten wissen will, ist zwar der gewöhnliche, weil das Land dadurch vom baaren Gelde entblößt werde, aber etwas Neues dabei ist folgendes: „Weil das Staatsvermögen (das baare Geld nämlich) sodann in keinem Verhältnisse zu dem Privat- oder Capitalvermögen mehr steht. Denn es ist doch ganz klar (?), wenn, angenommen, das baare Staatsvermögen 50 Millionen beträgt, das nicht baare Privatvermögen aber Myriaden — und das Creditwesen — auch verloren geht, daß nunmehro unmöglich noch, wo ein jeder sein Privatvermögen in baares Geld einzutauschen sucht, die 50 Millionen zwei Myriaden decken können." Was sollten aber die Privatleute mit den Myriaden baaren Geldes machen! Sie suchen ja für ihren Ueberfluß immer nur Waaren vermittelst des Geldes, und könnte der Umtausch nicht mehr mit Gelde getrieben werden, so würden sie ihn mit Waaren treiben müssen. Wo aber Ueberfluß an gesuchten Waaren ist, da wird

lesen. Jedoch werden die Beweisgründe, die er für die Wirklichkeit der positiven christlichen Offenbarung S. 54 anführt, nicht einmal den Theologen, geschweige denn den Philosophen genügen. Man muß über dergleichen Dinge jeden frei sprechen und denken lassen, und da der Verf. diese Freiheit andern gestattet, so ist es billig, daß man ihn auch in der seinigen nicht stört. Wenn er aber ein Reich Gottes unter den Staaten S. 69 errichten will, und dieses auf einen gesellschaftlichen Naturvertrag S. 70 bauen will, so hat er vergessen, daß er S. 48 einen gleichen Vertrag verworfen hat; und da jeder Vertrag von freier Willkür und freier Einstimmung aller Theilhaber abhängt, wie kann es einen Vertrag geben, der ohne alle willkürliche Einstimmung für alle bindend seyn soll? Wir wollen über das Raisonnement des Verfs. über die Kirche und die Religion nur Eine Bemerkung machen. Es hat nämlich der Verf. in seiner Theorie von der Kirche das was blos ein Gegenstand der innern Gesetzgebung bleiben muß, mit dem was auch ein Gegenstand der äußern Gesetzgebung seyn kann, vermischt und verwechselt. Wenn er sich einen deutlichen Begriff von beiden gemacht hätte, so würde er wohl schwerlich den christlichen Glauben zur Bedingung des Staatsbürgerthums gemacht haben. Denn da jede Religion und jeder Religionsglaube eine Gesinnung ist, eine solche aber sich nie durch Befehle erzwingen läßt: so kann auch kein Religionsglaube ein Gegenstand der äußern Gesetzgebung seyn. Jeder Staat, der irgend eine Religion, es sey welche es wolle, zur Rechtspflicht macht, verkennt seine Gewalt und die Grenzen seines Rechts, weil beides sich nur auf äußere Handlungen erstreckt, Gesinnung und Ueberzeugung aber von innern Ursachen abhängen, die gänzlich außer dem Bereich der äußern Gewalt und äußern Gesetzgebung liegen. Und deshalb läßt sich auch die Religion, wenn es auch die vollkommenste wäre, niemals durch ein Staatsgesetz mit Erfolg befehlen. Dergleichen Gesetze können immer nur einen blinden Köhlerglauben oder Heuchler hervorbringen. Dennoch soll nach der Theorie unsers Verfassers mit der absoluten und positiven Grundlage des Staats nach S. 70 eine positive und absolute Religionsform verknüpft seyn, deren Name Christokratie ist. Diese wird durch eine Dreieinigkeit, König, Volksvertreter und Staatsrath repräsentirt, wovon die Ideen ziemlich nach gewöhnlicher Art, fast allzuweitläufig, entwickelt werden. Todes- und Leibesstrafen sollen in des Verfs. Staat nicht statt finden. Zum Dominium eminens solle gehören 1) der Grund und Boden der Elemente; 2) alles was unmittelbar darauf und darin gefunden wird. Auch die Thiere sollen in diesem Staate Rechte erhalten. (S. 93) Sogar

die akademische Freiheit wird in dieser sonderbaren Urkunde bestimmt (S. 93). Die christliche Religion soll aber die allein herrschende in diesem Staate seyn, jedoch sollen die verschiedenen Secten nicht gestört werden. Ein Nichtchrist aber kann nicht Staatsbürger seyn, sondern wird nur als Gast behandelt. Die Frauen bleiben von Regierungsstellen ausgeschlossen, auch will sie der Verf. in ihrer Unmündigkeit erhalten wissen. Man wird schwer begreifen, wie der Verf. alles dieses aus seinem allgemeinen Rechtsgrundsatze herleitet. Indessen rathen wir doch unsern Lesern, das Buch nicht ungelesen zu lassen. Wenn es gleich selbst nicht belehrend ist, so gibt es doch viel zu denken.

VIII.

Ueber Gewerbe- und Handelsfreiheit.

Wenn Leute, sogar gelehrte Leute, der Beschränkung der Gewerbe- und Handelsfreiheit Lobreden halten, und im ganzen Ernste den Vortheil der Prohibitivmaßregeln und Mauthanstalten beweisen wollen, was soll man ihnen dann erwiedern? Was soll man antworten, wenn sie von den Gefahren und Nachtheilen der Oeffentlichkeit reden und dem heimlichen Verfahren Lobsprüche ertheilen? Wenn sie uns den Ruhm und die Glückseligkeit des Mittelalters preisen, und in dem Geiste und den Institutionen desselben Heilmittel gegen die Gebrechen und die Noth dieser Zeit finden wollen? Wenn sie versichern, die Völker hätten gerade so viele Rechte, als die Machthaber ihnen zugestehen wollen? Was soll man zu solchen und ähnlichen Artikeln des politischen Glaubensbekenntnisses gewisser Leute sagen? Was sagte Diogenes zu dem Gelehrten, der ihm beweisen wollte, daß es in der Natur keine Bewegung gebe? Er ließ den Narren stehen und ging seines Wegs. Das war die kräftigste Widerlegung, bei welcher er kein Wort zu verlieren hatte.

Aber die Narren lassen sich durch keine Beweise stören; beschränkte Ansicht, angeerbter Glaube, von Eigennutz und Selbstsucht genährt, leugnen das Licht des Tages und verwandeln diesen in Nacht, und der Irrthum und die Lüge bestehen siegreich einen Kampf, in dem sie auf den Beistand herrschender Vorurtheile und Interessen zählen dürfen. Indessen lernt die Welt,

obgleich langsam, und wendet später auch das Gelernte an, besonders wenn die Unredlichkeit erkannt wird, die kein Bedenken trägt, das allgemeine Wohl dem Vortheil Weniger aufzuopfern. Der Grundsatz der Freiheit des Handels und der Gewerbe, so wie der Grundsatz der freien Oeffentlichkeit, werden einst Glaubensartikel der politischen Lehre seyn, die man so wenig bezweifeln und widersprechen wird, als den täglichen Umschwung der Erde um ihre Achse. Die Bahn der Forschung ist geöffnet und betreten, und es bleibt nichts mehr übrig, als sie Jedem frei zu lassen, daß er, nach seinem Willen und Vermögen, in den Schranken des Gesetzes, sich auf ihr bewege. Halbes Wissen ist gewöhnlich gefährlicher und verderblicher, als gänzliche Unwissenheit. Heimlichkeit erregt Verdacht, wie unzeitige Beschränkung Widerstand. Freie Oeffentlichkeit ist die wahre Schutzpockenanstalt gegen die meisten Gebrechen des bürgerlichen und politischen Zustandes, in welchem das civilisirte Europa sich befindet; wenn auch manchmal selbst ein Uebel, beugt sie doch größern Uebeln vor, oder trägt zu ihrer Heilung bei. Noch sind, wie früher gegen die Kuhpockenimpfung, und aus viel wichtigern Gründen, Priester und Leviten, Doctoren und Quacksalber, Facultäten und Sorbonnen gegen sie; aber die Welt lernt, wenn auch langsam, und die Zeit übt eine unwiderstehliche Macht.

Wenige Gegenstände sind vielleicht in neuerer Zeit erschöpfender erörtert und überzeugender bewiesen worden, als der Nutzen der Gewerbe- und Handelsfreiheit. Wenn auch Recht und Sittlichkeit, welche Prohibitivmaßregeln und Mauthen so leicht und so tief verletzen, nicht in Erwägung kämen, dann spräche schon der Vortheil ihr hinlänglich das Wort. Aber der Uebergang von der Erkenntniß einer Wahrheit zu ihrer Anwendung ist langsam und schwer, besonders wenn sie mit Selbstsucht, Eigennutz und angeerbten Vorurtheilen zu kämpfen hat. Wir wollen noch einmal für die Freiheit der Gewerbe und des Handels das Wort nehmen, wie wir es im Sommer des Jahres 1816 gethan, wo man der Noth im deutschen Vaterlande durch Zwang und Verbote zu begegnen hoffte. Sollte der Erfolg auch jetzt noch derselbe seyn, dann haben wir, wie damals, gethan, was uns durch Pflicht und Ueberzeugung geboten schien. An gemachten Erfahrungen hat es nicht gefehlt, die uns zur rechten Einsicht führen können. Mauthen und Grenzzölle haben sich in Deutschland vervielfältigt, und ohne Zweifel wissen wir, was Gewerbfleiß und Handel ihnen zu verdanken haben. Selbst die Engländer, deren Ueberlegenheit in Allem, was eine gute Staatswirthschaft betrifft, wir mit Recht anerkennen, neigen sich zur Freiheit des Gewerbfleißes und Handels, in wie weit es der lang betretene Weg der

Beschränkung ohne Erschütterung für die bestehende Ordnung der Dinge gestattet, die sich unter Zünften und Innungen, unter Mauthen und Zöllen ausgebildet hat. Wir sahen die Briten reich, und glaubten es auch zu werden, wenn wir dieselben Mittel nähmen; die auffallendsten und leichtesten waren Mauth und Zölle. Diese wurden nachgeahmt, doch ihnen folgte der britische Reichthum nicht. Ja, die ersten Staatsmänner Englands fanden in Beschränkungen und Verboten Hindernisse des öffentlichen Wohlstandes, den sie bei uns befördern sollten. Man sah, daß England mit Mauthen und Zünften zu großem Reichthum gekommen war, und schloß etwas voreilig, ihnen müsse es diesen Reichthum verdanken, da man hätte untersuchen sollen, ob nicht Großbritannien unter den vielen günstigen Umständen, deren das europäische Festland sich keineswegs zu erfreuen hat, der Mauthen und Zölle ungeachtet, den hohen Grad von Wohlstand erreicht habe, den wir bewundern. Die sklavische Nachahmung gleicht gar oft jenem Affen, der seinen Herrn sich barbiren sah, und dasselbe thun wollte, sich aber in die Kehle schnitt.

Die Freiheit der Gewerbe, und besonders des äußern Handels, ist bei uns seit Jahren ein fast allgemein besprochener Gegenstand. Allenthalben sieht man ein rühmliches Gefühl erwacht, das in jedem Volke nach Selbständigkeit, Unabhängigkeit und jener Gleichheit ringt, welche zwischen Völkern eine Wechselseitigkeit von Rechten und Pflichten fordert, die in einem wohlgeordneten Staate unter den Staatsgenossen gilt. Dieses schöne Gefühl verdient allerdings Lob und Aufmunterung, aber wo es in seiner Verirrung schädlich wird, auch eine belehrende Mahnung. Wir haben es in der spätern Zeit noch gesehen, wie der wahre und aufrichtige Wille des Guten durch die Mittel, die es befördern sollten, das Gegentheil bewirkte. Die entschiedensten Vertheidiger der Freiheit in Frankreich haben dieser offenbar, wie die wärmsten Royalisten in unsern Tagen, der königlichen Legitimität, und die Fanatiker der Religion zu allen Zeiten die tiefsten Wunden geschlagen. Hätten die neuen Deutschen ihr gepriesenes Deutschthum durchgesetzt, kein freier, verständiger Mensch möchte mehr in Deutschland leben. Ein ungeschickter Freund ist ein gefährlicher Feind.

Mit dem Muthe, den gegen die fast allgemeine Stimme nichts unterstützte als unsre Ueberzeugung, legten wir denkenden Männern, die mit dem warmen, empfänglichen Gefühle auch einen besonnenen nüchternen Geist verbanden, einige Bemerkungen über den freien Handel vor; sie waren nicht neu, sondern von den besten Staatswirthschaftsgelehrten gemacht und erwiesen worden; und wenn sie in unsern Zeiten noch paradox erschienen, dann

darf uns das keineswegs befremden, weil jede Wahrheit, welche eine Neigung oder Leidenschaft des Menschen gegen sich hat, nicht leicht Eingang findet. Hat der gute Wille indessen durch schlecht gewählte Mittel je seiner eignen Absicht geschadet, dann möchte das wohl der Fall bei dem Kriege gegen fremden Gewerbfleiß seyn, den wir führen wollen, um unsern Nationalwohlstand zu befördern. Alle Stimmen in Europa schienen sich zur gemeinschaftlichen Klage über die Ueberschwemmungen der Märkte mit fremden Fabricaten zu vereinigen. Es gibt aber nur ein Mittel, den Krieg mit Vortheil gegen die fremde Industrie zu führen, durch die eigne nämlich, und der Sieg gebührt und bleibt derjenigen, welche die besten Erzeugnisse um die billigsten Preise liefert. Alle Beschränkung des fremden Kunstfleißes, um den eignen zu beleben, ist eine ungerechte Auflage auf den Verzehrer zum Vortheil des Producenten. Jeder Gewerbszweig, der sich nur durch Prämien oder durch prohibitive Maßregeln, welche die Concurrenz vermindern, erhalten kann, ist eine Schmarotzerpflanze, die man auf Kosten nützlicher Gewächse nährt.

Bei keiner Wissenschaft ist die Einseitigkeit gefährlicher und doch bei keiner zugleich häufiger, als bei der Staatswirthschaft, wenn sie in dem Menschen nichts sieht als das hervorbringende und verzehrende Thier, und keinen Reichthum kennt als Geld oder Geldes Werth. Der Bürger besitzt noch etwas Theureres als seinen Wohlstand, seine Rechte nämlich und seine Moralität, und der Staat hat größere Schätze zu gewinnen und zu verlieren, als die der Fiscus zieht, nämlich Bürgersinn, Talente, Muth und Tugend. Alle Mauthen und prohibitive Gesetze sind in dieser Hinsicht nachtheilig und sogar — was sich so leicht als einfach erweisen läßt — dem Nationalwohlstande, den sie befördern wollen, verderblich.

In England ward über den Verfall des Handels, das Stocken der Fabriken und den Mangel an Arbeit und Absatz nicht weniger geklagt, als in den Niederlanden, in Deutschland und der Schweiz. Dort erregte der zunehmende Mangel sogar noch größere Besorgnisse als hier, und schien auch wirklich drückender und bedenklicher zu seyn. Wir sehen gleiche Erscheinungen in verschiedenen Staaten, wo nicht dieselben Ursachen wirken, weil der Verfall unsrer Fabriken die ausschließliche Beschäftigung der britischen, unser beschränkter Handel den Alleinhandel Englands, der Mangel an Absatz für unsre Waaren die Ueberfüllung der Märkte mit englischen Fabricaten zum Grunde haben soll. Dieser Widerspruch allein hätte uns die Ursache der Klagen, wie sie fast allgemein angegeben ward, und die Mittel, ihr zu begegnen, nämlich Beschränkung des äußern Handels, verdächtig machen

sollen. Wenn sich England auf unsere Kosten so sehr bereichert, woher käme denn seine Noth? Wenn es zu unserm Nachtheil alle Geschäfte macht, was bedeuten denn die Klagen über Mangel an Arbeit und Absatz? In England wüthet man gegen die Maschinen, auf dem Continente wird gegen England geschrien, wie das Kind die Ruthe, das nächste Werkzeug seiner Züchtigung, als den Grund derselben schlägt.

Den wahren Preis der Dinge macht die freie Uebereinkunft des Abnehmers und Verkäufers. Die Seele des Handels, das gewisseste Mittel, den Nationalwohlstand zu befördern, ist darum Freiheit. Wie in gar vielen Fällen, so braucht der Mensch hier besonders nur sie, um das Beste zu wollen und zu thun. Immer wählt sich die Thätigkeit den Gegenstand, der die größten Vortheile verspricht, und die Capitalien legt ihr Besitzer da an, wo er die stärksten Procente erwarten darf. Darum nimmt auch jede Art von Industrie, ist sie sich selbst überlassen, jene Richtung, welche dem Bedürfnisse des Consumenten und des Producenten am meisten entspricht. Dieser bringt hervor, weil Jener begehrt, und das Verlangen zu haben wird sich mit dem Wunsche und der Thätigkeit zu geben in Verhältniß setzen. Es gibt darum auch nur einen wahren Preis der Dinge, welcher der ist, über den Abnehmer und Verkäufer mit einander übereinkommen, da Beide ein gleich großes Interesse haben: Dieser zu geben, Jener zu nehmen. Wie der höchste Werth einer Waare von der einen Seite gewünscht wird, so verlangt man sie von der andern um den niedrigsten Preis, und Beide vereinigen sich endlich in dem Höchsten, was man dafür geben, und in dem Niedrigsten, wie man sie lassen kann. Daß der Consument die Waare nimmt, wo er sie am besten und billigsten findet, wird nicht leicht bestritten werden. Verbietet nun oder erschwert ein Staat die Einfuhr fremder Fabricate, um den Absatz der einheimischen zu begünstigen, dann stört er die Freiheit seiner Bürger, gibt dem Gewerbfleiße und der Anwendung der Capitalien eine gezwungene künstliche Richtung, und läßt die Consumenten eine Abgabe an die begünstigten Fabriken bezahlen, die so groß ist, als der Unterschied zwischen dem Preise der inländischen und fremden Erzeugnisse.

Das sicherste Mittel, den Nationalreichthum zu vermehren, in wie weit er nur immer vermehrt werden kann, ist, wenn man es dem Fleiße, der Gewinnsucht und dem Eigennutze der Einzelnen überläßt, für ihren Privatwohlstand nach Belieben, jedoch, wie es sich von selbst versteht, auf rechtlichem Wege zu sorgen. In keiner Sache ist wohl jede Mitwirkung der Regierung überflüssiger, oft auch verderblicher, als hier, wenn sie mehr will, als

die Hindernisse aus dem Wege räumen, die der freie Verkehr in seinem Streben findet. Man darf die Betriebsamkeit nur sich selbst überlassen und versichert seyn, daß sie den kürzesten und leichtesten Weg am schnellsten entdeckt, sich geltend zu machen. Jeder versteht es wohl in seinem Kreise am besten, für seinen Privatvortheil zu sorgen, und das Wohl und der Wohlstand Aller bildet doch ohne Zweifel das allgemeine Beste und den Nationalreichthum. Darum ist Nichtsthun hier gewöhnlich das Zweckmäßigste, was eine Regierung thun kann, und das bekannte laissez-nous faire, um das der Handelsstand einen Minister, als um das sicherste Mittel, die Industrie zu befördern, bat, eine goldene Regel. In demselben Sinne soll ein russischer Minister des Innern sich geäußert haben, die Treibhäuser seyen in den Staaten seines Herrn darum besser gediehen, als die Fabrikanstalten, weil die Verwaltung diese habe regeln wollen, jenen aber ihre Freiheit ließ. So einfach und leicht faßlich auch diese Wahrheit ist, so kommt sie doch gegen ein altes Vorurtheil ungern auf, das wie ein altes, aber gefallenes Haus, das nichts mehr ist und hat, durch seinen frühern Ruf und eine weitläufige Verwandtschaft sich in Ansehen erhält. Die Verwaltung, welche allenthalben helfen zu müssen und helfen zu können glaubt, zeigt sich auch allenthalben thätig, und wird sich schwerlich davon überzeugen, daß sie bei ihrem entschiedenen Willen, Gutes zu thun, nur zu verderben im Stande sey. Wir haben es vor wenigen Jahren noch gesehen, wo sich der panische Schrecken einer Hungersnoth verbreitete, und manche Regierungen sogleich zu den alten Rettungsanstalten ihre Zuflucht nahmen, die, wie Adam Smith und die Erfahrung bezeugen, immer eine Theurung in eine wirkliche Hungersnoth verwandelt haben.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß die Nachfrage den Markt macht. Die Gegenstände, welche am meisten gesucht werden, werden auch in größter Menge dahin gebracht. Jeder, darauf kann man sich verlassen, legt sein Capital und seine Thätigkeit auf eine Art an, die ihm die meisten Vortheile verspricht. So setzt sich die Production mit dem Bedarf immer selbst in das nothwendige Verhältniß, und bei gänzlicher Freiheit der Gewerbe und des Handels würde man sicher die besten Waaren um die billigsten Preise finden.

Die Grundsätze einer guten Hauswirthschaft und einer weisen Staatshaushaltung sind, mit wenigen Ausnahmen, dieselben, nur mit verändertem Maßstabe in der Anwendung. Ein Staat, der sich selbst genügen und alle seine Bedürfnisse selbst befriedigen wollte, um den Nationalreichthum zu vermehren, würde denselben Fehler begehen, den eine Familie beginge, die, um ihren Privat-

wohlstand zu befördern, andern Familien nichts abnehmen wollte. In diesem Falle befolgte sie die beliebten Vorschriften der hergebrachten Staatswirthschaft, ließe kein Geld aus dem Hause gehen, wie keins außer Lande gehen soll, und versorgte sich selbst mit ihrem ganzen Verbrauche, wäre Schuhmacher, Schneider, Bäcker, Metzger, Schreiner, Schlosser, Maurer ꝛc.

Niemand zweifelt, daß eine solche Familie alle Bedürfnisse ungleich theurer bezahlen würde, als sie dieselben von andern beziehen könnte, und in kurzer Zeit verarmen müßte. Diese Regel einer gepriesenen Haushaltung befolgen wirklich alle Wilden, zwar nicht aus Grundsatz, wie die gelehrte Staatswirthschaft, sondern aus Noth und Unwissenheit; und jede Familie verfertigt sich selbst, was sie braucht, und ein Kahn aus einem Baumstamme, der an einem Ende oft zu faulen anfängt, ehe er am andern fertig wird, kostet ihr nicht weniger, als in England ein gut gebautes Schiff. Von diesem Grundsatze gehen indessen alle prohibitiven und beschränkenden Gesetze aus, und wer will, daß ein Staat nur sich selbst abnehme, begeht dieselbe Thorheit, als Derjenige, der fordert, daß eine Familie sich in ihrem Verbrauche auf ihre eigne Production beschränke.

Die Natur hat ihre Gaben unter Länder und Menschen verschieden ausgetheilt, damit in jedem gedeihe und Jeder hervorbringe, was seiner Anlage entspricht, und der Ueberfluß des Einen dem Mangel des Andern hülfreich begegne. Durch diesen Umtausch werden alle Bedürfnisse und Genüsse des Lebens ein Gemeingut, und wir erhalten nicht nur von fremdem Boden, was dem eignen fehlt, sondern wir empfangen auch von ihm und andern Menschen, was wir wohl selbst erzeugen, aber nicht so wohlfeil liefern könnten. So findet ein Fruchtland es weit einträglicher und natürlicher, den Ueberschuß an eignen Erzeugnissen an die Holz- und Weinländer für ihre Producte abzugeben, als diese selbst hervorzubringen, wie der Schreiner sich seine Kleider wohlfeiler von dem Schneider machen läßt, als er sie selbst verfertigen könnte. Ein Marschland, das sich reichlich nährt und auch einen guten Rheingauer noch bezahlen kann, würde gewiß an dem Versuche verarmen, sich den Johannisberger selbst zu ziehen, um ihn nicht zu bezahlen.

Nehmen wir an, eine Gegend erzeuge das Jahr im Durchschnitt für eine Million Gulden Wein, müsse aber von einer andern sich mit Getreide und Holz versehen, wofür sie jährlich die Hälfte von dem Werthe ihres Products mit 500,000 Gulden zu bezahlen hätte; sollte diese Gegend den Weinbau, für den sie geeignet ist, aufgeben, um vielleicht mit größerer Anstrengung an derselben Stelle für 50 Gulden Früchte zu ernten, wo für

100 Gulden Trauben geherbstet werden? Man könnte freilich auf diesem Wege sein Brot im eignen Lande bauen, müßte es aber noch einmal so theuer als vorher bezahlen.

Was von den Erzeugnissen der Natur gilt, muß wohl auch von denen der Industrie, von den Arbeiten der Fabriken und Manufacturen gelten. Warum sollte ich einem inländischen Hutmacher 15 Gulden für einen Hut bezahlen, wenn der Fremde mir ihn für 12 geben will? Damit der inländische Gewerbfleiß, sagt man, belebt und aufgemuntert werde. Die drei Gulden aber, die ich für den einheimischen Hut mehr bezahle, sind eine ungerechte Abgabe, die ich entrichte, um eine schlechte Hutfabrik zu unterstützen, die ihre Capitalien und Hände vortheilhafter auf einen andern Gegenstand verwenden würde. Kann sie nur mit 4 Procent Gewinn Hüte liefern, und verdiente 6 Procent beim Ackerbau, bei der Viehzucht oder dem Fruchthandel, dann kaufen wir und sie selbst die Hüte mit Vortheil vom Auslande. Daß sie ein Monopolium braucht, um bestehen zu können, ist ein Beweis, daß sie nicht bestehen soll.

Es ist wirklich eine eigne unbegreifliche Klage, die wir so oft hören müssen: die Engländer verschenkten ihre Waaren beinahe, um die deutschen und andern Fabriken zu Grunde zu richten. Ich weiß doch wahrhaftig nicht, was wir dabei verlieren könnten, wenn die Engländer ihre Fabricate an uns verschenkten. Auf diesem Wege müßten sie doch gewiß eher sich selbst als uns zu Grunde richten. So lange wir eine Waare von dem Auslande billiger beziehen, als wir sie selbst erzeugen können, sollen wir sie von ihm aus dem einfachen Grunde nehmen, weil wir sie wohlfeiler kaufen als produciren.

Es ist ein großer Nachtheil, daß die Staatswirthschaft durch ihre beschränkende Maßregeln, durch Mauthen und hohe Zölle, die Rechte des Bürgers kränkt, indem sie über das Vermögen des Consumenten zum Vortheil des Producenten verfügt; daß sie für die Sittlichkeit nachtheilig wirkt, indem sich ein Heer von Smugglern bei Douanen bildet, und diese Bestechungen und willkürliche Bedrückungen nach sich ziehen; aber furchtbar und empörend wird dieser Nachtheil erst dadurch, daß die so höchst gefährlichen Mittel mehr von dem erwünschten Ziele entfernen, als zu ihm führen. Das ist indessen wirklich der Fall, wenn sie dem Nationalwohlstande nachtheilig sind, anstatt ihn zu begünstigen. Wie aber der Nationalwohlstand begünstigt werden könne, wenn ein Theil der Nation dem andern, der Abnehmer dem Fabricanten aufgeopfert wird, ist schwer zu fassen. Die Unterstützung, welche dem Producenten auf eine so unbillige Weise zugestanden wird, ist ihm selbst sogar nicht immer nützlich, und

schmeichelt mehr seiner Gemächlichkeit als seinem Vortheil. Durch die Prämie, die er in dem künstlich erhöheten Preise seiner Waare empfängt, wird er in seiner Industrie auf eine Bahn geleitet, die er ohne diesen Reiz nicht verfolgen würde, und seine Thätigkeit erhält eine unnatürliche Richtung. Diese liefert ein Fabricat, das der Abnehmer mit einem höhern Preis bezahlen muß, damit die Fabrik bestehen kann. Ihr Inhaber begnügt sich vielleicht mit fünf Procent Interessen von seinem Capital, verdient deren aber in seinem Geschäfte nur vier, und läßt sich das fünfte gezwungen von dem Abnehmer bezahlen. Erhielte er das fünfte nicht auf diese Weise, dann würde er sein Geschäft aufgeben und ein anderes wählen. Dieses brächte ihm wahrscheinlich seine fünf Procent, weil auf dem festen Lande es keinen Staat gibt, in welchem Ackerbau, Gewerbe und Handel den Grad erreicht hätten, daß sie nicht noch steigen könnten. Die Bestimmung der fünf Procente ist übrigens hier willkürlich, und eine bloße Hypothese ohne Rücksicht auf den bestehenden Zinsfuß.

Aber wir sahen doch, bemerkt man, wie sich, selbst unter Napoleon, gewisse Fabriken erhoben, die ohne drückende Verfügungen gegen den englischen Handel nie aufgekommen wären. Hätten gewisse Zweige des Gewerbfleißes durch ein mäßiges Continentalsystem nicht sehr gewonnen? Ja wohl; ob aber auch zum Vortheil der Völker, ist eine andere Frage. Es ist an sich schon seltsam, daß man dem Continentalsystem jetzt Lobreden hält, das, so lang es bestand, als die größte Thorheit und die schreiendste Ungerechtigkeit des Welttyrannen getadelt ward. Uebrigens sahen wir gewisse Gewerbe durch das Verbot der englischen Waaren gedeihen; das ist unleugbar. Aber eben so unleugbar ist es, daß man mit Prämien und prohibitiven Gesetzen Früchte auf dem Harze, und die für ganz Deutschland nöthigen Zitronen in Treibhäusern ziehen könnte; ob mit Vortheil? Das wird kein Vernünftiger zu behaupten wagen. Es ist ein eigner übelverstandener Stolz, mit dem ein Staat sich rühmen mag, er bringe alles selbst hervor, und brauche die Fremden nicht. Ein Gebiet, das für 30 Millionen Wein erzeugt, ist noch einmal so reich, als das einen ganzen lebendigen Index der drei Reiche der Naturgeschichte hervorbrächte, wenn dieser um nicht mehr als 15 Millionen abzusetzen ist.

Woher kommt es aber, daß sonst kluge Regierungen den Nationalwohlstand durch die Beschränkung des äußern Handels zu befördern glauben, und reiche Völker, wie unter andern auch die Engländer, ihre sehr strengen prohibitiven Gesetze und eine Mauth haben? Diese Thatsache gilt Vielen für einen überzeugenden Beweis, so gewiß es auch übrigens ist, daß England seinen Reichthum den Beschränkungen nicht verdankt, mit denen es den Handel fesselt.

Wäre dies, dann müßten dieselben Mittel allenthalben dieselben Folgen haben, welches wir doch in keinem andern Staate finden. Englands Wohlstand ist so wenig das Werk seiner Mauth, als das hohe Alter, das manche Wüstlinge erreichen, eine wohlthätige Wirkung ihrer ausschweifenden Jugend ist. Mit größerm Rechte würde man folgern, daß England, bei einer gänzlichen Freiheit des Handels, zu einem noch größern Wohlstande, und der Ausschweifende, bei einer mäßigen Lebensweise, zu einem noch höhern und gesundern Alter gelangt seyn würden.

Es gibt Schriftsteller und Staatsleute, die an der Staats- und Weltordnung immer einrichten und flicken, und immer nur verderben, statt zu verbessern. Sie wollen Revolutionen vorbeugen, und machen sie; sie bestehen darauf, für Anderer Glück zu sorgen, die von diesem Glücke nichts wissen wollen und sich unglücklich fühlen. Das alles stört sie nicht; fällt ihnen auch, was sie zusammenhalten wollen, zerbrochen aus der Hand, dann rühmen sie selbstgefällig von sich, wenigstens die Scherben gerettet zu haben. Das ewige Mißlingen flößt ihnen nicht den geringsten Zweifel an ihrer Macht und Weisheit ein. Sie haben Unglück, das können sie selbst nicht leugnen; aber es ist kein Unglück so groß, es ist immer noch Glück dabei. Hat der Arme ein Bein gebrochen, so ist es doch besser, als wenn es beide oder gar der Hals wäre. Das Glück ist ihr Verdienst, das Unglück Anderer Schuld. Geht es auch noch so arg, dann trösten sie sich und die Welt mit der aufrichtigen Versicherung, daß es ohne ihren Beistand noch ärger, vielleicht am ärgsten gehen würde. Wenn ich das so bedenke, dann fällt mir ein Kranker ein, der sich durch den Genuß des Branntweins getödtet hat. Der Arzt verbot ihm das schädliche Getränk und verkündete ihm, wenn er es nicht lassen werde, den nahen Tod. Der traf auch wirklich zur bestimmten Zeit ein. Ich habe es Ihnen vorausgesagt, sprach der Arzt; Sie könnten noch lange leben, wenn Sie sich des Branntweins enthalten wollten; Sie sterben durch Ihre eigene Schuld. Da sind Sie in großem Irrthum, Doctor, versetzte der Patient. Hätte ich mit dem Bischen Branntwein mein schwaches Leben nicht gefristet, dann wäre ich schon lange todt. Daß auch übrigens sehr verständige Leute durch Verwaltungsmaßregeln den Handel und Gewerbfleiß zu beleben und zu leiten glauben, ist sehr natürlich und verzeihlich. Was glaubt der Mensch an einer hohen Stelle nicht alles zu vermögen? Wer ewig Gnaden zu ertheilen hat, sieht endlich in der ganzen Menschheit nur eine gekrümmte Bittstellerin, und dessen Wille nie einen Widerspruch erfährt, der erwartet am Ende von der Natur sogar die geschmeidige Folgsamkeit eines Höflings. Es ist dem Menschen eigen, daß er allenthalben helfend eingreifen will, wo er auch nichts kann als

stören und aufhalten. Drücken wir doch oft voll Ungeduld an einem Wagen oder Schiffe, in dem wir sitzen, um schneller fortzukommen! Sonst will der Mensch auch immer sich des beruhigenden Bewußtseyns freuen, das Seinige gethan zu haben, wo er es besser unterlassen hätte. Sind wir doch zufrieden, wenn ein theurer Verwandter uns unter den Händen eines ungeschickten Arztes stirbt, da wir uns mit Vorwürfen quälen würden, hätten wir ihn ohne fremden Beistand langsam genesen lassen! Wir finden Trost in dem Gedanken, daß wir das Unsrige gethan, und der Arzt das Seinige. Kurz, wer mag alle Anomalien und Bizarrerien der menschlichen Natur erklären? Wir wissen, daß der Staat die zahlreichen Angestellten bei der Lotterie bezahlt und selbst noch einen bedeutenden Vortheil aus ihr zieht, und doch setzen täglich Tausende ein, um zu gewinnen. Sehen wir nicht dieselbe Erscheinung an den Spieltischen, wo Gewinnlustige, obgleich neun und neunzigmal betrogen, auch das hundertstemal das trügerische Glück versuchen!

Wenn ein Staat fremde Fabricate von seinen Märkten ausschließt, dann nützt er den inländischen Fabriken, zum Nachtheil der inländischen Käufer. Zugleich schadet er aber den Fremden, denen er den inländischen Markt verbietet, wenn sie auf demselben mit Vortheil verkaufen könnten. In so weit hätten denn die prohibitiven Gesetze doch ihr Gutes, da sie dem Auslande schaden, wenn sie auch dem eignen Lande nachtheilig sind; und in so weit kann auch der Industriekrieg mit bewaffneter Hand seine Siege haben, die indessen wie die blutigen auf dem Schlachtfelde keinen andern Vortheil bringen, als den größern Nachtheil des Besiegten. Es ist die edle Stimmung jenes Neidharts bei Pfeffel, der mit Vergnügen fühlt, wie sich ihm das eine Auge schließt, sieht er nur mit dem andern seinen Gefährten erblinden. Gelänge es einem Volke, auch von fremden Märkten die fremden Concurrenten mit Gewalt zu verdrängen und allein auf denselben zu verkaufen, dann wäre aller Vortheil ganz auf seiner Seite; es lieferte die Waare nach Belieben, deren Preis es auch nach Gefallen machen könnte. Suchten die Engländer auf diesem Wege den Alleinhandel zu gewinnen, und verdrängten unsre Industrie von unsern Märkten mit Gewalt, dann gäbe es keinen heiligern Krieg als den gegen die reichen und stolzen Insulaner; und ein heiliger Bund wäre der aller Völker, um die anmaßenden Monopolisten in ihr geschlossenes Reich zu bannen. So lange sie uns aber auf die unschädliche Art anfeinden, daß sie uns bessere Waaren um bessere Preise liefern, als wir sie selbst zu verfertigen im Stande sind, können wir uns, denke ich, ihre Feindseligkeit gefallen lassen.

Aber selbst der Staat, dem es gelänge den Welthandel an sich zu reißen und die fremde Industrie von allen Märkten auszu-

schliessen, besäße nur einen relativen Reichthum, weil er weniger arm als andre wäre, aber doch am Ende verarmen müßte. Nur wohlhabende und reiche Menschen und Nationen können kaufen, und ist ihr Gewerbsfleiß unterdrückt, ihre Thätigkeit gelähmt, dann fehlen ihnen endlich mit dem Erwerbe die Mittel zu erwerben, und der Kaufmann steht allein mit seiner Waare auf dem Markte, die keine Käufer findet. Ein solcher Welthandel wäre der Weltherrschaft ähnlich, die sich unter Trümmern und Leichen ohne Nebenbuhler sieht, und ihr sieches Leben unter Todten erhält.

Diese Triumphe des Handels und der Macht gleichen dem der Horazier, denen der Mord der feindlichen Drillinge nicht mehr als zwei Brüder und eine Schwester kostet. So wäre es denn auch möglich, daß ein kleiner Staat, von allen Seiten mit Mauthstaaten umgeben, zu Grunde gehen müßte, suchte er sich nicht durch dieselben Maßregeln zu erhalten. Es tritt hier der Fall der Nothwehr ein, indem man sich entschliessen muß einen Krieg zu führen, der immer ein Uebel ist, aber hier ein unvermeidliches kleineres Uebel, um ein größeres zu verhüten. In einer solchen gezwungenen Lage eines kleinen Staates muß er zu Zeiten den Maßregeln seiner Nachbarn beschränkende Maßregeln entgegensetzen; nicht als wären diese an sich weise und gerecht, sondern weil er sich auf diese Art nur erhalten kann.

Politische Revolutionen, die Entdeckung neuer Handelswege und Märkte, Kriege und ähnliche große Ereignisse stören gewöhnlich das Gleichgewicht in Gewerbsfleiß, Handel, Erzeugung, Verzehrung, Production und Absatz. Der Staat glaubt dann helfend eingreifen zu müssen, und verschwendet eine unbelohnte Mühe an die Wiederherstellung einer Ordnung, die sich ohne fremde Hülfe am sichersten selbst wieder herstellt. Die verschiedenen Elemente streben, ihren natürlichen Gesetzen gemäß, nach dem Gleichgewichte, und jedes nimmt die Stelle ein, die ihm, nach der Beschaffenheit seines Wesens, zukommt. So tritt nach einer großen Ueberschwemmung, wenn die wilden Gewässer abgelaufen sind, der Strom gehorsam in sein gewohntes Bett, in das ihn früher alle Macht des Menschen vergebens zu weisen sich bemüht haben würde. Freilich glaubt die Verwaltung, in solchen Fällen, oft durch die Klugheit ihrer Maßregeln bewirkt zu haben, was auch ohne sie, vielleicht nur schneller, geschehen wäre, und sie nimmt, wie die Arzneikunst zu Zeiten, für ihre Heilmittel ein Verdienst in Anspruch, das der Natur allein gebührt. So erklärte jener Zauberer den Wilden eine Sonnenfinsterniß, indem er sagte, ein großer Drache nehme den leuchtenden Himmelskörper in seinen Rachen, um ihn zu verschlingen; er aber könne und wolle die Welt von dem Unglück retten und das Ungeheuer mit seinen Pfeilen durch-

bohren. Er schoß, und die Sonne zeigte sich bald in ihrer ganzen herrlichen Klarheit. Wem anders als dem Zauberer hatte man das rettende Wunder zu verdanken? Und solche Wunder werden von Regierungen gar oft gewirkt, ohne daß man sie gerade der Zauberei beschuldigen darf.

Die wahre, nie versiegende Quelle des öffentlichen und Privatwohlstandes finden wir also in der Freiheit der Gewerbe und des Handels; und sie muß allgemein werden, diese Freiheit, erst weitschichtige Länder, dann einen Welttheil, später, wo möglich, die ganze Welt umfassen. Einseitige Freiheit kann nachtheilig wirken, wie das freie Wachsthum eines Gliedes an einem organischen Körper, wo alle übrigen zusammengepreßt sind, Mißgestalten hervorbringt: dicke Leiber auf chinesischen Füßen, Zwergobststanden auf Baumstämmen. Wo die Natur mit Gewalt aus ihrer natürlichen Bahn getrieben ist, kann auch oft mit Gewalt nur ihrem verderblichen Wirken begegnet werden. Hat der Mensch, durch Verstümmlung, einmal das natürliche Ebenmaß gestört, dann kann er nur durch ein fortgesetztes Verstümmeln wieder ein künstliches erzwingen, wiewohl die Kunst auf diesem Wege gewöhnlich ein Riesengeschlecht zu Pygmäen verkrüppelt. Was hier und da von hellsehenden und billigdenkenden Regierungen im Kleinen geschieht, um eine natürliche Ordnung der Dinge wieder zurückzuführen, das kann darum den beabsichtigten Zweck selten ganz erreichen. Wo allenthalben thörichte, verkehrte Mittel angewendet werden, da muß die höchste Klugheit in einzelnen Theilen gerade oft zur Verkehrtheit führen, weil sie das Ganze mit sich selbst in Widerspruch setzt. So wird auch Aufrichtigkeit unter Betrügern und Ehrlichkeit unter Gaunern und Spitzbuben gefährlich. Ein solches fragmentarisches Verbessern ist wie ein einzelnes Licht in der tiefen Nacht, das mehr blendet als leuchtet, wie ein neuer Fleck an einem abgetragenen durchlöcherten Mantel, der mehr entstellt als ziert. Darum beweiset auch die verunglückte theilweise Anwendung und Ausführung eines Systems durchaus nichts gegen dasselbe.

Man hält es für ein ganz einfaches Mittel, die eigne Industrie zu heben, indem man die fremde niederdrückt, und das Geld im Lande zu behalten, indem man sein eigner Producent und Verzehrer ist. Alles in der Welt läßt sich ordnen durch Verordnen, und von dem Stocke geht, wie Wallensteins Wachtmeister sehr praktisch sagte, alles Regiment aus. Je höher der Mensch steht, desto mehr ist er Herr der Natur und leitet sie selbst nach seinen vernünftigen Zwecken, statt sich leiten zu lassen von ihrer blinden Kraft. So sagen unsre Weisen; und das schmeichelt unserm Stolze, obgleich es nur mit großen Einschränkungen wahr

ist. Hält man es für groß, die Natur zu beherrschen, dann ist es oft wenigstens sicherer, ihr dienend zu folgen.

Ich weiß dem, was ich bisher gesagt, nicht viel Neues beizufügen. Die Wahrheiten haben, wie die Früchte, ihre Jahreszeiten und Klimate, und was jetzt und hier nicht aufkommt, gedeiht dort und zur andern Zeit. Auch das Hexen-, Ketzer- und Bücherverbrennen hatte seine goldnen Jahrhunderte, und man diente in ihnen der Religion und Aufklärung, wie man jetzt dem Wohlstande und dem Glücke der Völker durch Beschränkung zu dienen glaubt. Ich meinte, unsre Zeit hätte uns gelehrt, die Freiheit höher zu achten, der Weltordnung mehr zu vertrauen, als menschlicher Regierungskunst, besonders wo sich die Thätigkeit und der Vortheil des Menschen selbst ins Gleichgewicht setzen ohne fremden Beistand. Andre denken anders; das ist ihnen zu verzeihen, wie mir, wenn ich anders als sie denke. Um die Wahrheit endlich zu erkennen, thuen wir also wohl, gemeinschaftlich zu untersuchen und zu prüfen, aber nicht zu verketzern und zu verdammen. Das letzte ist indessen leichter, und am leichtesten für die, welche von der Sache selbst am wenigsten verstehen. Die Staatswirthschaft ist ein sehr wichtiger, aber auch ein sehr schwerer Theil der Staatskunst. Wie Viele vermögen es, die tausend verschlungenen Wege zu verfolgen, welche die Kinder des Handels und der Industrie in vielfachern Gestalten als Proteus wandeln? So viel zeigt eine lange und übereinstimmende Erfahrung, daß Handel und Wohlstand nur gedeihen, wo Freiheit ist. Die Geschichte von dem alten Phönizien bis auf das neue Nordamerika, und den italienischen und deutschen Handelsstaaten und Handelsstädten bezeugt diese Wahrheit. Auch hat diese Freiheit von jeher weniger Gefahr gebracht als ihre Beschränkung. Friedrich der Große wollte die Industrie seines Landes ebenfalls wie sein Heer commandiren, und theilte dieses Streben mit allen starken Naturen, die gern ordnend und gestaltend eingreifen, fand aber den Geist des Gewerbfleißes und des Handels von so flüchtiger Art, daß der König, wie der betrogene Ixion, immer eine Wolke statt der Juno haschte.

Napoleon, der viel von der angeführten Natur hatte, theilte dasselbe Vorurtheil mit demselben Erfolg. Wenn es ein schöner Glaube in dem Menschen ist, daß er könne was er will, dann wird dieser Glaube doch nur wahr, wenn der Mensch so weise ist, nichts zu wollen, als was er kann. Zwei Gegenstände werden nicht von Schwert und Scepter erreicht: die öffentliche Meinung — eine Tochter der Cultur und des Zeitgeistes — und der Handel. Ich hoffe, man sieht das nicht als ein Unglück an.

Auch die Spanier hatten, wie die Engländer, ihre prohibitiven Gesetze, sind aber durch sie nicht besonders reich geworden.

Dagegen blühet Nordamerika, bei seinem freien Handel, mit wunderbarer Schnelligkeit auf. Die vereinten Freistaaten hatten beinahe keine Fabriken, und nahmen den Engländern ihre Erzeugnisse ab, wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil sie bei dem Anbaue des Landes größern Vortheil fanden, und die englischen Waaren wohlfeiler kaufen als selbst erzeugen konnten. Die amerikanischen Freistaaten haben sich, wie der Augenschein lehrt, nicht übel dabei befunden. Jetzt erheben sich daselbst auch nach und nach Fabriken. Der Grund ist, weil einige Städte Amerika's reich genug geworden sind, daß sie einen Theil ihrer Capitalien mit Vortheil in Fabriken und Manufacturen anlegen können. Die Natur läßt sich nicht ungestraft Gewalt anthun, und nur was ihr gemäß ist, darf sich Festigkeit und Dauer versprechen. Man will Fabriken, Manufacturen und äußern Handel haben, wo der Ackerbau und der innere Handel noch nicht gehörig entwickelt sind, und bildet, wie es manche Erziehungsmethode that, das Kind sogleich zum Manne. Auf diese Art wurden ganze Länder cultivirt, in denen man Akademien und Universitäten anlegte, da es noch selten Dorfschulen gab. Man ist von dem Ehrgeize des edlen Siegfried von Lindenberg beseelt: man könne des Dinges ja auch wohl haben. So geschieht es denn wirklich, daß wir des Dings selbst haben und machen, wenn es die Abnehmer nur theuer genug bezahlen. So stehen uns Kirschen im Winter und Maiblumen im October zu Gebote.

Die Engländer selbst, sagt man, haben eine Mauth gegen den fremden Handel, und wir sollten so einfältig seyn, dem ihrigen unsre Staaten frei zu geben? — Wenn es zu unserm Nachtheil ist, keineswegs. Aber einfältig wären wir in der That, folgten wir ihrem Beispiel, wenn man erweisen könnte, daß es Verderben bringt; und das allein ist hier die Frage. Englands ganzes finanzielles Gebäude in seiner schwindelnden Höhe ruht auf einem unsichern Fundamente. Gefährlich würde es seyn, dasselbe rasch zu verändern, wo der Bau vollendet ist. Sollen aber Andre, die erst bauen wollen und die Fundamente nach Belieben legen können, denselben Fehler machen? Uebrigens ist es ein dem Menschen natürliches Gefühl, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wenn es auch zu seinem Nachtheil ist. Eine Beleidigung wird mit einer Beleidigung, eine Schimpfrede mit einer Schimpfrede erwiedert. Glaubt man doch eine Ehrensache mit einem Zweikampfe abzuthun, bei dem wahrhaftig Ehre, Vernunft und Recht eine erbärmliche Rolle spielen! Das alles thun wir; ob wir uns aber dadurch ehren, und nicht besser das Gegentheil von allem befolgten, das ist eine andere Frage, und nicht schwer zu beantworten.

Es geht der Freiheit des Handels wie der Preßfreiheit. We-

ist. Hält man es für groß, d[…] Freiheit unzertrennlich sind,
es oft wenigstens sicherer, ih[…]wissen. Seit mehr als dreißig
Ich weiß dem, was […] großen und mächtigen Partei,
zufügen. Die Wahrhei[…] des Volks zu übertreiben, um
zeiten und Klimate, […] Seht ihr's? so ist das Volk! Bei
beiht dort und zur […] den die rohen Auftritte unter dem
Bücherverbrennen […] ausgeschmückt dem anständigen Publicum
in ihnen der N[…] Natürlich sagte dann Jeder, wenn er
stande und d[…] von dem Werfen mit Koth, von dem Aus-
glaubt. I[…] von dem Gedränge und Lärm aus der Hand
höher zu […] uns vor einer solchen Freiheit! Man nahm
licher N[…] einige tausend derbe Menschen, Landbauern und
Borth[…] nicht wie ein Staats- oder Stadtrath versam-
den […] kalter Höflichkeit ihre Meinung oder so etwas sa-
wi[…] nahm Partei gegen das ungeschliffene Volkswesen,
[…] bei ihm respectwidrig im Gedränge sah: das Vor-
[…] und die leere Aufgeblasenheit der Leute von Distinction,
[…] geltend zu machen haben als einen Namen; der Stolz
der Geburt, der die Nähe des Pöbels scheut, um sich nicht zu
verunreinigen; die Aristokratie der Stände und Stellen, die allent-
halben das demüthig gehorsame Volk unter sich sehen will; die
Haarbeutel endlich, die Schlaf- und Schlepprocke, Manschetten,
[…] und gorges de Paris, und alles feine Kleider- und Glie-
derwerk, das im Gewühle Noth leiden kann.

In Frankreich ist das Kunststück über die Maßen gut gelungen. Man hetzte das gutmüthige, arme Volk bis zur Tollheit und Verzweiflung; und da es den Versuchungen der Eitelkeit und der Gewalt der Leidenschaften erlag, rief man: Seht ihr den Pöbel! ein losgebundenes Thier in seiner Freiheit kann des Zaums und Gebisses auch nicht einen Augenblick entbehren. Man war auch durch den Augenschein so innig von dieser Wahrheit überzeugt, daß Wenige es würden auffallend gefunden haben, hätte man wieder Bastillen und lettres de cachet als Mittel der Regierungskunst in Vorschlag gebracht.

Aber was haben alle diese Bemerkungen mit der Freiheit der Gewerbe und des Handels gemein? Sehr viel; denn hier wie dort will man nur den Mißbrauch der Freiheit, nicht aber den des Zwangs und der Gewalt sehen, als gehörte dieser zur nothwendigen Ordnung der Dinge. Seyn wir doch aufrichtig und wahr, ist es uns anders mit dem Guten, das wir stiften wollen, Ernst! Malen wir den Teufel schwarz, den die Schwarzen weiß malen, dann haben wir uns freilich den Himmel zugesichert, und die Mohren mit der Hölle abgefunden; da diese aber ein Gleiches thun, wie wir, so stehen wir immer auf derselben Stelle, und

Religion haben wahrhaftig nichts dabei gewonnen. nennt Schlechtes schlecht und Gutes gut, ohne Stand, Namen und Abkunft, und ihr bleibt der .ceu, die, ewig wie die Menschheit, durch alle Zeiten .ı gilt. Wollt ihr das nicht, dann lassen wir es beim und führen den ewigen Krieg, den wir verwünschen, üben Recht des Stärkern, das wir verdammen, rühmen die Tugend und übergeben uns dem Laster, predigen Menschenliebe, verstehen aber unter Menschen nur uns selbst und die Unsrigen. So wird eine Leidenschaft der andern die Erde und das seltsame, doppeltgestaltete Geschlecht, das sich ihren Herrn nennt, weil ihm die kräftigsten Mittel des Mordes und der Zerstörung zu Gebote stehen, wie einen Fangball zuwerfen; die Gewalt wird sich der Willkür überlassen, bis sie in ihrem Uebermaß sich selbst zerstört, die Freiheit dann an ihre Stelle tritt, die, auch keine Schranken achtend zur Frechheit wird und sich vernichtet; denn jede Kraft, die edelste wie die schlechteste, selbst die Jugend wird durch Uebertreibung zur Selbstmörderin.

Man hat die Menschlichkeit für die leidenden Fabriken angerufen. Wie? sagt man, wollen wir Tausende von Familien verhungern lassen, und das zum Vortheil der Fremden, die uns mit ihren Fabricaten um etwas billigere Preise versehen? Da sey Gott für! Das ist auch keineswegs unsre Meinung. Das Unglück wird, wie wir meinen, auf eine sehr erlaubte Weise etwas größer dargestellt, um sich der Theilnahme desto gewisser zu versichern. Aber angenommen, alles verhalte sich, wie es die Freunde der Beschränkung sagen, so haben die Unglücklichen ohne Zweifel Ansprüche auf unsre Unterstützung, aber doch sicher nicht das Recht auf eine Abgabe, an der andre Unglückliche bezahlen müßten. Diese Abgabe wird aber durch die Begünstigung der Fabricanten zum Nachtheil der Consumenten wirklich auf die Abnehmer gelegt. Es gibt in allen Ständen und Gewerben Unglückliche, und die es so schuldlos sind, als Fabricanten ohne Absatz; warum werden auch nicht für diese Privilegien, Begünstigungen und Verbote in Anspruch genommen? Der Gelehrte und Lehrer ist der Sorgfalt werth wie der Fabricant; doch ist es noch keinem Menschen eingefallen, sie ihm auf Kosten seiner Schüler und Zöglinge auf eine gezwungene Art zu schenken. Schuhmacher, Schlosser und Schreiner, wie alle Gewerbs- und Handwerksleute sind in demselben Falle. Endlich ist es auch falsch, daß der inländische Fabricant dem fremden aufgeopfert werde. Der inländische Consument will sich nur dem inländischrn Producenten nicht opfern lassen. Darum ist es zu thun, nicht aber um fremde Waaren, die übrigens aus England oder China kommen mögen.

Alles hat man versucht, um die Nothwendigkeit prohibitiver Maßregeln zum Besten des inländischen Gewerbfleißes zu beweisen. Man wollte überzeugen und überreden; bemühte sich den Verstand durch Gründe, und das Herz durch Gefühle zu gewinnen. Auch der Witz wurde aufgeboten, um die Vertheidiger des freien Verkehrs lächerlich zu machen; aber der Witz ist eine Art Waffen, die der Deutsche selten, und, wie man sagt, noch seltner gut führt. Auch wirkt er nicht sehr auf uns, und was ein schöner Geist lächerlich zu machen weiß, ist bei uns darum noch nicht verächtlich oder abgeschmackt. Ein Freund der Beschränkung meinte unter andern: Solle man allenthalben die Natur gehen lassen, wie es die Vertheidiger des freien Handels wollten, dann brauche man auch keine Kanäle und Kunststraßen anzulegen, weil sie ebenfalls eine künstliche Störung der Natur seyen. Nach einem alten Sprichworte hinkt jeder Vergleich; dieser aber ist ganz lahm. Kanäle und Kunststraßen, wie überhaupt alle Mittel, welche die Verbindung und das Verkehr der Menschen erleichtern, sind bestimmt, die Producenten und Consumenten in der größten Anzahl auf die kürzeste und gemächlichste Art zusammenzuführen; die prohibitiven Maßregeln aber vermindern die Anzahl der Verkäufer, um den Preis der Waare in der Höhe zu halten, und am Ende auch die der Abnehmer, weil der Consument immer den Markt sucht, der ihm den billigsten Preis macht. Kanäle und Kunststraßen sind zum Besten Aller, des Hervorbringers und des Verzehrers; die prohibitiven Maßregeln aber sind nur für jenen. Kanäle und Kunststraßen machen die Waare wohlfeiler, die prohibitiven Mittel können sie nur vertheuern. Kanäle und Kunststraßen sind im Sinne des freien Handels, weil sie zusammenführen und verbinden, aber gerade dem Geiste der prohibitiven Maßregeln entgegen, die scheiden, trennen und isoliren.

Schon im Jahre 1785 schrieb der gefühlvolle und geistreiche Dupaty, in seinen Briefen über Italien, was wir hier lesen:

„Der Großherzog Leopold von Toskana liebt sein Volk; er hat die unnöthigen Abgaben aufgehoben, beinahe alle seine Truppen entlassen und die Festungswerke von Pisa geschleift, deren Unterhaltung zu kostspielig war; er hat die Steinmassen niedergeworfen, welche die Menschen erdrückten. Er fand, daß sein Hof ihm sein Volk verberge, und hat keinen Hof mehr. Man kann ihm vorgestellt werden, ohne von vierhundertjährigem Adel zu seyn, ohne von denen abzustammen, die sich mit seinen Ahnen um die Krone stritten. Sein Palast steht allen seinen Unterthanen ohne Ausnahme offen, wie die Kirchen. Nur drei Tage in der Woche sind einer gewissen Classe von Menschen vorbehalten; aber weder

den Großen noch den Reichen, weder den Malern noch den Tonkünstlern oder Dichtern, sondern — den Unglücklichen."

„In andern Ländern sind der Handel und die Industrie, wie der Boden, das Erbtheil einer kleinen Anzahl von Menschen geworden; bei Leopold darf jeder treiben, worauf er sich versteht; man hat einen Stand, besitzt man ein Talent; es gibt da nur Einen ausschließlichen Vorzug — das Genie. Eines Tags bedauerte jemand in seiner Gegenwart, daß seine Staaten nicht größer seyen. Ach! erwiederte er, es gibt noch Unglückliche darin."

„Man sagt gegen den Großherzog, seitdem er die unbeschränkte Freiheit des Handels und der Industrie eingeführt habe, seyen die Handwerker ohne Brot. Ich hatte darüber eine Unterredung mit einem sehr unterrichteten Manne, die ich hier mittheilen will. Ich habe, sagte ich zu diesem, das Hospital von Pisa besucht; und nie sah ich Hospitäler, in denen sich die Menschheit weniger über die Paläste zu beschweren hätte."

— „Man könnte es immer noch besser machen", erwiederte die Person, mit der ich sprach.

— „Diese Hospitäler haben wenigstens Einen großen Vortheil, den nämlich, daß sie sehr luftig gebaut sind. Die Luft ist für den Gesunden das erste Nahrungsmittel, und für den Kranken die erste Arznei."

— „Sie haben unsere Hospitäler gesehen? Sie reisen also nicht wie die Engländer gewöhnlich. Von hundert gibt es auch nicht zwei, die sich zu unterrichten suchen. Große Strecken zu Wasser oder zu Land zurücklegen, in den Gasthäusern Punsch oder Thee machen, von allen andern Nationen Böses reden und unaufhörlich nur die ihrige rühmen, das heißt bei den meisten Engländern reisen. Das Postbuch ist das einzige, aus dem sie Belehrung schöpfen."

— „Aber ich bitte Sie, sagen Sie mir doch, welche Wirkung hat die unbeschränkte Handelsfreiheit hervorgebracht?"

— „Eine so gute, daß ich keinem Menschen auf der Welt rathen möchte, den Versuch zu machen, das beschränkende System wieder einzuführen, wenn er nicht allenfalls Lust hat, von dem Volke gesteinigt zu werden. Ich habe alles gelesen, was in Ihrem Lande für oder gegen diese Freiheit gethan und geschrieben worden ist. Die Erfahrung hat die Frage für dieselbe entschieden. Ehe sie in Toskana eingeführt war, hatten wir zwei Mißjahre; der Staat mußte für hunderttausend Thaler Getreide kaufen; es kam zu vielen unruhigen Bewegungen, und die Hungersnoth war nicht mehr fern. Seitdem diese Freiheit besteht, hatten wir drei noch schlimmere Jahre. Es wurden aber keine Früchte gekauft, und keine Schulden gemacht; es gab keine Unruhen, und

Toskana lebte. Ich glaube wirklich, daß die Freiheit des Handels, wenn sie heilsame Folgen haben soll, unbeschränkt seyn muß. Stört man den Strom in seinem Laufe, dann bleiben seine Gewässer bald stehen, bald treten sie aus. Die Freiheit des Handels hat auf den Feldbau und den Gewerbfleiß außerordentlich vortheilhaft gewirkt; der Landmann ist reich, der Handwerker wohlhabend. Die ersten Jahre wollte es freilich nicht recht gehen; es gab Reibungen und kostete Anstrengung; aber so ist's mit allem Anfang. Wenn die Freiheit es versucht, allein zu gehen, strauchelt und fällt sie immer von Zeit zu Zeit; aber jeder Fall belehrt sie, und jeder Schritt gibt ihr neue Kraft."

— „Ohne Zweifel", antwortete ich, „können alle Gesetze, die etwas anders als Verbrechen verbieten, nur Druck und Willkür seyn." —

„Mit wem, glauben Sie wohl, daß ich diese Unterredung hatte? Mit dem Großherzoge selbst; er führte diese Sprache, hörte meine Einwendungen und suchte sie zu heben. Und dabei sagte er immer: Man hat das gethan; die Regierung hat es so gemacht, und nie sprach er von sich selbst. Eine ganze Stunde redete er mit mir stehend, in einem Cabinette, wo ein einfacher Tisch ihm als Schreibpult diente. Tannene Diehle, ein blechener Leuchter, ein Licht, das war die Pracht, die ich dort sah; denn der Großherzog hat keinen andern Luxus als das Glück seines Volks."

Wenn sich auch alles bei uns vereinigte, um die Theilung des herrlichen, zerstückelten Landes und Volkes zu verewigen, dann steht wenigstens nichts dem freien Verkehr der verschiedenen Staaten untereinander entgegen; im Gegentheil fordert es das Wohl Einzelner und Aller, der Volksstämme und der ganzen Nation. Daß Deutschland von mehrern Regenten beherrscht wird, und nicht von Einem, ist keineswegs ein Unglück, bilden die verschiedenen Staaten nur einen Staatenbund, durch Sprache, Sitten, freien Handel, eine gemeinschaftliche und politische Gesetzgebung in Frieden und Krieg vereinigt. Will in der Vielherrschaft aber sich jede Herrschaft vereinzeln und nach eignen Launen ihren Weg verfolgen, ohne Rücksicht auf die Gesammtheit, dann werden sie selbst, wie diese, früher oder später untergehen. Hier wollen wir nur von dem Besten der Industrie und des Handels reden und den Wunsch äußern, daß unter allen deutschen Staaten eine vollkommene Freiheit und unbeschränkte Freizügigkeit herrsche für den Menschen und sein Eigenthum, für rohe Stoffe sowohl als für Fabricate. So, und nur so kann der Wohlstand gedeihen bei einzelnen Bürgern und ganzen Völkern.

Schwerlich dürften die eigennützigen Klagen der Fabricanten und Manufactaristen in Zukunft mehr unbedingten Glauben fin-

den. Die Meinung, Beschränkungen, prohibitive Gesetze, Zölle, Prämien oder Verbote könnten den Wohlstand eines Landes befördern, wird in ihrer ganzen Blöße erkannt werden. Diese Meinung konnten nur Menschen nähren, unterhalten und verbreiten, die ihr eignes Beste zum allgemeinen Besten, ihren Privatvortheil zum Vortheil des Staates machen wollten. Diese Falschmünzerei hat uns schon zu viel gekostet, als daß wir unser wahres Interesse nicht endlich erkennen sollten. Monopolien wollen sie, einen ausschließlichen Markt, eine Anweisung auf des Consumenten Vermögen; auf fremde Kosten wollen sie sich erhalten und bereichern. Aber nicht nur die Fabriken und Manufacturen sind Töchter des Vaterlandes; in allen Zweigen der Industrie muß dieses die gleichgeborenen Kinder anerkennen. Für Alle gibt es gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Jedes zarte Pflänzchen, das eine besondere Wartung und Treibhauspflege braucht, um nicht zu sterben, ist unserm Himmel und Boden fremd. Die Fabriken, die oft viel Aufsehen machen, ohne immer großen Vortheil zu bringen, betrachteten sich auf eine gewisse Art als den privilegirten Stand unter den bürgerlichen Gewerben, und forderten besondere Begünstigungen, um sich auf ihrem vornehmen Fuße zu erhalten.

Zu der Klage, daß die Engländer ihre Fabricate spottwohlfeil losschlagen, gesellt sich auch gewöhnlich die, daß sie die rohen Stoffe um einen Preis bei uns aufkaufen, den die inländischen Fabricanten nicht zu bezahlen im Stande sind. Es ist schwer zu entscheiden, welche von beiden Beschwerden als die seltsamere gelten mag. Man wagt also an ein Volk die Zumuthung, es solle den Fabricanten nicht allein eine zwecklose Prämie bezahlen, sondern der Erzeuger roher Stoffe müsse auch diese noch unter dem Preise an sie geben! Also eine doppelte Auflage zum Vortheil der Fabriken! Sind diese denn allein Christen, möchte man mit Pope fragen, und alle andre fleißige und bescheidene Gewerbe Heiden? Und doch wurden diese Klagen in allen Staaten des Continents mit Ernst und Nachdruck wiederholt; und doch hat man es sehr getadelt, daß der Eigenthümer von unverarbeiteter Wolle nicht durch ein Gesetz angehalten werde sein Product an den inländischen Fabricanten wohlfeiler zu geben, um sie ihm fabricirt auch wieder theurer abzukaufen! Er soll also bei dem Verkauf seiner Wolle einmal, und bei dem Kaufe derselben, wenn er sie als Tuch, Hüte u. s. w. wieder zurück erhält, zum zweiten Mal verlieren, und immer an den Fabricanten; und auf diesem Wege glaubt man den Nationalwohlstand zu befördern! Um das zu begreifen, reicht unsere Fassungskraft, wir gestehen es aufrichtig, nicht hin.

Will man also einen ehrlichen und rechtlichen Krieg führen gegen fremden Handel und Gewerbfleiß, dann kann und darf es nur durch unsern Handel und Gewerbfleiß in seiner Concurrenz geschehen. Der Consument muß in seinem Lande die Waare so gut und wohlfeil finden, wie im Auslande, will man ihm zumuthen sie nicht hier, sondern dort zu kaufen. Für vaterländische Erzeugnisse und Institute wird, ist der Nachtheil sonst nicht sehr bedeutend, der Bürger immer eine Vorliebe haben, beseelt ihn anders vaterländischer Sinn; und das Beispiel der Großen und Angesehenen der Nation kann derselben in ihrem Geschmacke immer eine nützliche Richtung geben. Alle diese und ähnliche Mittel sind keineswegs zu tadeln, sondern rühmlich und werden auch gewiß nie ihren Zweck verfehlen, weiß man sie nur zweckmäßig anzuwenden. Sonst soll unser Bestreben dahin gehen, fremde Nationen in Kunst und Fleiß zu erreichen oder zu übertreffen; das ist der wahre Krieg, den wir gegen ihre Industrie führen können.

Gegen die unbedingte Freiheit der Gewerbe und des Handels werden viele, und, unter gewissen Verhältnissen und Umständen, nicht ungegründete Einwendungen gemacht. Indessen kann ich nicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß mit dieser unbedingten Freiheit eine größere Gefahr verbunden sey, als mit der Befugniß der Regierung, nach Gefallen Verbote und Beschränkungen eintreten zu lassen; die Nachtheile jener sind weder so zahlreich, noch so verderblich, und werden gewöhnlich durch die Natur der Dinge, die sie augenblicklich herbeigeführt, auf die Dauer wieder entfernt; da ein Irrthum und Mißgriff der Regierung hingegen eine neue Verfügung derselben nöthig macht, um den Folgen der ersten zu begegnen, und sie auf diese Weise sich im steten Kampfe mit der Natur der Dinge sieht, die am Ende doch, früher oder später, den Sieg erlangt.

Regierungen sehen es als verdienstlich an, durch Abgaben und Verbote einem gewissen Zweige der Gewerbe und des Handels, der gerade leidet, durch Privilegien und Aufmunterung, wozu besonders die Beschränkung oder gänzliche Entfernung fremder Concurrenz gehört, wenn auch nur vorübergehend, aufzuhelfen. Diese Absicht mag zu loben seyn und oft gedeihlich wirken; doch lohnt es sich der Mühe, die Wirkungen dieses Verfahrens näher zu betrachten. Wir wollen uns mit einem Beispiele behelfen.

Die Weinbauern in den preußischen Rheinlanden sind mit dem starken Zolle, der auf dem Eingang fremder Weine liegt, natürlich sehr zufrieden. Sie sehen sich dadurch in Stand gesetzt, hohe Preise für ihr Erzeugniß zu machen, da sie fast allein den inländischen Markt versehen, und so eine Art von Monopol ha-

ben. Was für ihren Wein mehr bezahlt wird, als dafür bezahlt würde, wenn fremden Weinen der freie Eingang gestattet wäre, das erhalten sie als Prämie, die der Consument bezahlt. Es ist gerade so gut, als wenn dieser eine Abgabe zum Besten des Weinproducenten zu entrichten hätte, die der Summe gleichkommt, welche dieser weniger erlösen würde, wenn der Weinhandel frei gegeben wäre. Der Consument bezahlt aber nicht blos den Mehrbetrag des Erlöses der inländischen Weinbauern, sondern auch noch eine Einnahme für den Staat, die ebenfalls der Consument entrichtet, der fremde Weine trinkt, und überdies die Besoldung der Angestellten, die mit der Erhebung der auf die Consumtion der Weine gelegten Abgabe beauftragt sind. Die ganze Auflage lastet also auf dem Lande, und es ist als würde eine Summe Geldes aus der einen Tasche genommen, um sie in die andere zu bringen, jedoch nach dem Abzuge dessen, was die Regierung, die in der Mitte steht, davon genommen hat.

Indessen hört man die Consumenten, die den Weinproducenten eine Prämie und dem Staate noch eine Abgabe bezahlen müssen, darüber selten klagen. Darin liegt eben der Vortheil der meisten indirecten Steuern, daß man sich frei fühlt, sie zu bezahlen oder nicht, und daß man sie gelegentlich entrichtet, gerade wenn man Geld hat. Man ist nicht verpflichtet, Wein zu trinken; hat man aber Lust und Geld dazu, dann bezahlt man die Flasche fast eben so willig mit 40 Kreuzer, als sonst mit 30. Die Weinpreise sind ohnedies ungleich, und wechseln mit der Menge und Güte des Ertrags des Weinstocks, und der Consument merkt nicht besonders darauf, ob ihm die Regierung oder die Natur den Wein vertheuert. Müßte er als Personal- oder Kopfsteuer an den Staat entrichten, was er nach Belieben von Zeit zu Zeit als Weinsteuer bezahlt, dann würde er über die Härte und Willkür der Regierung schreien; so aber besteuert er sich auf eine gewisse Art selbst, et volenti non fit injuria.

Es mag Fälle geben, in denen, wie gesagt, der Staat wohl thut, wenn er eine Art Industrie vor anderen begünstigt. Solche Fälle können aber doch nur eintreten, wenn die Industrie, welche Unterstützung in Anspruch nimmt, dem Lande und seinen Bewohnern angemessen ist und nur durch ungewöhnliche Ereignisse vorübergehend leidet. Dann ist der Beistand lobenswerth, wenn die Gefahr auch mit einigen Opfern der übrigen Gesellschaft abgewendet wird. Das heißt Hülfe in der Noth; die Noth aber ist ein Zufall, ein Schlag des Schicksals, die Folge einer unglücklichen Begebenheit, und keineswegs in der Natur dieses Zweigs der Industrie gegründet. So wäre es zu wünschen, daß der Weinbauer am Rhein in seiner bedrängten Lage, die größten-

ist. Hält man es für groß, die Natur zu beherrschen, dann ist es oft wenigstens sicherer, ihr dienend zu folgen.

Ich weiß dem, was ich bisher gesagt, nicht viel Neues beizufügen. Die Wahrheiten haben, wie die Früchte, ihre Jahreszeiten und Klimate, und was jetzt und hier nicht aufkommt, gedeiht dort und zur andern Zeit. Auch das Hexen-, Ketzer- und Bücherverbrennen hatte seine goldnen Jahrhunderte, und man diente in ihnen der Religion und Aufklärung, wie man jetzt dem Wohlstande und dem Glücke der Völker durch Beschränkung zu dienen glaubt. Ich meinte, unsre Zeit hätte uns gelehrt, die Freiheit höher zu achten, der Weltordnung mehr zu vertrauen, als menschlicher Regierungskunst, besonders wo sich die Thätigkeit und der Vortheil des Menschen selbst ins Gleichgewicht setzen ohne fremden Beistand. Andre denken anders; das ist ihnen zu verzeihen, wie mir, wenn ich anders als sie denke. Um die Wahrheit endlich zu erkennen, thuen wir also wohl, gemeinschaftlich zu untersuchen und zu prüfen, aber nicht zu verketzern und zu verdammen. Das letzte ist indessen leichter, und am leichtesten für die, welche von der Sache selbst am wenigsten verstehen. Die Staatswirthschaft ist ein sehr wichtiger, aber auch ein sehr schwerer Theil der Staatskunst. Wie Viele vermögen es, die tausend verschlungenen Wege zu verfolgen, welche die Kinder des Handels und der Industrie in vielfachern Gestalten als Proteus wandeln? So viel zeigt eine lange und übereinstimmende Erfahrung, daß Handel und Wohlstand nur gedeihen, wo Freiheit ist. Die Geschichte von dem alten Phönizien bis auf das neue Nordamerika, und den italienischen und deutschen Handelsstaaten und Handelsstädten bezeugt diese Wahrheit. Auch hat diese Freiheit von jeher weniger Gefahr gebracht als ihre Beschränkung. Friedrich der Große wollte die Industrie seines Landes ebenfalls wie sein Heer commandiren, und theilte dieses Streben mit allen starken Naturen, die gern ordnend und gestaltend eingreifen, fand aber den Geist des Gewerbfleißes und des Handels von so flüchtiger Art, daß der König, wie der betrogene Ixion, immer eine Wolke statt der Juno haschte.

Napoleon, der viel von der angeführten Natur hatte, theilte dasselbe Vorurtheil mit demselben Erfolg. Wenn es ein schöner Glaube in dem Menschen ist, daß er könne was er will, dann wird dieser Glaube doch nur wahr, wenn der Mensch so weise ist, nichts zu wollen, als was er kann. Zwei Gegenstände werden nicht von Schwert und Scepter erreicht: die öffentliche Meinung — eine Tochter der Cultur und des Zeitgeistes — und der Handel. Ich hoffe, man sieht das nicht als ein Unglück an.

Auch die Spanier hatten, wie die Engländer, ihre prohibitiven Gesetze, sind aber durch sie nicht besonders reich geworden.

Dagegen blühet Nordamerika, bei seinem freien Handel, mit wunderbarer Schnelligkeit auf. Die vereinten Freistaaten hatten beinahe keine Fabriken, und nahmen den Engländern ihre Erzeugnisse ab, wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil sie bei dem Anbaue des Landes größern Vortheil fanden, und die englischen Waaren wohlfeiler kaufen als selbst erzeugen konnten. Die amerikanischen Freistaaten haben sich, wie der Augenschein lehrt, nicht übel dabei befunden. Jetzt erheben sich daselbst auch nach und nach Fabriken. Der Grund ist, weil einige Städte Amerika's reich genug geworden sind, daß sie einen Theil ihrer Capitalien mit Vortheil in Fabriken und Manufacturen anlegen können. Die Natur läßt sich nicht ungestraft Gewalt anthun, und nur was ihr gemäß ist, darf sich Festigkeit und Dauer versprechen. Man will Fabriken, Manufacturen und äußern Handel haben, wo der Ackerbau und der innere Handel noch nicht gehörig entwickelt sind, und bildet, wie es manche Erziehungsmethode that, das Kind sogleich zum Manne. Auf diese Art wurden ganze Länder cultivirt, in denen man Akademien und Universitäten anlegte, da es noch selten Dorfschulen gab. Man ist von dem Ehrgeize des edlen Siegfried von Lindenberg beseelt: man könne des Dinges ja auch wohl haben. So geschieht es denn wirklich, daß wir des Dings selbst haben und machen, wenn es die Abnehmer nur theuer genug bezahlen. So stehen uns Kirschen im Winter und Maiblumen im October zu Gebote.

Die Engländer selbst, sagt man, haben eine Mauth gegen den fremden Handel, und wir sollten so einfältig seyn, dem ihrigen unsre Staaten frei zu geben? — Wenn es zu unserm Nachtheil ist, keineswegs. Aber einfältig wären wir in der That, folgten wir ihrem Beispiel, wenn man erweisen könnte, daß es Verderben bringt; und das allein ist hier die Frage. Englands ganzes finanzielles Gebäude in seiner schwindelnden Höhe ruht auf einem unsichern Fundamente. Gefährlich würde es seyn, dasselbe rasch zu verändern, wo der Bau vollendet ist. Sollen aber Andre, die erst bauen wollen und die Fundamente nach Belieben legen können, denselben Fehler machen? Uebrigens ist es ein dem Menschen natürliches Gefühl, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wenn es auch zu seinem Nachtheil ist. Eine Beleidigung wird mit einer Beleidigung, eine Schimpfrede mit einer Schimpfrede erwiedert. Glaubt man doch eine Ehrensache mit einem Zweikampfe abzuthun, bei dem wahrhaftig Ehre, Vernunft und Recht eine erbärmliche Rolle spielen! Das alles thun wir; ob wir uns aber dadurch ehren, und nicht besser das Gegentheil von allem befolgten, das ist eine andere Frage, und nicht schwer zu beantworten.

Es geht der Freiheit des Handels wie der Preßfreiheit. We-

gen einiger Mißbräuche, die von aller Freiheit ungertrennlich sind, will man den Gebrauch aufgehoben wissen. Seit mehr als dreißig Jahren gehört es zur Taktik einer großen und mächtigen Partei, alle Bewegungen und Aeußerungen des Volks zu übertreiben, um der Welt sagen zu können: Seht ihr's? so ist das Volk! Bei jeder Wahl in England wurden die rohen Auftritte unter dem großen Haufen rednerisch ausgeschmückt dem anständigen Publicum des Continents erzählt. Natürlich sagte dann Jeder, wenn er den gräulichen Bericht von dem Werfen mit Koth, von dem Auszischen und Lachen, von dem Gedränge und Lärm aus der Hand legte: Gott bewahre uns vor einer solchen Freiheit! Man nahm es sehr übel, daß einige tausend derbe Menschen, Landbauern und Gewerbsleute, sich nicht wie ein Staats- oder Stadtrath versammeln, und mit kalter Höflichkeit ihre Meinung oder so etwas sagen. Alles nahm Partei gegen das ungeschliffene Volkswesen, alles, was sich bei ihm respectwidrig im Gedränge sah: das Vornehmthun und die leere Aufgeblasenheit der Leute von Distinction, die nichts geltend zu machen haben als einen Namen; der Stolz der Geburt, der die Nähe des Pöbels scheut, um sich nicht zu verunreinigen; die Aristokratie der Stände und Stellen, die allenthalben das demüthig gehorsame Volk unter sich sehen will; die Haarbeutel endlich, die Schlaf- und Schlepprröcke, Manschetten, culs und gorges de Paris, und alles feine Kleider- und Gliederwerk, das im Gewühle Noth leiden kann.

In Frankreich ist das Kunststück über die Maßen gut gelungen. Man hetzte das gutmüthige, arme Volk bis zur Tollheit und Verzweiflung; und da es den Versuchungen der Eitelkeit und der Gewalt der Leidenschaften erlag, rief man: Seht ihr den Pöbel! ein losgebundenes Thier in seiner Freiheit kann des Zaums und Gebisses auch nicht einen Augenblick entbehren. Man war auch durch den Augenschein so innig von dieser Wahrheit überzeugt, daß Wenige es würden auffallend gefunden haben, hätte man wieder Bastillen und lettres de cachet als Mittel der Regierungskunst in Vorschlag gebracht.

Aber was haben alle diese Bemerkungen mit der Freiheit der Gewerbe und des Handels gemein? Sehr viel; denn hier wie dort will man nur den Mißbrauch der Freiheit, nicht aber den des Zwangs und der Gewalt sehen, als gehörte dieser zur nothwendigen Ordnung der Dinge. Seyn wir doch aufrichtig und wahr, ist es uns anders mit dem Guten, das wir stiften wollen, Ernst! Malen wir den Teufel schwarz, den die Schwarzen weiß malen, dann haben wir uns freilich den Himmel zugesichert, und die Mohren mit der Hölle abgefunden; da diese aber ein Gleiches thun, wie wir, so stehen wir immer auf derselben Stelle, und

wir und die Religion haben wahrhaftig nichts dabei gewonnen. So in allem; nennt Schlechtes schlecht und Gutes gut, ohne Rücksicht auf Stand, Namen und Abkunft, und ihr bleibt der Wahrheit getreu, die, ewig wie die Menschheit, durch alle Zeiten und Zonen gilt. Wollt ihr das nicht, dann lassen wir es beim Alten, und führen den ewigen Krieg, den wir verwünschen, üben das Recht des Stärkern, das wir verdammen, rühmen die Tugend und übergeben uns dem Laster, predigen Menschenliebe, verstehen aber unter Menschen nur uns selbst und die Unsrigen. So wird eine Leidenschaft der andern die Erde und das seltsame, doppeltgestaltete Geschlecht, das sich ihren Herrn nennt, weil ihm die kräftigsten Mittel des Mordes und der Zerstörung zu Gebote stehen, wie einen Fangball zuwerfen; die Gewalt wird sich der Willkür überlassen, bis sie in ihrem Uebermaß sich selbst zerstört, die Freiheit dann an ihre Stelle tritt, die, auch keine Schranken achtend zur Frechheit wird und sich vernichtet; denn jede Kraft, die edelste wie die schlechteste, selbst die Jugend wird durch Uebertreibung zur Selbstmörderin.

Man hat die Menschlichkeit für die leidenden Fabriken angerufen. Wie? sagt man, wollen wir Tausende von Familien verhungern lassen, und das zum Vortheil der Fremden, die uns mit ihren Fabricaten um etwas billigere Preise versehen? Da sey Gott für! Das ist auch keineswegs unsre Meinung. Das Unglück wird, wie wir meinen, auf eine sehr erlaubte Weise etwas größer dargestellt, um sich der Theilnahme desto gewisser zu versichern. Aber angenommen, alles verhalte sich, wie es die Freunde der Beschränkung sagen, so haben die Unglücklichen ohne Zweifel Ansprüche auf unsre Unterstützung, aber doch sicher nicht das Recht auf eine Abgabe, an der andre Unglückliche bezahlen müßten. Diese Abgabe wird aber durch die Begünstigung der Fabricanten zum Nachtheil der Consumenten wirklich auf die Abnehmer gelegt. Es gibt in allen Ständen und Gewerben Unglückliche, und die es so schuldlos sind, als Fabricanten ohne Absatz; warum werden auch nicht für diese Privilegien, Begünstigungen und Verbote in Anspruch genommen? Der Gelehrte und Lehrer ist der Sorgfalt werth wie der Fabricant; doch ist es noch keinem Menschen eingefallen, sie ihm auf Kosten seiner Schüler und Zöglinge auf eine gezwungene Art zu schenken. Schuhmacher, Schlosser und Schreiner, wie alle Gewerbs- und Handwerksleute sind in demselben Falle. Endlich ist es auch falsch, daß der inländische Fabricant dem fremden aufgeopfert werde. Der inländische Consument will sich nur dem inländischen Producenten nicht opfern lassen. Darum ist es zu thun, nicht aber um fremde Waaren, die übrigens aus England oder China kommen mögen.

Alles hat man versucht, um die Nothwendigkeit prohibitiver Maßregeln zum Besten des inländischen Gewerbfleißes zu beweisen. Man wollte überzeugen und überreden; bemühte sich den Verstand durch Gründe, und das Herz durch Gefühle zu gewinnen. Auch der Witz wurde aufgeboten, um die Vertheidiger des freien Verkehrs lächerlich zu machen; aber der Witz ist eine Art Waffen, die der Deutsche selten, und, wie man sagt, noch seltner gut führt. Auch wirkt er nicht sehr auf uns, und was ein schöner Geist lächerlich zu machen weiß, ist bei uns darum noch nicht verächtlich oder abgeschmackt. Ein Freund der Beschränkung meinte unter andern: Solle man allenthalben die Natur gehen lassen, wie es die Vertheidiger des freien Handels wollten, dann brauche man auch keine Kanäle und Kunststraßen anzulegen, weil sie ebenfalls eine künstliche Störung der Natur seyen. Nach einem alten Sprichworte hinkt jeder Vergleich; dieser aber ist ganz lahm. Kanäle und Kunststraßen, wie überhaupt alle Mittel, welche die Verbindung und das Verkehr der Menschen erleichtern, sind bestimmt, die Producenten und Consumenten in der größten Anzahl auf die kürzeste und gemächlichste Art zusammenzuführen; die prohibitiven Maßregeln aber vermindern die Anzahl der Verkäufer, um den Preis der Waare in der Höhe zu halten, und am Ende auch die der Abnehmer, weil der Consument immer den Markt sucht, der ihm den billigsten Preis macht. Kanäle und Kunststraßen sind zum Besten Aller, des Hervorbringers und des Verzehrers; die prohibitiven Maßregeln aber sind nur für jenen. Kanäle und Kunststraßen machen die Waare wohlfeiler, die prohibitiven Mittel können sie nur vertheuern. Kanäle und Kunststraßen sind im Sinne des freien Handels, weil sie zusammenführen und verbinden, aber gerade dem Geiste der prohibitiven Maßregeln entgegen, die scheiden, trennen und isoliren.

Schon im Jahre 1785 schrieb der gefühlvolle und geistreiche Dupaty, in seinen Briefen über Italien, was wir hier lesen:

„Der Großherzog Leopold von Toskana liebt sein Volk; er hat die unnöthigen Abgaben aufgehoben, beinahe alle seine Truppen entlassen und die Festungswerke von Pisa geschleift, deren Unterhaltung zu kostspielig war; er hat die Steinmassen niedergeworfen, welche die Menschen erdrückten. Er fand, daß sein Hof ihm sein Volk verberge, und hat keinen Hof mehr. Man kann ihm vorgestellt werden, ohne von vierhundertjährigem Adel zu seyn, ohne von denen abzustammen, die sich mit seinen Ahnen um die Krone stritten. Sein Palast steht allen seinen Unterthanen ohne Ausnahme offen, wie die Kirchen. Nur drei Tage in der Woche sind einer gewissen Classe von Menschen vorbehalten; aber weder

den Großen noch den Reichen, weder den Malern noch den Tonkünstlern oder Dichtern, sondern — den Unglücklichen."

„In andern Ländern sind der Handel und die Industrie, wie der Boden, das Erbtheil einer kleinen Anzahl von Menschen geworden; bei Leopold darf jeder treiben, worauf er sich versteht; man hat einen Stand, besitzt man ein Talent; es gibt da nur Einen ausschließlichen Vorzug — das Genie. Eines Tags bedauerte jemand in seiner Gegenwart, daß seine Staaten nicht größer seyen. Ach! erwiederte er, es gibt noch Unglückliche darin."

„Man sagt gegen den Großherzog, seitdem er die unbeschränkte Freiheit des Handels und der Industrie eingeführt habe, seyen die Handwerker ohne Brot. Ich hatte darüber eine Unterredung mit einem sehr unterrichteten Manne, die ich hier mittheilen will. Ich habe, sagte ich zu diesem, das Hospital von Pisa besucht; und nie sah ich Hospitäler, in denen sich die Menschheit weniger über die Paläste zu beschweren hätte."

— „Man könnte es immer noch besser machen", erwiederte die Person, mit der ich sprach.

— „Diese Hospitäler haben wenigstens Einen großen Vortheil, den nämlich, daß sie sehr luftig gebaut sind. Die Luft ist für den Gesunden das erste Nahrungsmittel, und für den Kranken die erste Arznei."

— „Sie haben unsere Hospitäler gesehen? Sie reisen also nicht wie die Engländer gewöhnlich. Von hundert gibt es auch nicht zwei, die sich zu unterrichten suchen. Große Strecken zu Wasser oder zu Land zurücklegen, in den Gasthäusern Punsch oder Thee machen, von allen andern Nationen Böses reden und unaufhörlich nur die ihrige rühmen, das heißt bei den meisten Engländern reisen. Das Postbuch ist das einzige, aus dem sie Belehrung schöpfen."

— „Aber ich bitte Sie, sagen Sie mir doch, welche Wirkung hat die unbeschränkte Handelsfreiheit hervorgebracht?"

— „Eine so gute, daß ich keinem Menschen auf der Welt rathen möchte, den Versuch zu machen, das beschränkende System wieder einzuführen, wenn er nicht allenfalls Lust hat, von dem Volke gesteinigt zu werden. Ich habe alles gelesen, was in Ihrem Lande für oder gegen diese Freiheit gethan und geschrieben worden ist. Die Erfahrung hat die Frage für dieselbe entschieden. Ehe sie in Toskana eingeführt war, hatten wir zwei Mißjahre; der Staat mußte für hunderttausend Thaler Getreide kaufen; es kam zu vielen unruhigen Bewegungen, und die Hungersnoth war nicht mehr fern. Seitdem diese Freiheit besteht, hatten wir drei noch schlimmere Jahre. Es wurden aber keine Früchte gekauft, und keine Schulden gemacht; es gab keine Unruhen, und

ben; und wenn man annehmen will, diese hätten ein mächtiges Interesse, jene zu unterdrücken und auszuhungern, dann folgen die pathetischen Gemälde sehr reichlich aus dieser Voraussetzung. Das ist so wahr, daß die Gegner der freien Ausfuhr immer genöthigt gewesen sind den Grundbesitzern im Vorbeigehen einige Beleidigungen zu sagen. Linguet nannte sie Ungeheuer, denen man ihre Beute entreißen müsse, ohne sich um ihr Geheul zu kümmern; und der aufgeklärteste, tugendhafteste und achtbarste von den Vertheidigern des Prohibitivsystems (Hr. Necker) schloß damit, daß er die Grundbesitzer und die zu ihren Gunsten sprachen, mit Krokodilen verglich."

„Ich wünschte diesen Gegenstand unter einem Gesichtspuncte darzustellen, der alle Declamationen davon entfernt, und zu diesem Ende von einem Grundsatze auszugehen, den alle Interessen anerkennen. Dieser Grundsatz aber ist, wenn ich nicht irre, folgender: Um reichlich Getreide zu haben, muß man dessen so viel als möglich erzeugen; um aber dessen so viel als möglich zu erhalten, muß man die Erzeugung aufmuntern. Alles, was die Erzeugung des Getreides aufmuntert, begünstigt der Ueberfluß; alles, was diese Erzeugung entmuthigt, führt mittelbar oder unmittelbar zur Hungersnoth. Wollte man aber die Production einer Manufactur aufmuntern, was würde man thun? Die Zahl der Abnehmer vermindern? Keineswegs; man würde sie im Gegentheil vermehren. Der Fabricant, seines Absatzes gewiß, würde seine Production so sehr vermehren, als es in seinen Kräften steht. Vermindert man dagegen die Anzahl der Käufer, dann wird der Fabricant seine Erzeugnisse vermindern. Er würde nicht wollen, daß sie die Menge überstiegen, die er abzusetzen hoffen kann. Er würde also mit großer Genauigkeit Erzeugung und Absatz gegen einander berechnen; und da es ihm viel nachtheiliger wäre, zu wenige als zu viele Käufer zu haben, so dürfte er seine Erzeugung auf eine Weise beschränken, daß sie eher unter dem Nöthigen bliebe, als dasselbe überstiege. In welchem Lande werden die meisten Uhren verfertigt? doch ohne Zweifel in demjenigen, aus dem man die meisten ausführt. Verböte man nun die Ausfuhr der Uhren, würde darum eine größere Anzahl derselben in dem Lande bleiben? Gewiß nicht, sondern es würden deren weniger verfertigt werden. Mit dem Getreide verhält es sich, was die Production betrifft, wie mit jedem andern Dinge. Der Irrthum der Lobredner der Verbote besteht darin, daß sie das Getreide nur als Gegenstand der Consumtion und nicht auch der Production betrachten. Sie sagen, je weniger davon verzehrt wird, desto mehr behält man zurück. Das aber ist falsch, weil das Getreide nicht als wirklich vorhanden angenommen werden darf, sondern erst er-

zeugt werden muß. Sie hätten einsehen sollen, daß, je mehr man die Consumtion beschränkt, desto mehr sich auch die Production vermindert, und diese demnach bald unzureichend für jene wird. Denn die Production des Getreides unterscheidet sich darin von den gewöhnlichen Manufacturen, daß sie nicht allein von dem Producenten, sondern von der Witterung abhängt. Indessen kann der Producent, der genöthigt ist seine Production zu beschränken, nur seine Berechnung auf die Mitteljahre stellen. Indem er seine Production nun auf das Nothdürftige beschränkt, so ist das Erzeugniß, wenn die Ernte unter seinem Anschlage ausfällt, nicht zureichend. Die große Anzahl der Landbauern kann ohne Zweifel die geringere Erzeugung nicht verabreden; aber der Gedanke schon, daß ihre von der Natur begünstigte Arbeit ihnen von keinem Nutzen seyn, daß ihr Product ohne Käufer und ihnen liegen bleiben könne, entmuthigt sie; und obgleich sie nach dieser Betrachtung keinen Plan verabreden, so bauen sie doch nachlässiger. Da sie auf diese Art weniger gewinnen, so haben sie weniger Capitalien, um sie auf ihren Anbau zu verwenden, und die Erzeugung nimmt wirklich ab. Verhindert man die Ausfuhr des Getreides, so bewirkt man dadurch nicht, daß der Ueberfluß des einem Lande nöthigen Getreides in dem Lande bleibt, sondern daß dieser Ueberfluß nicht mehr erzeugt wird. Da nun aber durch ungünstige Witterung dieser Ueberfluß Nothdurft werden kann, so bringt man es dahin, daß auch das Nothdürftige fehlt. Das Verbot der Ausfuhr ist ein Verbot des Verkaufs, wenigstens über einem gewissen Maße; denn sobald das Land versehen ist, bleibt der Ueberschuß der Production ohne Käufer. Das Verbot des Verkaufs ist also ein Verbot der Erzeugung; denn es nimmt dem Producenten den Beweggrund zu produciren. Wer sollte glauben, daß man dieses Mittel gewählt, um die Production immer ergiebig zu machen?"

„Ich kann mich von diesem Gegenstande nicht trennen. Die Beschränkung der Ausfuhr ist ein Eingriff in das Eigenthum; das gesteht Jeder ein. Ist es aber nicht klar, daß, wenn das Eigenthum des Getreides weniger geachtet ist, als das jeder andern Art von Lebensmitteln, man lieber jedes andere Lebensmittel im Ueberfluß, d. h. zum Verkaufe haben wird, als Getreide? Erlaubt und verbietet man abwechselnd und nach Belieben die Ausfuhr, so wird diese Erlaubniß, die sich nur auf die vorhandene Production bezieht und immer wieder zurückgenommen werden kann, kein hinlänglicher Grund zur Aufmunterung der künftigen Production. Ich will auf einen Einwurf antworten. Die Vertheuerung der nöthigen Lebensmittel ist dem Volke nachtheilig, weil der Tagelohn nicht im Verhältnisse steigt. Wird aber,

sagt man, die Ausfuhr des Getreides dasselbe nicht vertheuern? Ohne Zweifel wird sie verhindern, daß es nicht zu tief fällt. Verhindert aber, auf der andern Seite, die verbotene Ausfuhr die Erzeugung des Getreides, wird die Vertheuerung desselben dann nicht unvermeidlicher und größer seyn?"

„Ich habe für die freie Ausfuhr keine andern Gründe angeführt, weil sie tausendmal entwickelt worden sind. Ist das Getreide theuer, dann wird es nicht ausgeführt; denn, bei gleichem Preise wird man es immer besser an Ort und Stelle verkaufen als ausführen. Es wird also nur ausgeführt, wenn die Ausfuhr nützlich ist. Man kann einen allgemeinen Mangel, eine Hungersnoth im eigenen Lande und bei den Nachbarn voraussetzen; dann freilich bedarf es besonderer Gesetze für ein besonderes Unglück. Ein Erdbeben, das alles Grundeigenthum verrückte, würde ein eigenes Gesetzbuch für eine neue Theilung desselben nöthig machen. Man nimmt besondere Maßregeln für die Vertheilung der Lebensmittel in einer belagerten Stadt; aber eine gewöhnliche Gesetzgebung für ein Unglück machen, das auf eine natürliche Weise in zwei Jahrhunderten nur einmal eintritt, das heißt die Gesetzgebung zu einem gewöhnlichen Unglück machen."

Was über die Vortheile der Handelsfreiheit gesagt worden, gilt auch von der Freiheit der Gewerbe; die ungestörte Concurrenz sichert die beste Waare und den billigsten Preis, und das Zunftwesen kann nicht anders als nachtheilig auf beide wirken. Hängt es von den Zunftgenossen ab, ihre Anzahl zu bestimmen, unter dieselben aufzunehmen oder von ihnen auszuschließen, wen sie dazu geeignet oder nicht geeignet finden, dann heben sie die Freiheit auf, die jeder besitzt, seine Kräfte und sein Vermögen auf die Weise zu verwenden, welche ihm zur Sicherung seines Lebensunterhalts die nützlichste scheint. Die Zunft wird darauf bedacht seyn, die Anzahl der Arbeiter so gering als möglich zu erhalten, um der Arbeit gewiß zu seyn, von welcher Art sie auch geliefert werde, und den Preis derselben zu bestimmen. Die Abnehmer sind ihr also in die Hände gegeben und sie hat gegen dieselben eine Art von Monopol. Die Güte der Erzeugnisse wird dadurch keineswegs gewinnen, wie man oft versichern hörte, weil der Arbeiter, seines Absatzes versichert, sie nur zu liefern braucht, wie die Zunft es räthlich findet, deren Genossen alle dasselbe Interesse haben, die Arbeit so gering als möglich für den höchstmöglichen Preis zu geben. Das ganze Zunft- und Innungswesen ist zum Vortheil der Meister; sie streben nach der ausschließlichen Benutzung des Geschäftes und machen ihren Kunden den Preis, da bei freier Concurrenz sie diese nur durch die Güte und Billigkeit der Arbeit erlangen und erhalten können. Die Lehrlinge sind

verbunden die vorgeschriebene Anzahl von Lehrjahren bei dem Meister auszuhalten, ihre Fortschritte mögen noch so rasch, ihre Geschicklichkeit mag noch so entschieden seyn; und der Lehrer versteht seinen Vortheil zu gut, als daß er die Dienstbarkeit des Jungen nicht zu verleugnen suchen sollte. Die Gesellen arbeiten wieder im Dienste des Meisters und erhalten von diesem einen kärglichen Theil der Belohnung ihrer Arbeit, die ihnen ganz zukommen würde, besäßen sie das Meisterrecht. Alles spricht gegen den Zunftzwang, Theorie und Erfahrung, nur nicht der Vortheil und das Vorurtheil des Corporationsgeistes. In England haben gerade diejenigen Städte die Gewerbe auf den höchsten Grad der Blüthe und Vollkommenheit gebracht, in denen dieser Geist, wie zu Manchester und Birmingham, nicht heimisch ist, und von der Gesetzgebung ward das auch so gut anerkannt, daß sie alle spätern Gewerbe, die nicht durch frühere Verfügungen in die Bande der Zunftverfassung gelegt waren, frei davon erhielt. Dieselbe Erfahrung hat man seit der Revolution in Frankreich gemacht, und in Deutschland sind die Versuche in gleichem Sinne ausgefallen.

Alles Zunft- und Innungswesen stört die natürliche Freiheit des Menschen, da es ihm nicht gestattet seine Kräfte auf die ihm beliebige Weise zu üben und anzuwenden. Es wirkt selbst nachtheilig auf die Gewerbe, und hält die Fortschritte derselben auf, weil es die Talente und den Fleiß einer größeren Anzahl von Mitbewerbern ausschließt und die Nacheiferung unterdrückt. Endlich gibt es einer Classe von Arbeitern ein Monopol zum Nachtheil der großen Mehrheit der übrigen Staatsgenossen, die sich die Arbeit und den Preis derselben müssen gefallen lassen, wie die Privilegirten jene liefern und diesen bestimmen. Auch kann sich dieser Geist der zünftigen Körperschaften, auf welche Weise und in welchem Geschäfte er immer thätig seyn mag, unmöglich erhalten. Selbst wo er noch in den Bildungsanstalten für Kunst und Wissenschaft fortlebt, wird er nach und nach absterben, weil er den Mitteln der Cultur und Civilisation und den Fortschritten in denselben fremd, wo nicht feindselig geworden ist. Das Zunft- und Innungswesen für Wissenschaften, Künste und Gewerbe mag früher an seiner Stelle gewesen seyn, wo dieselben ohne solche geschlossene Vereine vielleicht nicht fortgekommen wären. Jetzt brauchen sie zu ihrem Gedeihen nur Freiheit, und jede besondere Begünstigung bringt nicht nur keinen Nutzen, sondern muß in der Regel nachtheilig wirken. Die Gesellschaft wird immer so viele Theologen, Aerzte, Juristen und dergleichen wissenschaftlich gebildete Leute finden, als zu ihrem Dienste nöthig sind, wie es ihr nie an den Krämern, Schuhmachern und Schneidern fehlen wird,

die sie braucht. Der Markt versieht sich nach dem Bedürfnisse der Käufer, und Jeder wendet sein Talent und sein Vermögen auf das Geschäft, welches ihm den größten Vortheil verspricht. Um Stellen im Staatsdienste aber, mit denen gewöhnlich Ansehen, anständiges Auskommen und Auszeichnung verbunden sind, kann es, dieser Vortheile wegen, nicht an Bewerbern fehlen. Das wird um so weniger der Fall seyn, da Familien, die einmal zu dieser angesehenen Classe der Gesellschaft gehören, ihre Söhne gern wieder für dieselbe bilden lassen, und sich zu erniedrigen glauben würden, stiegen ihre Kinder in die Reihe der Bauern und Gewerbsleute herab. Auch fehlt es keineswegs an Candidaten für jede Art von Stellen im Dienste des Staates; im Gegentheil sieht man den Markt weit über die Nachfrage versehen, so ungeheuer auch die Anzahl der Beamten und Angestellten, namentlich in Deutschland, ist.

Die Wissenschaften haben schon lange aufgehört das Geheimniß eines Standes zu seyn. Das Heiligthum derselben steht Jedem offen, und seine Priester bilden keine Kaste mehr. Alle Schätze des menschlichen Wissens sind in Bücher niedergelegt, die man sich leicht verschaffen kann, und das Beste von jedem Lehrer ist gewiß gedruckt. Man braucht jetzt auf keine Schule zu gehen, um eine Wissenschaft zu studiren, mit Ausnahme derer vielleicht, die beim Erlernen Versuche und Apparate nöthig machen. Ich glaube nicht, daß mir in dieser Ansicht ein Sachverständiger und Unparteiischer widersprechen wird. Es bedarf keines Hörsaals mehr, um sich gründlich in allem zu unterrichten, gründlicher und vielseitiger sogar, als das in den Schulen zu geschehen pflegt. Auch wüßte ich sonst keinen Vortheil an unserm Universitätsleben aufzufinden, der nicht wenigstens durch einen Nachtheil wieder aufgewogen würde.

Es gibt Viele, ich weiß es wohl, die darüber anders denken, und besonders in den hohen Schulen Deutschlands Musteranstalten in dieser Hinsicht finden, wie sich das Ausland ihrer nicht rühmen darf. Dieser Gegenstand ist besonders in der jüngst vergangenen überdeutschen Zeit vielfach besprochen und herausgehoben worden. Ich will auch die Vorzüge und Verdienste unserer Universitäten weder verkennen noch schmälern, die um so bedeutender sind, je weniger Neigung die Staaten, besonders jetzt, haben möchten, den Unterricht frei zu geben. Doch ließe sich vieles an unseren hohen Schulen zeitgemäß verbessern. Vor allem müßte ihnen das Zunftmäßige genommen werden, und von einem privilegirten Gerichtsstande dürfte hier so wenig als anderswo die Rede seyn. Ich rege die Sache nur kurz und oberflächlich an, wie es an diesem Orte geschehen kann. Daß man, bei meiner Ansicht,

Kämpfe mit Legionen zu bestehen haben werde, die für Altar und Herd fechten, ohne die Hülfstruppen und den Troß zu zählen, die immer für das Alte und Gewohnte gerüstet sind, das ist vorauszusehen; wenn man aber eine gute Sache hat, dann muß man diese und nicht die Zahl ihrer Feinde im Auge haben.

Die Freiheit des Handels und der Gewerbe ist eben so sehr durch das Recht als den Vortheil geboten, und ich glaube diese Wahrheit dargethan und demnach meine Aufgabe gelöst zu haben. Indessen muß ich auch hier wiederholen, was ich zu bemerken mir zur Pflicht mache, so oft es darum zu thun ist, abstracte Grundsätze in das Leben einzuführen. Zu dem Ganzen einer Theorie fügen sich alle Theile geschmeidig; Gedanken und Worte reihen sich gefällig an einander, wenn die Wirklichkeit spröd zu behandeln ist, und in der Anwendung Reibungen entstehen. Die Kräfte lassen sich nicht wie die Ideen ordnen, und der rohe Stoff setzt der bildenden Kunst mehr oder weniger Widerstand entgegen. Aus Nichts vermag selbst das göttliche Genie Nichts zu schaffen, und was erst werden soll, wird zum Theil durch das bestimmt, was schon vorhanden ist. In dem Risse führt der Architekt mit fester Hand die schönsten Bauten auf, wenn der Werkmeister sich erst des Bodens zu Fundamenten und des Materials versichern muß. Der Gesetzgeber hat es mit Menschen und der Natur zu thun, die eigenwillig und bis ins Unendliche mannichfaltig in ihrer Behandlung eine Einsicht und Gewandtheit erfordern, die bei der einfachen und sich immer gleichen Theorie entbehrlich sind.

Der Staatswirthschaftsgelehrte sagt mit Grund, bei der Freiheit der Gewerbe und des Handels werde jeder seine Fähigkeit, seinen Fleiß und sein Vermögen dem Zweige der Industrie zuwenden, bei welchem er seinen größten Vortheil zu finden hofft. Aber wer kennt nicht die Macht der Gewohnheit, die Einzelne wie ganze Völker dem Kinde gleich am Gängelbande führt? Die Sitte des Vaters ist des Sohnes heiliges Erbtheil, und was diese dem Kinde überliefert hat, geht wieder auf die Enkel über. Wie schwer wird es dem denkenden Landwirthe, eine neue Frucht, ein neues Werkzeug, eine neue Art der Behandlung bei der gewöhnlichen Classe der Bauern einzuführen! Das Volk bleibt gern bei dem Glauben, in dem, wie es sagt, seine Väter selig geworden sind, und die Art, wie diese sich genährt, scheint ihm die beste, weil es sie nur kennt oder sich eigen gemacht hat. Mit den Gewerben verhält es sich, in der Regel, eben so, und noch aus andern Gründen. Das Handwerk des Vaters lernt der Sohn im väterlichen Hause; hier findet er seine Kost, empfängt den Unterricht ohne Lehrgeld, hat die Werkzeuge bei der Hand, und das gewohnte freundliche Zusammenleben wird durch keine schmerzliche Trennung unterbro-

chen. In gleicher Lage ist der Bauer: der Eltern Hütte und Land ist seine Welt; er bearbeitet das angeerbte Grundstück und auf die angeerbte Weise. Bauen sich, am Fuße des Vesuvs, die Bewohner nicht wieder auf der Lava an, welche die Häuser und Felder ihrer Väter verschüttet hat, und leben auf deren Gräbern fort, die auch sie zu verschlingen drohen? Zweimal sah dasselbe Geschlecht Kostheim bei Mainz zerstört, und es führte zum zweiten Mal seine Wohnungen auf, bauete seine verwüsteten Felder an, pflanzte die abgehauenen Bäume nach, selbst da der Krieg noch nicht zu Ende war, der ihm alles zum dritten Mal nehmen konnte. Wahrhaftig, das Interesse allein leitet den Menschen nicht; es wirkt nicht einmal am mächtigsten auf ihn; Dank der Natur, die ihn edler gebildet hat! Nur eine auswärtige Heirath kann den jungen Landbewohner aus seinem Dorfe bringen, in dem er durch viele Gründe festgehalten wird. Wer das Land kennt, seine feststehende Art und Weise, in die nur selten und gewöhnlich gewaltsam eine Störung kommt, der wird mit mir einverstanden seyn. Der Preis des Feldes in dem nächsten Banne, der Mangel an Bewohnern oder die Uebervölkerung in einem andern Dorfe übt nur einen geringen Einfluß auf die Umgebung. Es macht sich also mit der Concurrenz nicht ganz so leicht, wie die Theorie vorauszusetzen pflegt. Doch gibt das den Regierungen keinen Grund, sich leitend und verbessernd, wie sie meinen, einzumischen.

Liegt es nun in der Natur der Sache, daß der Mensch übt, was er gelernt, daß er bei dem angeerbten Grundstücke bleibt, von dem er seinen Unterhalt erwartet; pflanzen sich darum Gewerbe und Lebensweise durch fortgehende Geschlechter fort, ohne besondere Rücksicht auf vermehrte oder verminderte Nachfrage, auf das Verhältniß der Consumtion zur Erzeugung, dann ist das freilich ein Nachtheil, aber doch ein solcher, den selbst die weiseste und kräftigste Regierung nicht heben kann. Eben so wenig läßt sich die Thätigkeit oder das Capital so schnell von einem Geschäfte auf das andere wenden, als es der Vortheil der Producenten fordert, auch wenn er es wollte. Wer lernt ein zweites Gewerbe, läßt ihn das erste ohne Nahrung? Steht es in dem Vermögen des Weinbauers, Fruchtbauer zu werden, oder umgekehrt, wenn sein bisher gezogenes Product werthlos wird und ihn die darauf gewendete Arbeit nicht mehr belohnt? Könnte er auch seine Gebäulichkeiten nach dem veränderten Geschäfte einrichten, sich mit den neuen Werkzeugen, die es erfordert, versehen, stünde ihm dann die Natur des Bodens nicht entgegen, die das eine Erzeugniß hervorbringt und das andere versagt? Die besten Weinberge tragen kein Getreide, und die besten Getreidefelder keinen Wein. Hier eignet sich ein Land zur Viehzucht, dort zum Ackerbau, und

selbst zu allen Cerealien ist nicht derselbe Boden gut. Der Mensch könnte also, auch bei dem besten Willen und der seltensten Fähigkeit, seinen Fleiß und sein Capital nicht nach dem veränderten Bedürfnisse verwenden und umschlagen. Die Erzeugung kann sich nicht immer mit der Nachfrage in Verhältniß setzen, und die so viel besprochene Concurrenz, die alles ebenen und ausgleichen soll, ist oft unmöglich. Gut, wird man sagen, diese Unmöglichkeit tritt öfter ein, und dann muß man die Natur und den Menschen gewähren lassen; aber oft wird diese Concurrenz durch den Unverstand oder den Eigensinn entfernt und gestört, soll dann die Einsicht und Klugheit der Regierung nicht einrichten, helfen und ordnen? Allerdings, wenn es nur so leicht gethan als gesagt wäre; aber ich kann es nicht leugnen, es wohnt in mir eine unüberwindliche Scheu vor allem Einmischen der Staatsbehörden in die Privatangelegenheiten des Bürgers, wo ihre Dazwischenkunft zur Sicherung seiner Rechte nicht durchaus nöthig ist. Ich schätze über alles die Freiheit und fürchte die Willkür, und bei aller Achtung, die ich vor der tiefen Einsicht und Weisheit der Regierungen habe, möchte ich doch nicht, daß sie damit gewaltthätig in den engen Kreis der Wirksamkeit des Volks führen.

Ich kann mir es nicht versagen, eine Stelle aus dem Vortrage, den Herr Winter von Karlsruhe in der Sitzung der zweiten Kammer der Stände des Großherzogthums Baden am 15ten Juli 1822 über denselben Gegenstand, den ich behandle, gehalten hat, hier anzuführen.

„Wenn ich", sagt derselbe, „meiner innern Ueberzeugung ungestört folgen könnte, so würde ich unbedingte Gewerbefreiheit in Vorschlag bringen. Nur einige Gewerbe, deren zweckwidrige Uebung mit einem unersetzlichen Nachtheil verbunden ist, würde ich der Prüfung, und einige andre, deren Ausübung lediglich auf die Oertlichkeit beschränkt ist, einer der Oertlichkeit angemessenen beschränkten Concurrenz überlassen. Die Gewerbfreiheit beruht allein auf dem Grundsatz, die Beschränkung auf der Ausnahme, deren Nothwendigkeit erst dargethan werden muß; die Gewerbefreiheit gründet sich auf das Eigenthum, in das nicht gewaltsam eingegriffen werden soll, auf das Eigenthum meiner Hand, ihrer Kraft und Geschicklichkeit, über die ich — wie der Verfasser des Nationalreichthums sagt — so lange frei verfügen kann, als ich sie nicht zu Anderer Nachtheil mißbrauche. Die Hand ist oft des Armen einziger Reichthum. Alle Beschränkungen werden umgangen, und nicht selten darum umgangen, weil sie mit dem Grundsatz und dem menschlichen Gefühl im Widerspruche stehen. Die vormundschaftliche Aufsicht der Regierung, die controliren soll, was nicht zu controliren ist, nämlich das Maß der menschlichen

Thätigkeit und ihrer Wirkungen, artet in ein leeres Formenspiel aus, bei welchem nicht selten die Willkür und der Eigennutz höherer oder niederer Staatsbeamten ihre Rechnung finden."

Indessen gibt es wohl Mittel, durch Lehre und Aufmunterung vortheilhaft auf Gewerbfleiß und Handel und die Richtung derselben zu wirken. Weiß eine Regierung diese Mittel geschickt zu benutzen, dann wird sie, ohne der Freiheit des Menschen und des Bürgers zu nahe zu treten, alle Vortheile gewinnen, die sie durch Gesetze und Verfügungen, Monopolien und Beschränkungen vergebens erstrebt. Sie darf es nur verstehen, den Unterricht der Gewerbs- und Handelsleute zu begünstigen und die Nacheiferung zu wecken. Gesellschaften und Verbindungen, in denen die Angelegenheiten des Standes, zu dem die Theilnehmer gehören, besprochen und erörtert werden, öffentliche Ausstellungen, Anerkennung des Verdienstes durch Lob, und Lehre durch mündlichen Vortrag oder sachgemäße Schriften mögen zu den wirksamsten der erwünschten Mittel gehören. Hier tritt keine Art von Zwang oder Nöthigung ein, um irgend einen Zweig der Industrie zu heben oder ihm die rechte Bahn anzuweisen, sondern die Gewerbetreibenden werden in den Stand gesetzt, selbst das Ziel zu erkennen, nach dem sie streben sollen, und den rechten Weg zu dessen Erreichung einzuschlagen.

Ich mag hier nicht verbergen, daß, in gewisser Hinsicht, mir das Zunftwesen sogar nützlich wirken zu können scheint, wenn es dahin strebt, zu beleben und aufzumuntern, statt zu tödten und zu beschränken. Worin besteht denn eigentlich die Aufgabe des Gesetzgebers, Staatsmannes und Erziehers, als darin, den Kräften, welche in dem Volke liegen, den höchsten Grad der Entwickelung zu geben, so daß sie den höchstmöglichen Ertrag zum Resultate haben? Wie höchst verschieden aber sind die Anlagen und Talente? Der Mensch bietet in dieser Hinsicht eine weit größere Mannichfaltigkeit dar, als der Boden, den er bauet. Was nun würden wir zu dem Bestreben sagen, Wein erzwingen zu wollen, wo nur Frucht gedeiht, und von einer Gegend Holz oder Getreide zu gewinnen, die dem Viehstande ein reiches Futter gibt? Verständiger handelt man aber gewiß nicht, wenn man den Menschen, ohne Rücksicht auf seine natürlichen Anlagen, zu einem gewissen Geschäfte bestimmt. Es ist kein Zweifel, daß bei weitem der größte Theil der Kräfte, die in einem Volke schlummern, verloren gehen, weil sie gar nicht geweckt werden, oder eine ihnen nicht angemessene Richtung erhalten. Darum überrascht uns auch selbst die kürzeste Zeit, in der wir eine Nation, eine Gemeinheit frei sehen, mit einem Reichthum von Talenten, Fertigkeiten und den Wundern von Kraftäußerungen, die Jahrhun-

derte von Zwang und Unterwürfigkeit nicht aufzuweisen haben. Darum, man kann es nicht zu oft sagen, vor allem Freiheit und wieder Freiheit, wo sie, wie es sich von selbst versteht, die Rechte Anderer nicht verletzt! Dazu braucht eine Regierung gewöhnlich nur ein verständiges Nichtsthun, zu dem sie sich so ungern versteht. Will sie indessen auch hier thätig seyn, dann darf sie dieser Freiheit nur lehrend, warnend, ermunternd zur Seite gehen, um ihre Wirksamkeit aufzuklären und zu beleben.

Alle Kraft im Menschen entwickelt sich am schnellsten durch freundliches oder feindliches Zusammentreffen mit andern Kräften. So wird er im Leben und für das Leben gebildet und erzogen. Dem Vereinzelten fehlt der Sporn zur Thätigkeit, wie das Vermögen, Großes zu vollbringen. Die Nähe verwandter Anlagen und Talente auf derselben Bahn weckt die Nacheiferung, reizt den Ehrgeiz, belehrt durch das Beispiel und befördert die eigenen Fortschritte durch die Benutzung fremder. In allem ist die Aristokratie — der Einfluß der Besten und Tüchtigsten — das gerechteste, dauerndste und wohlthätigste Regiment. Darum sind auch die Staaten, wo dieses Element in die Regierungsform aufgenommen ist, die festesten und kräftigsten, wie Sparta, das alte weltliche und das neue geistliche Rom, Venedig, Genua, einige Cantone der Schweiz, England und andere Staaten bezeugen. In einer gut eingerichteten Aristokratie lebt der Geist, der sie beseelt, der Zweck, den sie verfolgt, fort, wenn die Individuen, die sie bilden, sterben. Aber auch nur dieser Geist, dieser Zweck dürfen sich forterben, nicht das Recht, zu dieser Körperschaft zu gehören. Eine erbliche Geschlechtsaristokratie artet, früher oder später, aus und muß durch ihre Schwäche untergehen; denn nicht Talente und Tugend, nur Titel und Vorrechte pflanzen sich in denselben Geschlechtern fort. Kräftig erhält sich eine aristokratische Körperschaft allein, wenn sie die Besten und Tüchtigsten in sich aufnimmt und so in der alten Form den Geist frisch und jung erhält. Daß ich hier unter Aristokratie etwas anders als einen privilegirten Stand, der dem Volke sich durch angeborne Rechte, Ansprüche, Vorzüge und Begünstigungen gegenüberstellt, nämlich, nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, den Einfluß der Einflußreichsten durch Talent, Thätigkeit, Einsicht und Muth verstehe, ist fast überflüssig zu bemerken. Auch wird dieses aristokratische Element nicht blos in seiner politischen Wichtigkeit betrachtet, die es als ein Bestandtheil der Gesetzgebung und Regierung hat, sondern es kann in der Gemeindeverwaltung, in Orden, Gesellschaften, Verbrüderungen, Collegien, Akademien, Vereinen für Kunst und Wissenschaft und Verbindungen für Handel und Gewerbe, und solchen aller Art

leben und wirken. Weiß man dieses aristokratische Element für die Industrie geschickt zu benutzen, dann gibt es auch hier, wie in allen Anordnungen, wo es zweckmäßig thätig ist, überraschende Resultate. Bei dem großen Umfange unserer meisten Staaten verliert der Einzelne sich in der gewaltigen Masse, und es besteht kaum mehr ein gemeinschaftliches Interesse und Verbindungsmittel, als die Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes, das für den Bürger sich fast zum abstracten Begriffe verflüchtigt hat, und dieselbe Sprache und derselbe Name. Auch hier soll das todte Wort das belebende Gefühl ersetzen; aber der Gemeinsinn wird durch nichts Gemeinsames genährt, das dem Menschen nahe läge. Staat, Staatswohl, Staatsinteresse sind dem Genossen des Staates zu fern und fremd, als daß er darin sein Wohl und sein Interesse sogleich wiederfände. Ich weiß kein Mittel, den Einzelnen für die Gesammtheit zu gewinnen, ihm einen Gemeinsinn einzuflößen für das Gemeinsame, ihn mit Nacheiferung und mit Theilnahme für das Oeffentliche zu beleben, als wenn der Staat, das Oeffentliche und Gemeinsame ihm so nahe gerückt werden, daß sie sein Gefühl ansprechen, sein Interesse unmittelbar berühren und ihm einen Kreis von Thätigkeit darbieten, in dem er sich zu bewegen Kraft und Lust hat. Die Aufgabe wäre also, den Gemein- und Corporationsgeist durch die Verfassung und Verwaltung des Gemeindewesens, durch Körperschaften und Vereine zu schaffen und in nacheifernder Thätigkeit zu erhalten. Es kommt aber hier alles darauf an, daß die Gemeinheiten, Körperschaften und Vereine durch ihre besondern Zwecke den allgemeinen und höchsten Zweck des Staates nicht stören und ihm entgegenwirken, sondern ihn befördern und ihm dienen. Wenn früher Stände, Zünfte und die Corporationen aller Art ihren besondern Vortheil auf Kosten des Ganzen suchten, dann muß ihnen der Geist und die Richtung gegeben werden, daß der Staat sein eignes Interesse in dem ihrigen erkennt und findet. Freilich eine schwere Aufgabe! aber sie ist zu lösen.

In den ständischen Versammlungen der deutschen Staaten ist die Frage über Gewerbe- und Handelsfreiheit, über Zünfte, Retorsionen und Prohibitivmaßregeln gar vielfältig und von Manchem recht gründlich erörtert worden. Aber wo man auch die Vortheile der Gewerbe- und Handelsfreiheit anerkannte, da wagte man es doch nicht sie ins Leben einzuführen. Man fürchtete das Bestehende anzutasten, um erworbene Rechte nicht zu verletzen. Man wollte die Störungen nicht, die selbst mit den heilsamsten Reformen verbunden sind. Man sähe das faule Fleisch von dem Körper gern gelöst, wenn es nur nicht ausgeschnitten werden müßte. Man wünschte die Verrenkung eingerichtet, aber

dem Patienten auch den Schmerz der Operation erspart. Der Deutsche hat ein achtungswerthes Gefühl selbst für den Schein von Recht und Billigkeit, und es thut ihm wehe, Verhältnisse, die sich einmal festgestellt und ausgebildet haben, aufzulösen. Der Arzt aber, den das zarte Mitgefühl an der Heilung seiner Kranken hindert, mag ein trefflicher Mensch seyn; nur entspricht er seinem Berufe nicht; er ist kein Arzt.

Unglücklicher Weise fielen diese Erörterungen in eine Zeit, der einzig die Aufgabe zu lösen gegeben schien, Revolutionen vorzubeugen. In der Angst vor gewaltthätiger Bewegung hielt man jede für gefährlich, und da die Frechheit ein Mißbrauch der Freiheit ist, so war jener durch die Aufhebung des Gebrauchs dieser am sichersten begegnet. Die Literatur und Wissenschaft überhaupt und von dieser besonders die Staatswissenschaft, und als ein Theil derselben die Staatswirthschaft, tragen das Gepräge des Strebens und der Stimmung unserer Zeit. Zwei Parteien stehen sich einander feindlich gegenüber, die sich vielleicht am bestimmtesten durch die Benennung der Historischen und der Rationalisten bezeichnen lassen. Jene wollen die Erhaltung des Bestehenden, diese die Einführung des Zweckmäßigen und Zeitgemäßen. Jene unterwerfen die Vernunft dem geschichtlich Gegebenen, diese dagegen das geschichtlich Gegebene der Vernunft. Wir gestehen, daß wir uns mehr auf die Seite dieser als der ersten neigen, nicht weil wir Revolutionen wollen, sondern gerade weil wir sie vermeiden möchten. Auch wir meinen, in den menschlichen Anordnungen dürfe nichts bleibend und bestehend seyn, als was die Vernunft anerkennt, und alles Vernunftwidrige und Ungerechte, welchen Ursprung es auch haben möge, könne weder durch irgend eine Zeit, noch von irgend einer Autorität geheiligt werden. Der Mensch ist darum mit Freiheit und Vernunft begabt, daß er in seiner Lage, in seinen Verhältnissen, nach seiner Einsicht und Ueberzeugung das Wahre und Rechte thue. Darin hat kein Geschlecht einen Vorzug vor dem andern, sondern jedes übt die ihm zustehende Befugniß nach bestem Wissen und Gewissen aus. Oder gäbe es vielleicht eine Generation, die für die übrigen gesetzgebend wäre? die zu befehlen hätte, und die übrigen müßten ihr gehorchen? Welche wäre denn diese privilegirte Zeit mit ihren privilegirten Menschen, denen die Vormundschaft über ihre Kinder und Enkel angehörte? Das haben sie uns noch nicht gesagt. In der Vorzeit wollen sie sich vielleicht denjenigen Abschnitt vorbehalten, dessen Inhalt ihren Absichten und Wünschen am meisten günstig ist.

Soll ich aber der Vernunft gemäß handeln, das Wahre und Rechte thun, dann ist es doch wohl meine Vernunft, der

ich folgen muß? Freilich sehen nicht alle Menschen die Dinge auf gleiche Weise; und Dem erscheint als gut, was Jenem als bös vorkommt. Einer hält für wahr, was der Andere für falsch erklärt. In dieser Hinsicht ist nicht immer Einheit und Einigkeit zu erwarten. Gibt es aber darum überhaupt keine Wahrheit? Ist alle Vernunft Täuschung und Trug, weil man von jeher Getäuschte und Betrogene gesehen hat? Finden wir es so schwer, den Ausspruch der Vernunft auszumitteln; gibt es denn einen zuverlässigern, der schneller und sicherer zu erhalten wäre? Vielleicht die Entscheidung der Vorzeit? Welcher Führerin ist aber diese gefolgt, um zum Wahren und Guten zu gelangen? Waren die Alten etwa besser daran als wir? Befanden sie sich nicht mit uns im gleichen Falle? Haben wir nicht vielmehr den Vortheil einer längeren Erfahrung, das belehrende Beispiel ihrer Verirrungen und Gebrechen? Darum schon dürfen wir beim Alten nicht stehen bleiben, weil die Völker und das ganze Menschengeschlecht in ihrer Ausbildung keinen Stillstand kennen, sondern in ewig wechselnder Bewegung sind, und in ihrer Einsicht und Macht, in ihren Hülfsquellen und Bedürfnissen bald vor- bald rückwärts gehen. Erkennt man aber die Vernunft als die höchste gesetzgebende Behörde an, muß dann Sitte, Gebrauch, Gewohnheit, religiöse und vaterländische Gesinnung untergehen? Hört darum der Einfluß von Luft, Licht, Boden und Lebensart auf die physische und geistige Bildung der Völker auf? Seit wann wäre die Vernunft gegen vernünftige Sitte, gegen vernünftigen Glauben und gegen Vaterland feindlich gestimmt? Sind die Gesinnungen und Gefühle vernunftgemäß, dann nimmt sie die Vernunft in Schutz; sind sie es nicht, wer dürfte und möchte ihre Erhaltung wünschen? Weil wir auf dem Rechte bestehen, vernünftig und frei zu seyn, darum wirken Klima, Beschäftigung, Erziehung und Unterricht nicht weniger auf uns. Will die Vernunft denn nicht, daß man sich in seinen Anordnungen und Maßregeln nach den Bedürfnissen von Zeit und Ort bequeme, zur rechten That den rechten Augenblick erfasse? Gebietet sie nicht, das Achtungswerthe zu achten, das Nützliche zu pflegen und die Bande fester und immer fester zu schlingen, die den Menschen freundlich und wohlthätig an den Menschen knüpfen? Allerdings sind wir dem Irrthume und dem verderblichen Einflusse der Leidenschaften unterworfen; aber das ist ein allgemeines Loos, das wir mit dem ganzen Geschlechte theilen. Oder gibt es eine Zeit und ein Volk, die sich in dieser Hinsicht einer Ausnahme zu erfreuen hätten? Wo und wann wäre man nicht in gleichem Falle gewesen? Wer wollte uns mit dem Interdicte belegen, daß wir unserer Einsicht, unserm Gefühle nicht folgen

dürften? Mögen die Historischen uns dann wenigstens das begünstigte Normalgeschlecht und die Normalzeit nennen, an deren Anordnungen die Nachwelt gebunden seyn soll! Sind es für uns die Deutschen des Cäsar und Tacitus, oder Karls des Großen? die Hildebrand's oder Luther's? Seitdem, wie früher, hat es sich allenthalben verändert. Immer hat man durch neue Mittel neue Bedürfnisse befriedigt. Seitdem und immer hat sich jede Zeit und jedes Volk geholfen, so gut sie in ihrer Lage und nach ihren Kräften sich helfen konnten. So, denke ich, machen wir es auch, und so werden es alle künftige Geschlechter machen, sie müßten denn, aus Achtung gegen unsere Vernunft, sich der ihrigen begeben wollen. Es ist doch sonderbar, daß man sich über die Vernunft zu äußern wagt, als könne sie nur muthwillig zerstören; als dürfe ihr nichts Bestehendes heilig seyn; als müsse aller Glaube, alles Gefühl, alle Sitte vor ihr untergehen! Welcher erhaltenden Macht wäre die Bewahrung des Heiligen, des Würdigen und Großen, das die Menschheit ehrt und erhebt, anvertraut, wenn wir sie der Vernunft entziehen wollen? Vielleicht der Leidenschaft, dem Eigennutze, der Herrsch- und Geldbegierde und der Eitelkeit? Dem Herkommen, meint ihr? Auf was aber soll sich dieses gründen? Wer hat es ins Leben gerufen, ehe es Herkommen geworden ist? War es nicht der Vernunft gemäß? wie durften es vernünftige Wesen wählen? wie kann es vernünftige Wesen binden? Immer und allenthalben kommen wir auf die Vernunft zurück, das einzige Ewige, das nur mit der Menschheit untergehen kann. Wie sollten wir auch auf dem beweglichen, stürmischen Meere des Lebens schiffen, gäben wir diesen festen, unwandelbaren Polarstern auf?

Wir haben uns bei diesem Gegenstande länger aufgehalten, als es dem Zwecke und Umfang dieser Schrift zu entsprechen scheint. Bedenkt man aber, welche Gewalt die Doctrin, die wir bekämpfen zu müssen glauben, über die Ansichten und Handlungsweise unserer Zeit, selbst über die Untersuchung der Frage übt, deren Lösung wir uns in dieser Schrift vorgesetzt, dann dürfte doch die Ausschweifung, wenn es anders eine ist, als verzeihlich erscheinen. Es kommt uns überhaupt als ein seltsamer und gefährlicher Mißgriff vor, daß man die Menschen in Zufriedene und Unzufriedene, in Revolutionen Abgeneigte oder Geneigte theilt, und unter jenen die begreift, die viel, unter diesen aber solche, die wenig oder nichts besitzen. Das ist der gemeine Glaube der Staatswirthschaft, der die Stufenfolge aller bürgerlichen Fähigkeiten, Tugenden und Verdienste in der Steuerrolle findet, das Herz des Staates in dem öffentlichen Schatze, und das ganze Gezweige der Lebensgefäße in dem Budget sieht. Nicht was der

Mensch ist, bringen diese Staatsmänner in Anschlag, sondern was er hat. Für sie gibt es nur äußere Kräfte: Besitz, Geld und Erwerbungsfähigkeit; aber keine inneren: Gemüth und Geist. Das ist die Verkehrtheit unserer Constitutionsdrechsler, daß sie mit dem Reichthume das Princip des Staatenlebens in Händen zu haben glauben. Daher auch die thörichte Angst, mit der man nur die Höchstbesteuerten will wählen und gewählt werden lassen. So lange die berittene Bürgerschaft, wie in Manchester, die gemeinen Fußgänger überreiten kann, ist, wie sie meinen, nichts zu fürchten. Wer aber hat die Revolution in Frankreich gemacht? Bestand die Nationalversammlung vielleicht aus Lumpen, Tagelöhnern, Hörigen und Heuerleuten? Durch wen ward in Spanien, Neapel und Portugal die Veränderung bewirkt? Sind es in Frankreich die armen Leute, die an der Spitze der Liberalen stehen und diese bilden? Der revolutionaire Geist — wenn er doch einmal so heißen soll — ist ein Kind der Ideen, eine ideale Macht, die durch Begriffe und Gefühle über Besitz und Reichthum sich erhebt, wenn sie ihn auch, wo es gilt, als Hebel braucht. Nicht gerade um zu erwerben, hängt der Mensch dem Neuen an, sondern er setzt sogar das Erworbene an die Verwirklichung dessen, was er für recht und gut erkennt. Dieser revolutionaire Geist ist kein anderer, als der Geist der Vernunftmäßigkeit, mit dem historischen im Streite.

Die Staatswirthschaft gibt sich überhaupt gern das Ansehen, durch eine künstliche Leitung der Industrie und des Handels eine Menge wohlthätiger Resultate herbeizuführen, mit denen sie Andere und vielleicht sich selbst täuscht. Bald will sie das Geld im Lande behalten: eine Wohlthat, die Jedem sogleich in die Augen fällt, weil, wo Geld ist, es in der Regel an nichts fehlen kann. Indessen hat schon Adam Smith die Albernheit eines solchen Versuchs bis zur Evidenz dargethan. Eine nähere Prüfung dieser angeblichen Wohlthat zeigt nur Nachtheile, und eine gesunde Theorie wie die Erfahrung beweisen, daß die Absicht, durch gewaltsame Mittel das Geld im Lande zu behalten, ebenso thöricht als unerreichbar ist. Spanien hatte auch Maßregeln der Gewalt genommen, um die Schätze, die ihm aus der neuen Welt zuströmten, nicht in das Ausland gehen zu lassen, und Spanien ist verarmt. Im siebenjährigen Kriege gingen über 90 Millionen Pf. Sterl. aus England, das damals nur 25 Millionen baare Münze hatte; und Englands Wohlstand ist nicht gesunken. Die Periode des französischen Revolutionskriegs würde noch auffallendere Beispiele liefern, wenn es hier der Ort wäre, sie anzuführen.

Staatswirthschaftsgelehrte haben die sonderbare Behauptung aufgestellt, daß die Abgaben zur Vermehrung des Nationalreich-

thums dienten. Wenn die Steuerpflichtigen anders zur Nation gehören, dann sind es wenigstens diese nicht, deren Wohlstand durch die Abgaben befördert wird, oder man müßte die bereichern, denen man nimmt. „Weil die Länder", sagt Benjamin Constant, „welche die höchsten Steuern bezahlten, wie England und Holland, auch die reichsten waren, so schloß man etwas übereilt, sie seyen am reichsten, weil sie am meisten bezahlten. Das hieß die Wirkung für die Ursache nehmen. Man ist nicht reich, weil man viel bezahlt, sondern man bezahlt viel, weil man reich ist." Destutt de Tracy drückt sich über diesen Gegenstand noch bestimmter aus. „Es ist nur zu gewiß", sagt er, „daß die zu den Staatsausgaben verwendeten Summen das Volk ärmer machen, und daß demnach die Größe der Abgaben, die zu diesen Ausgaben nöthig sind, in ökonomischer Hinsicht ein Uebel ist. Fällt es aber in die Augen, daß die Größe der Abgaben auf den Nationalreichthum nachtheilig wirkt, dann läßt sich mit derselben Bestimmtheit behaupten, daß sie der politischen Freiheit noch verderblicher ist, weil sie die Regierenden in den Besitz großer Mittel der Bestechung und der Unterdrückung setzt. Nicht also — man kann es nicht zu oft wiederholen — weil die Engländer starke Abgaben bezahlen, sind sie frei und reich; sondern weil sie bis zu einem gewissen Puncte frei und weil sie reich sind, können sie starke Abgaben bezahlen; und weil sie nicht frei genug sind, werden die Abgaben unmäßig, und weil sie unmäßige Abgaben bezahlen, werden sie bald weder mehr frei noch reich seyn."

Nicht weniger seltsam ist die Behauptung, der Luxus trage zur Vermehrung des Nationalreichthums bei. Ist es das Eigenthümliche der Ausgaben des Luxus, daß sie nichts erzeugen, wie man wohl zugeben muß, dann möchte wohl schwer zu begreifen seyn, wie Capitalien und Arbeiten, die verschwendet werden, um nichts hervorzubringen, den Wohlstand der Familien oder des Staates befördern. Sagte man, der Luxus sey eine Folge des Reichthums, ein Zeichen des Ueberflusses, dann ließe sich dagegen nichts einwenden, weil man allerdings mehr als die Mittel, seine natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen, haben muß, um sich künstliche und eingebildete zu schaffen. Wer einen Theil seines Einkommens nutzlos verwenden kann, ohne sein Vermögen anzugreifen, besitzt durch dieses Einkommen einen Ueberfluß, über den er nach Laune verfügen kann; aber der Luxus ist so wenig die Ursache und Quelle des reichen Einkommens, daß er die Vermehrung desselben im Gegentheil verhindert, so lange der Ueberfluß zu unproductiven Ausgaben verwendet wird, und sogar das Capital des Vermögens angreift und zur Verarmung führt, wenn

mehr als der Ueberfluß der Einnahme dem Luxus dient. Freilich beschäftigt und ernährt der Luxus die Menschen, die er zur Befriedigung seiner Launen und Einfälle in Thätigkeit setzt, aber auf eine durchaus unfruchtbare Weise. Unterhält der müßige Reiche Histrionen, Haarkräusler, Bediente und Maitressen und brennt einen Theil seines Ueberflusses in Feuerwerken ab, oder vergeudet ihn in Jagdpartien, dann beschäftigt und ernährt er Leute und gibt Geld aus; aber diese beschäftigten Leute sind für die Gesellschaft doch nur müßig, und weder sie noch das verschleuderte Geld bringen etwas von Werth hervor. Wie solche Reiche, auch nur in wirthschaftlicher Hinsicht, auf die Gesellschaft wohlthätig wirken können, möchte schwer begreiflich zu machen seyn. Würde dasselbe Geld, das an die Diener des Luxus verschwendet wird, auf Landbau, Handel und Industrie verwendet, dann brächte es den Arbeitern und dem Eigenthümer einen Gewinn, wenigstens einen Ersatz, und der Wohlstand der Einzelnen und des Ganzen würde befördert. So aber bleibt dem Luxus das einzige Verdienst, daß er Capitalien auf eine nutzlose Weise in Umlauf setzt, die dem productiven Fleiße Auskommen und Gewinn brächten. Von den übrigen Wirkungen des Luxus, und besonders von denen auf die Moralität, wollen wir hier nicht reden, obgleich sie für die Gesellschaft noch verderblicher sind als die ökonomischen. Neben dem Luxus wohnt die Dürftigkeit; damit Einer verschwenden kann, müssen Hunderte entbehren. Dieses scheußliche Schauspiel, welches uns Tausende in nackter Armuth zeigt, die mit unendlichen Anstrengungen ein gequältes Leben fristen, oder unter Entbehrungen dem Hungertode entgegenwelken, damit Einige an Langeweile und Ueberladung kränkeln, sollte uns mit Abscheu gegen den Luxus erfüllen, für den die Staatsweisheit und das Recht nicht Entschuldigung, sondern sogar Lobreden haben.

Das Beispiel des reichen Englands hat manche Schriftsteller und Staatsmänner so sehr bethört, daß sie seine Prohibitivmaßregeln für Beförderungsmittel des Nationalwohlstandes hielten, und selbst in der Staatsschuld eine Bürgschaft der Wohlfahrt des Staates sahen. Man darf sich wundern, daß, meines Wissens, noch Niemand auf den Einfall gekommen ist, die englischen Parke, die oft Meilen im Umfange haben, mit ihren prächtigen Landhäusern, Blumenbeeten, exotischen Gewächsen, unfruchtbaren Wäldern, Rehen und Hirschen, Gemälden, Bildsäulen und Alterthümern, auf unsern Boden zu verpflanzen, um dem stolzen Gebäude unsers Nationalreichthums die herrliche Kuppel aufzusetzen. Der Einfall wäre schwerlich ausgeblieben, hätte es an den Mitteln nicht gefehlt, ihn auszuführen. Sollte England einmal die Herr-

schaft zur See und den Welthandel verlieren, die ihm die Schätze der Erde zuführen, seiner Bevölkerung Arbeit und Belohnung geben; sollte die Themse, die jetzt der rührige Verkehr von vier Erdtheilen mit Schiffen füllt, einmal veröden und die Millionen Hände und Maschinen, die mit ihren Erzeugnissen die nahen und fernen Völker versehen, unbeschäftigt ruhen, dann wird es auch mit dieser Pracht von Villen und Parken zu Ende seyn, und Kartoffelfelder nehmen bescheidener und nützlicher ihre Stellen ein. Nicht als beneideten wir Britannien seine Herrlichkeit; was es aufwendet, kann es bestreiten; sein Reichthum ist der wohlverdiente Lohn seiner Einsicht und seines Fleißes. Thuet wie es, um es eben so zu haben! Aber seine beiden Häuser der Pairs und der Gemeinen mit einem Könige werden uns so wenig seine Freiheit, als seine Mauth und Zölle seinen Reichthum geben. Sind Prohibitivmaßregeln wirklich so ersprießlich, wie man sagt, warum führen Regierungen sie nicht in den eignen Staaten ein? Jemehr ein Land von Grenzen durchschnitten und mit Binnenzöllen gesegnet wäre, desto fröhlicher müßte sein Wohlstand blühen; denn was von einem Staate zum andern gilt, muß auch von einer Provinz zur andern, endlich von einem Dorfe zum andern gelten. Oder warum nicht? Ein Alter bemerkte schon vor unserer christlichen Zeitrechnung: es gebe keine Albernheit, die nicht ein Gelehrter schon einmal behauptet hätte. Was würde er jetzt, fast einige tausend Jahre später, sagen?

IX.

Uebersicht der neuesten französischen Philosophie. *)

Fragmens philosophiques par Victor Cousin. Paris 1826.

Die Bemühungen des Herrn Prof. Cousin in Paris um die Philosophie verdienen alle Aufmerksamkeit und Anerkennung. Der Zweck derselben ist kein geringerer, als eine völlige Reform der Philosophie in Frankreich zu Stande zu bringen: eine Reform, wie sie schon Roger-Collard auf eine ehrenvolle Weise eingeleitet

---

*) Vgl. Nr. XXI, S. 164—204.

hat. Von dieser Idee ist er so durchdrungen, daß er unumwunden gesteht: er weihe ihr sein ganzes Leben ohne Rücktritt und Vorbehalt. Und erwogen die Wichtigkeit der Philosophie, ihren großen unverkennbaren Einfluß auf die übrigen Wissenschaften und die kaum zu berechnenden Folgen, die, im Falle des Gelingens, daraus für die gesammte französische Literatur hervorgehen würden; da es sich um nichts Geringeres handelt, als um eine Umkehrung der Ueberzeugungen seiner Landsleute, in Ansehung der theuersten Interessen des Menschen: so muß man gestehen, diese Idee ist es werth, daß ein Mann von Geist ihrer Verwirklichung sein Leben weihe. Solche Reformatoren zeichnen ihre Namen mit unvergänglichen Charakteren in die Annalen des menschlichen Geistes, und die Nachwelt vergilt ihnen früher oder später das Unrecht der Zeitgenossen. Selbst angenommen, die Ausführung gelänge nicht, so ist schon der Versuch edel und verdienstlich. Und so wollen wir denn Herrn Prof. Cousin in diesem Unternehmen freundschaftlichst bestärkt und zur Ausführung dringend aufgefordert haben. Auf das Urtheil seiner Landsleute hätte er nach unserem Dafürhalten, wie schätzbar es ihm auch sonst seyn muß, vor's Erste weniger Rücksicht zu nehmen, wenigstens nicht in dem Maße, um sich dadurch irre machen zu lassen, da es hinlänglich bekannt ist, wie fest sie an dem Locke-Condillac'schen Empirismus hängen und wie abgeneigt sie der deutschen Speculation sind. Durch das Anschließen an diese wird er sich eben nicht sehr empfehlen. Uns aber sind die unverkennbaren Spuren der Einwirkung deutschen Geistes, deutscher Philosophie auf Herrn C.'s Unternehmen sehr erfreulich. Er ist mit unserer Sprache und Literatur bekannt, hat selbst vor mehreren Jahren in wissenschaftlicher Hinsicht eine Reise in unser Vaterland gemacht, die bedeutendsten Philosophen persönlich kennen gelernt und wohl überall eine angenehme Erinnerung zurückgelassen. Uns sind die Mängel unserer zahlreichen Systeme von Kant an nicht entgangen, wir wissen, wie viel hier noch zu thun ist, wie sehr die Philosophie an Ansehen, an Vertrauen verloren hat: aber ebenso fest sind wir davon überzeugt, daß der daraus entspringende Nachtheil in den übrigen Wissenschaften selbst am meisten fühlbar wird, in denen der höhere wissenschaftliche Geist abnimmt, daß das Studium dieser Systeme selbst in ihren Verirrungen höchst lehrreich ist, und daß ein Volk, welches mit ihnen unbekannt ist, in seiner philosophischen Bildung um eine ganze Epoche zurücksteht.

Vorliegende Fragmente sind eine Sammlung einzelner Artikel, die, ursprünglich für das Journal des Savans und die [illegible]es philosophiques bestimmt, in diesen Zeitschriften in

den Jahren 1816—19 erſchienen. Das ihnen zum Grunde lie-gende Syſtem gab den Leitfaden her bei dem Unterrichte, den der Verf. theils in der Ecole normale, theils als Suppleant für die Geſchichte der neuern Philoſophie in der Facultät der allgemeinen Wiſſenſchaften zu ertheilen hatte, beſonders in den Vorträgen ſeit 1819 und 1820 über die Geſchichte der Philoſophie des 18ten Jahrhunderts in Frankreich, England und Deutſchland. In der gegenwärtigen Zuſammenſtellung machen dieſe iſolirten Bruchſtücke eine Art von Ganzen, und Herr C. benutzt dieſe Gelegenheit, in der gehaltreichen Vorrede über ſein Syſtem und die Idee deſſelben ſich deutlicher zu erklären, und er thut dies auf eine Weiſe, wofür ihm das Publicum Dank ſchuldig iſt. Wir ſind ihm mit großer Theilnahme gefolgt. Das Meiſte hat uns ſehr angeſprochen, Vieles ſtimmt zu unſerer innigſten Ueberzeugung, und auch da, wo wir anderer Meinung ſeyn müſſen, laſſen wir dem ſubtilen Scharfſinne des Vfs. und ſeinem Streben nach Gründlichkeit alle Gerechtigkeit widerfahren. Die Darſtellung iſt ausgezeichnet klar, elegant und von einer Gedrungenheit und Präciſion, wie ſie ſich in franzöſiſchen philoſophiſchen Schriften nur ſelten findet. Wo ſie ſich ins Dunkle und Abſtruſe verliert, wie in dem „Progr. du cours de philosophie“ (p. 228—262), und dem „Progr. des leçons données à l'école normale“ (1818) „Sur les vérités absolues“ (p. 264—294) und an einigen andern Stellen, da iſt dies wohl vorzüglich dem Verſtande zuzuſchreiben, daß er ſich dort bis an die äußerſte Grenze der Erkenntniß gewagt hat, und weiter als er feſten Fuß faſſen konnte.

Vortrefflich iſt, was Herr C. in der Vorrede über die Methode ſagt. Seine erſten Bemühungen bei dem Gedanken an ein neues Syſtem waren auf die Methode gerichtet. „Ein Syſtem“, ſagt er ſehr treffend (S. 1—3), „iſt nichts weiter als die Enthüllung einer Methode in ihrer Anwendung auf gewiſſe Objecte. Die Darlegung der Methode, welche man befolgen will, iſt das Erſte, wodurch man ſich Rechenſchaft gibt von ſich ſelbſt und ſich ſelbſt die Direction in der ganzen Laufbahn vorſchreibt. Jeder Philoſoph, der ſeines Gleichen achtete und nicht blos ſchwankende Reſultate einiger Träume mittheilen wollte, kam immer auf die Methode zurück. Jede Lehre, die einen bedeutenden Einfluß erlangte, vermochte dies allein durch die neue Richtung, die ſie den Geiſtern gab, und durch die neuen von ihr geöffneten Geſichtspuncte, d. i. durch die Methode. Eine jede philoſophiſche Reform hat ihr, ſey es geſtändiges oder geheimes, Princip in einer Veränderung oder einem Fortſchritt der Methode. Durch eine ſtrengere Methode wollte er ſeinen Schülern gleich anfangs einen Geiſt der Kritik einhauchen, wodurch ſie in den Stand geſetzt

würden, früher oder ſpäter ſelbſt die Irrthümer ihres Lehrers zu erkennen, ſeine Lehre zu modificiren, oder ſie ſogar zu verlaſſen. Nichts war natürlicher, als daß er ſich an diejenige Methode hielt, welche bereits die Stimme des Zeitgeiſtes, die nationalen und eignen Gewohnheiten für ſich hatte. Im 18ten Jahrhunderte herrſchten in England und Frankreich Locke und Condillac, und ihre Herrſchaft dauert noch fort. Dieſes außerordentliche Phänomen bringt dem menſchlichen Geiſte keine Schande. Seine Schuld war es nicht, daß er die Feſſeln des Carteſianism abſchüttelte; vielmehr kam es dieſem zu, ihn darin zu erhalten und die Bedingungen zu erfüllen, welche ein Syſtem verewigen. Bei der allgemeinen Bewegung der Dinge und den großen Fortſchritten der Zeit mußte der Geiſt der Analyſe und der Beobachtung auch ſeine Stelle haben; im 18ten Jahrhundert nahm er ſie ein. „Der Geiſt dieſes Jahrhunderts bedarf keiner Apologie. Die Apologie eines Jahrhunderts liegt in ſeiner Exiſtenz." Dieſer Gedanke erinnert an den bekannten Ausſpruch eines berühmten Denkers: „Alles Wirkliche iſt vernünftig." Der großen Mißdeutungen wegen, denen dieſe Sätze blosgeſtellt werden müſſen, ſobald ſie durch die Köpfe der Schüler gehen und folgerecht angewendet werden, wollen wir einen Augenblick dabei ſtehen bleiben. Allerdings darf eine ſo große Complexion der mannichfaltigſten Ereigniſſe, wie ein Jahrhundert iſt, nicht blos als Menſchenwerk oder Spiel des Zufalls angeſehen, ſondern muß zugleich auf das Eine unendliche Weſen bezogen werden, das die Menſchen aller Zeiten mit verſchiedenen Namen belegt und unter verſchiedenen Bildern ſich deutlich zu machen geſucht haben, von dem es aber heißt: „Namen nennen dich nicht". Der Naturaliſt (unter welchem Namen man vielleicht am bequemſten alle Formen des Materialism begreifen kann, ſie mögen ſich ſelbſt für Empirism oder Philoſophie ausgeben) iſt freilich damit am leichteſten fertig. Ihm ſind alle Phänomene blos Complexionen der Atome, nach einem reinen Mechanism zuſammentretend und ſich trennend, oder, wo er ja vom Leben ſpricht, da quillt es ihm doch aus der Einen unendlichen Kraft der materiellen Natur mit abſoluter Nothwendigkeit hervor. Freiheit iſt, weil ſie den Faden des Mechanism zerreißen würde, eine bloße Einbildung, ein Product der Unwiſſenheit in Anſehung des mechaniſchen Zuſammenhangs der Vorſtellungen. Aber auch der Verehrer eines perſönlichen, von der Welt unterſchiedenen Gottes ſieht ſich in der Alternative befangen, die Ereigniſſe der Geſchichte entweder unmittelbar auf die göttliche Wirkſamkeit zu beziehen, oder wenigſtens ein Zulaſſen von Seiten Gottes, ein Zurückhalten ſeiner Macht zuzugeſtehen, weil die göttliche Kraft ohne Vergleich iſt

und neben ihr keine endliche an ſich beſtehen kann. Dem Menſchen aber iſt mit unvertilgbaren Charakteren ins Herz geſchrieben ein Unterſchied zwiſchen Gut und Bös, Recht und Unrecht, Freiheit und Zwang, Verdienſt und Schuld, den er mit dunklerem oder deutlicherem Bewußtſeyn als Maßſtab anlegt zur Schätzung der eignen ſo wie der fremden Handlungen. Geſchieht ein Verbrechen, ſo laſſen wir uns, wenn wir nicht aus Intereſſe ſophiſtiſiren, um das Geſchehene zu bemänteln, weder mit den vorgeſpiegelten guten Folgen deſſelben, noch der lobenswerthen Abſicht, in welcher es unternommen wurde, oder dem verdunkelten Bewußtſeyn und der irrigen Ueberzeugung des Thäters abfertigen: dies kann wohl unſer Urtheil mildern, aber die That nicht rechtfertigen: der innere unbeſtechliche Richter verwirft ſie früher oder ſpäter. Und da ein Jahrhundert aus der Summe des in ihm Geſchehenen beſteht, mithin auch aus der ganzen Maſſe des Irrigen, Schlechten, Unſittlichen in ihm, ſo würde eine Apologie des Jahrhunderts zugleich eine Apologie dieſer Maſſe enthalten müſſen. Wer aber ſoll dieſe übernehmen? Wer darf ſich einer ſolchen, bis in die zarteſten Verzweigungen der Ereigniſſe dringenden Erkenntniß der Thatſachen rühmen, um dies Wagſtück nur mit einigem Erfolg unternehmen zu dürfen? Und müßte man nicht auch das eigne Leben in die Apologie des Jahrhunderts, zu dem es gehört, mit aufnehmen? Wer aber wollte ſo keck ſeyn aufzutreten mit der Behauptung: Alle Handlungen meines Lebens waren gut, rein? Gar ſehr müßte mithin jener Ausſpruch eingeſchränkt werden, falls man ihn als gültig anerkennen ſollte. Hiernach wird man auch Stellen, wie folgende (p. VIII): „L'esprit du temps est l'oeuvre de l'esprit général du monde", u. dgl. zu würdigen wiſſen. Der Geiſt der Zeit iſt einer von den vagen Begriffen, die man mit Kant uſurpirte, richtiger uſurpatoriſche, nennen kann. Er hat etwas Geſpenſterartiges, ſpukt oft bei hellem Tage, foppt und neckt Groß und Klein unter allerhand Masken, weicht aber dem kaltblütigen Forſcher aus und iſt oft, bei Lichte beſehen, ein recht gemeiner, frivoler, dienſtwilliger Geiſt, der von Vielen, in verſchiedenen Abſichten citirt, oft zum Deckmantel des Verkehrten und Schlechten dienen muß. Wir behalten uns vor, ihn bei einer andern Gelegenheit ſchärfer ins Auge zu faſſen.

„Der Carteſianism", fährt Herr C. fort, „vorzüglich in der Form bei Malebranche, dann Spinoza, Leibnitz und Wolf, konnte ſich nicht halten, weil er nicht auf den Namen einer Experimentalphiloſophie Anſpruch machen konnte. Eine ſolche verſucht zu haben, begründet das unerhörte Glück der Philoſophie des Locke und Condillac. Mit derſelben Methode ſtürz-

ten Reid und Kant in Schottland und Deutschland die Lehre Locke's. Kant's Philosophie ist Kritik, d. i. Beobachtung und Erfahrung. Sich auf Beobachtung und Erfahrung einschränken, heißt, sich auf die menschliche Natur einschränken; denn man beobachtet nur durch sich selbst mit dem Maße, der Fassungskraft und den Grenzen seiner eigenen Vermögen. Zerstört ist der hypothetische Theil der Systeme. Leben aber und Consistenz erhielten diese Hypothesen von gewissen Wahrheiten, die man durch Beobachtung gefunden hatte und auf diese Weise noch findet, und die unter diesem Titel noch heute dieselbe Wahrheit und Neuheit haben, wie sonst. Was hat die Zahlen des Pythagoras, Platon's Ideen und die Aristotelischen Kategorien so hoch erhoben und hält sie noch? Eine Thatsache, heute noch so reell als im Alterthume, die Thatsache, daß es im Geiste reelle, aus der Thätigkeit der Sinne nicht erklärliche Elemente gibt. Was Malebranche's Schauen der Dinge in Gott, und Leibnitzens vorher angeordnete Harmonie? Wieder nichts anders als die Thatsachen, daß jede Erkenntniß für den Geist den Begriff der Existenz, d. i Gottes (?) in sich schließt, daß die Intelligenz und Sensibilität in uns unterschieden sind, aber untrennbar, daß zwar eine jede ihre eignen Gesetze hat, aber daß diese in geheimer Beziehung und Harmonie mit einander stehen? Prüft man auf diese Weise die berühmtesten Hypothesen, so ergibt sich, daß sie sich in die Wolken verlieren, ihre Wurzel aber in der Erde ist, in wirklichen Thatsachen; durch diese allein haben sie unter den Menschen aufkommen und Credit erhalten können. Nur der Irrthum ist unbegreiflich (nach den richtigen Principien keineswegs) und unzulässig; er behauptet sich blos durch sein Verhältniß zum Wahren. Kurz, alles Wahre und Ewige in der Beweglichkeit menschlicher Lehren in seiner Zerstreuung durch die Zeitalter hindurch ist das Werk der Beobachtung, welche für die Philosophie oft ohne Vorwissen des Philosophen gearbeitet hat. Die experimentelle Methode wurde aber nicht immer mit gleicher Geschicklichkeit angewendet. Man stieß sich dabei oft an systematische Vorurtheile, beobachtete, aber nicht alles, und beschnitt manche Kraft unseres Wesens."

Sehr gut ist ferner das über's Bewußtseyn Gesagte. „Die Thatsachen, von denen die Philosophie ausgehen muß, existiren für uns nur insofern, als sie ins Bewußtseyn gelangen. Aber im Bewußtseyn darf man nichts vernachlässigen, alles ist wichtig, alles hängt an einander, und die Totalität selbst ist, fehlt ein Theil, unerfaßlich. Aufs Bewußtseyn zurückgehen, hier gewissenhaft alle Phänomene studiren, ihre Differenzen und Verhältnisse erforschen: dies gibt die erste philosophische Wissenschaft,

die Psychologie. Sie ist die Bedingung und gleichsam der Vorhof der Philosophie. Die psychologische Methode besteht in der Kunst, sich von der übrigen Welt zu isoliren, das Bewußtseyn ausgenommen, und sich hier, wo Alles Realität ist, aber diese so verschieden und so zart, festzusetzen und zu orientiren." Herr C. hebt unter den Thatsachen des Bewußtseyns besonders die Freiheit und die Vernunft hervor (XIV), welche selbst im Gegensatz zur Empfindung sich am deutlichsten offenbaren. Die Vernunft verschafft uns Begriffe, welche mit den sinnlichen Phänomenen unverträglich sind, als den der Ursache, der Substanz, Zeit, Raum u. s. w. Hierher gehören auch die Begriffe des Guten und Schönen; sie liegen in einer höheren unabhängigen Sphäre. Die Phänomene der Freiheit, der Vernunft und Empfindung sind die drei großen Classen der Thatsachen des Bewußtseyns (XVII). Fein sind mehrere Bemerkungen über Freiheit, Causalität und über Kant's Kategorien. Herr C. nimmt nur zwei Grundgesetze des Geistes an: das der Causalität und der Substanz (XX), und glaubt aus ihnen alle übrigen ableiten zu können. Wir wünschten, er wäre hierüber ausführlicher gewesen und hätte gezeigt, wie die andern daraus hervorgehen. Mit Recht erblickt er in den Gesetzen der reinen Vernunft die intelligible Welt als Beherrscherin der sinnlichen, die Welt der Ideen, welche, von Platon entdeckt, noch jetzt in den Tiefen des Bewußtseyns ruht. Die beiden Fundamentalgesetze, das der Causalität und Substanz, führen uns zu einer absoluten Ursache und Substanz (XXIII). Beide aber sind dem Wesen nach identisch. So werden diese Thatsachen Grundlage der Ontologie. Ebenso ist es eine Thatsache, daß wir mitten in den Bewegungen, welche äußere Agentien in uns erregen wider unsern Willen, die Kraft besitzen, die Initiative einer entgegengesetzten Bewegung zu ergreifen, bevor wir uns für die eine oder andere entscheiden, zu wählen, und dann uns zu entschliessen, auszuführen, eine Bewegung anzufangen, fortzusetzen oder aufzuheben, zu vollenden oder anzuhalten, immer aber sie zu beherrschen. Die Thatsache ist gewiß, und ebenso gewiß, daß die Bewegung unter diesen Bedingungen in unsern Augen einen neuen Charakter erhält. Wir rechnen sie uns zu, betrachten sie als eine Wirkung von uns. Hier ist für uns der Ursprung des Begriffs der Ursache. Der eigenthümliche Charakter des Ich ist Causalität. Wollen, etwas wirken, Seyn sind für uns gleichbedeutend; Bezeichnungen derselben Thatsache, welche zugleich den Willen, die Causalität und das Ich enthält. Der Wille oder die innere Causalität, welche unmittelbar die Wirkung hervorbringt, darf nicht verwechselt werden mit den äußern Instrumenten, die scheinbar auch Wirkungen hervorbringen,

aber ohne die erſte, d. i. wahre Urſache zu ſeyn. Dieſe, z. B. die Muskeln, können gelähmt ſeyn, wodurch der Wille unfähig wird auf ſie zu wirken. Aber was keine Lähmung verhindern kann, iſt die Handlung des Willens an ſich, das Product der Entſchließung, d. h. eine rein=geiſtige Urſächlichkeit, das Vorbild der Cauſalität, wovon die äußern Handlungen nur unangemeſſene Symbole ſind. Die Empfindung endlich iſt ein ebenſo unbezweifeltes Phänomen des Bewußtſeyns, wie die übrigen. Dieſes führt unfehlbar auf eine äußere, von dem Ich verſchiedene Urſache. Hier iſt der Urſprung des Begriffs einer Außenwelt, des Nicht=Ich. Ganz richtig iſt die Bemerkung über die Zweideutigkeit des Ausdrucks Paſſivität. Die meiſten Philoſophen ſagen: in der Empfindung verhalte ſich die Seele paſſiv, leidend. Das Ich als freie Thätigkeit iſt nicht paſſiv und kann es nicht ſeyn. Auch das Object nicht; denn es wird uns hier gegeben unter der Form der Urſache, der Kraft. Die Paſſivität beſteht in nichts anderem als in dem Verhältniſſe zwiſchen zwei auf einander wirkenden Kräften. Die Außenwelt iſt nichts anderes als eine Vereinigung unſerer wirklichen oder möglichen Empfindungen correſpondirender Urſachen. Die Beziehung dieſer Urſachen unter einander iſt die Ordnung der Welt. Daher iſt dieſe Welt von dem nämlichen Stoffe wie wir; die Natur iſt die Schweſter des Menſchen, ſie iſt thätig, lebendig, beſeelt wie wir, und ihre Geſchichte iſt ſo gut ein Drama, wie das der Menſchheit.

Von dieſen Thatſachen des Bewußtſeyns aus glaubt Herr C. den Uebergang zu Gott auf folgende Weiſe gefunden zu haben. Unſere Vernunft bezieht die Empfindung auf eine äußere Subſtanz und Urſache. Dieſe aber haben ihrer offenbaren Zufälligkeit und phénoménalité wegen, d. h. weil ſie blos zur Erſcheinungswelt gehören und ſich zugleich gegenſeitig beſchränken, nicht die Charaktere des Abſoluten und wahrhaft Subſtanziellen. Die Vernunft muß ſie mithin auf eine einzige ſubſtanzielle Urſache beziehen, über welche hinaus kein Seyn geſucht werden darf. Die Exiſtenz iſt aber die Identität beider, der Urſache und der Subſtanz. Es wird mithin die ſubſtanzielle und urſächliche Exiſtenz mit den beiden endlichen Urſachen oder Subſtanzen, in denen ſie ſich entwickelt, in derſelben Zeit erkannt, in welcher dieſe Urſachen mit ihren Differenzen und ihren Vereinigungspuncten erkannt werden, d. h. die Ontologie wird uns in demſelben Momente gegeben, als wir die Pſychologie erhalten. So findet ſich in dem erſten Factum des Bewußtſeyns die pſychologiſche Einheit vis-à-vis der ontologiſchen in ihrer parallelen Triplicität. Das Bewußtſeyn, welches uns auf einmal drei innere Elemente

offenbart, enthüllt uns auch unmittelbar und auf einmal drei äußere; jede Thatſache des Bewußtſeyns iſt daher zugleich pſychologiſch und ontologiſch, und enthält ſchon die drei großen Ideen in ſich, welche die Wiſſenſchaft ſpäter theilt oder zuſammenfaßt: den Menſchen, die Natur und Gott. Und dieſe ſind keine leeren Formeln, ſondern Thatſachen, Weſenheiten. Der Gott des Bewußtſeyns iſt nicht ein abſtracter Gott, ein einſiedleriſcher König, verwieſen jenſeits der Schöpfung auf den verlaſſenen Thron einer ſchweigenden Ewigkeit und einer dem Nichts ähnlichen abſoluten Exiſtenz; ſondern der wahre und reelle Gott, die Subſtanz und abſolute Urſache, Eins und Vieles, Ewigkeit und Zeit, Raum und Zahl, Weſenheit und Leben, Untheilbarkeit und Totalität, Anfang, Ende und Mitte, auf dem Gipfel des Seyns und auf der niedrigſten Stufe, unendlich und alles Endliche zugleich, die Dreiheit endlich, d. h. Gott, Natur und Menſchheit zugleich. Kurz: Iſt Gott nicht alles, ſo iſt er nichts. Iſt er an ſich abſolut untheilbar, ſo iſt er auch unzugänglich und unbegreiflich, und ſeine Unbegreiflichkeit iſt für uns ſeine Zerſtörung. Unbegreiflich als Formel und in der Schule iſt Gott klar für die Welt, welche ihn offenbart, beſitzt und empfindet. In allem und überall gelangt er gewiſſermaßen zu ſich ſelbſt in dem Bewußtſeyn des Menſchen, deſſen Mechanismus und phänomenelle Triplicität er unmittelbar conſtituirt durch den Reflex ſeiner eignen Bewegung und die ſubſtanzielle Triplicität, wovon er die abſolute Einheit iſt. Auf dieſen Höhen angelangt, wird die Philoſophie klarer und größer, die allgemeine Harmonie der Gedanken erweitert und beruhigt ſie.

Der letzte Punct erfordert einige Bemerkungen. Hier ſcheint uns Herr C. ſeiner an ſich vortrefflichen und richtigen Methode, die auch die unſrige iſt, nicht ganz treu geblieben und durch Schlüſſe aus den Thatſachen des Bewußtſeyns mehr gezogen zu haben, als wozu dieſe berechtigen. Die Thatſachen des Bewußtſeyns erwecken in uns freilich die Ueberzeugung von der objectiven Realität einer von uns verſchiedenen Welt, und durch Schlüſſe aus den Phänomenen dieſer Welt können wir zu der Annahme eines ſubſtanziellen Seyns und einer ewigen Urſache der Dinge gelangen. Allein die Subſtanz der Dinge iſt noch nicht Gott, und die beſonders durch Spinoza berühmt gewordene Formel „Gott iſt die Subſtanz aller Dinge“ gehört zu den härteſten der Mißdeutung am leichteſten ausgeſetzten Beſtimmungen. In welchem Sinne man auch den Ausdruck Subſtanz in der Metaphyſik nehmen mag, immer bleibt doch dabei die Grundbedeutung, das Inſichſeyn, Inſichbeſtehen im Gegenſatz zu den wechſelnden Erſcheinungen und mitten in ihnen. Ja, dieſer

Wechsel, ein gegensätzliches Hervortreten mannichfaltiger Bestimmungen in der Erfahrung, scheint das nothwendige Complement dieser Idee zu seyn. So wenig der Wechsel wahrgenommen werden kann ohne ein beharrliches Seyn, so wenig würde man etwas als Substanz bezeichnen, wenn nichts wechselte. Denn man nennt nicht jede Erscheinung eine Substanz, noch auch jedes Beharrende so, nicht eine Goldmünze, oder die gelbe Farbe, das Runde, diese bestimmte Größe u. dgl., auch wenn es viele Jahre lang dasselbe bleibt; wohl aber das Gold, für dessen Wesen diese bestimmte Form, in die es durch Gewalt gebracht worden, zufällig ist. Es kann diese aufgeben und als Petschaft, Ring, Kette, Nadel und in unzähligen andern Formen erscheinen, es kann seine Farbe verlieren und sie wieder erhalten, zu Dämpfen verflüchtiget und wieder reducirt, mit andern gemischt und wieder ausgeschieden werden, ohne aufzuhören Gold zu seyn. Auf gleiche Weise vieles Andere. Es ist aber das Gold nicht selbst, das freiwillig nach Schrot und Korn dem Tiegel zueilt, an der Adjustirbank regelrecht sich ausdehnt und auf den Prägstock legt, um gemünzt zu werden, sondern durch den Menschen und seine Instrumente gezwungen, wird es dergleichen, und dieser selbst wird das, was er ist, zum Theil durch die Naturgewalt, welche seinen Organism beherrscht. Und so in unzähligen andern Weisen. Die Substanz des Goldes selbst aber ist nicht verschieden von dem Goldstück, dem Ringe u. dgl., sondern diese sind eben das Gold selbst in dieser bestimmten Form. Die Substanz ist in ihnen als ihr unveräußerliches Wesen. Mit der Substanz erhalten wir mithin zwar eine ruhige Grundlage, einen Stoff für die Natur, einen formenwandelnden Proteus von unendlicher Geschmeidigkeit, nicht aber zugleich ein plastisches ordnendes Princip. Gott als Substanz gedacht ist mithin blos Materie, und wir kommen damit auf die indischen Sätze: „Die Dinge sind eine bloße Form Gottes und Gott in ihnen als ihre wahre Substanz.“ Und in der That erinnern Herrn C.'s Beschreibungen sehr an jene Dichtungen. Unter Gott aber denken wir uns lauter Leben und Thätigkeit. Herr C. scheint das Unzureichende des Begriffs Substanz selbst erkannt zu haben. Daher er noch die Causalität zu Hülfe nimmt. Dies ist schon mehr, aber immer noch nicht hinreichend. Der nexus causalis führt uns zwar zur Annahme einer ersten Ursache aller Dinge, allein noch nicht zur ersten Idee der Gottheit; denn jene Ursache kann man sich auch als eine blindwirkende Naturkraft, als ein willensloses Fatum denken: Bestimmungen, welche der Idee der Gottheit ganz entgegen sind. Ja, wer consequent seyn will, kommt dann in die Nothwendigkeit, diese zu leugnen. Diese Annahme zerstört aber die Ethik.

Wozu Herr C. ſelbſt getrieben wird, zeigen folgende Sätze (XLI, XLII): „Jeder findet in ſeinem Bewußtſeyn alle in dieſem enthaltenen Ideen. Wenn er nur um ſein Selbſt weiß, ſo weiß er auch um das Uebrige, die Natur und Gott. Jeder glaubt an ſeine eigne Exiſtenz, alſo auch an die Welt und Gott; jeder Menſch denkt, alſo denkt er Gott; jeder Satz, der das Bewußtſeyn reflectirt, reflectirt zugleich dem Bewußtſeyn die Idee der Einheit und Weſenheit; jeder Satz ſchließt daher Gott in ſich; jeder Menſch, der ſpricht, ſpricht von Gott, und jedes Wort iſt ein Glaubensact und eine Hymne. Der Atheism iſt eine leere Formel, eine Negation ohne Realität, eine Abſtraction, die durch Poſition ſich ſelbſt zerſtört, Täuſchung einiger Sophiſten.“ Solche Behauptungen fallen ins Gehör, überraſchen anfangs und imponiren, beſtehen aber die Prüfung nicht. Will man conſequent ſeyn, ſo muß man den Irrthum, das Unſittliche, Laſterhafte, das im menſchlichen Leben ſo oft und in ſo mannichfaltigen Formen erſcheint, entweder auch von Gott ableiten oder ganz leugnen. Beides iſt abſurd. Das Erſte wäre der Idee der Gottheit diametral entgegengeſetzt, das Zweite den Thatſachen des Bewußtſeyns und würde ein nothwendiges Poſtulat unſerer Vernunft zerſtören. Wir alle laſſen uns von dem Grundſatze leiten: Einiges von dem, was durch den Menſchen geſchieht, ſey ſeine eigne That, und dürfe auf kein höheres Princip als auf den Willen bezogen werden. Herr C. ſelbſt gibt das zu (Préf., XXV). Was aber Gott in dem Menſchen wirkt, darf dieſem nicht zugeſchrieben werden. Und ganz undenkbar iſt, daß Gottes Wirken in dem Menſchen einen Irrthum erzeugen, der Geſinnung und dem Herzen eine Richtung nach dem Unreinen, Böſen geben ſollte. Dies letzte, als ein Factum, wird Herr C. ſelbſt nicht leugnen wollen. Iſt dies aber, ſo muß auch angenommen werden, der Menſch vermöge etwas aus eigner Kraft, es ſey in ihm etwas, das dem Einwirken Gottes zu widerſtehen vermöge, oder man muß jede Einwirkung Gottes leugnen, oder ſie nur auf gewiſſe Fälle beſchränken.

Sein eignes philoſophiſches Syſtem bezeichnet Herr C. ſelbſt mit den Worten: éclectisme impartial appliqué aux faits de conscience (XLVII), und erklärt ſich darüber ſo: „Jedes Syſtem drückt eine Ordnung von Phänomenen und Ideen aus, die für die Wiſſenſchaft reellen Werth haben, aber nicht das ganze Bewußtſeyn füllen und dennoch im Syſtem beinahe eine ausſchließliche Rolle ſpielen; woraus folgt, daß jedes Syſtem nicht falſch iſt, ſondern unvollſtändig, und daß man durch Vereinigung aller unvollſtändigen Syſteme eine vollſtändige Philoſophie erlangt, welche der Geſammtheit des Bewußtſeyns entſpricht. Dies iſt

das wahre historische System, allgemein und präcis zugleich, das sich in der ganzen Geschichte der Philosophie nachweisen läßt und durch welches diese erläutert wird." Und (S. 214): „Es gibt kein falsches System, aber viele unvollständige, wahr an sich, aber fehlerhaft durch die Pretension, die absolute Wahrheit zu enthalten, die sich nur in Allen findet. Die Philosophie beherrscht alle Systeme, sie verfolgt ihre Bahn mitten durch sie und hält sich bei keinem auf. Sie entwirft das vollkommene Gemälde aus Zügen, die sie von jedem System entlehnt hat."

Da auch unter uns Hegel etwas Aehnliches behauptet hat *) und meine eigne Ueberzeugung als damit übereinstimmend betrachtet werden kann **), so sey es mir vergönnt, um Mißverständnissen vorzubeugen, einige Bemerkungen hinzuzufügen zugleich als Ergänzungen und Berichtigungen früherer Ansichten. Der von mir damals gebrauchte Ausdruck Vermittelung war zweideutig. Man denkt sich unter einem Vermittler Einen, der zwischen streitende Parteien tritt, um sie zu versöhnen und einen Vergleich zu stiften, mit welchem, weil jede von ihren Ansprüchen wenigstens etwas gerettet sieht, alle zufrieden seyn können. Es schien auf eine Vereinigung der Systeme abgesehen, wo Kant mit Schelling und dieser mit Jacobi, und wer weiß noch welcher mit welchen, in Harmonie leben könnte. Dies war aber gar nicht meine wahre Meinung. Deshalb verwahrte ich mich ausdrücklich gegen den Verdacht des Eclecticism und verglich die Entwickelung dieses Systems mit dem Wachsthum eines organischen Körpers. Herr C. hingegen wählt zur Charakteristik seines Systems den verdächtigen, etwas verrufenen Beinamen des Eclecticism. Er scheint das Irrige eines jeden Systems blos in seine Unvollständigkeit zu setzen und sich das wahre System als ein vollkommenes Gemälde zu denken, als eine Art von Mosaik, wozu die einzelnen nothwendigen Stücke, jede Figur, Baumgruppe, die Berge, der Himmel, von verschiedenen Meistern schon glücklich ausgearbeitet worden und die man nur aneinanderzurücken und ineinanderzufügen braucht, um ein vollkommenes Kunstwerk von dem glänzendsten Effecte hervorzubringen. Dies würde aber eine der wunderlichsten Geburten werden, ein wahres Ungeheuer, ähnlich den Bildwerken indischer Mythologie, mit vielen Köpfen und Ar-

*) Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften (Heidelb. 1817), S. 9.

**) Ueber die Philosophie meiner Zeit (Jena 1816), S. 300—308; und: Ueber Geschichte der Philosophie, 2te Aufl. (Jena 1820).

men, das ſich ſelbſt zerfleiſcht. Gleich die erſte unumgängliche Frage: welche der vorhandenen Syſteme in dem neuen vollendeten eine Stelle finden ſollen? würde uns in Verlegenheit ſetzen. Kant, Fichte, Schelling? Unſtreitig! Auch gewiß Leibnitz und Spinoza, Plato und Ariſtoteles. Aber auch Descartes, Malebranche, Condillac, Laromiguière? Locke und Berkeley? Wäre Herrn C.'s Vorausſetzung: die Syſteme ſind nicht an ſich falſch, ſondern nur unvollſtändig und irrig durch die Anſprüche auf ausſchließende Gültigkeit, richtig, ſo würde man bei einem conſequenten Verfahren ſich ganz ins Unbeſtimmte verlieren. Es dürften auch die unvollkommneren, weniger ausgebreiteten Syſteme nicht ausgeſchloſſen werden, weil ſie, obgleich geringere Ausbeute liefernd, doch als wahr angenommen werden müßten. Alſo müßten wohl auch Epikur, die Stoiker und die naturphiloſophiſchen Syſteme vor Sokrates eine Stelle erhalten? Und dies um ſo mehr, da die Atomiſtik noch jetzt in unſerer Wiſſenſchaft eine ſo wichtige Rolle ſpielt, noch jetzt mathematiſche Naturphiloſophie bearbeitet wird, und Herbart ſogar die E l e a t e n über alle andere Philoſophen der Vorwelt ſetzt. Dazu kommt noch die vage Bedeutung des Worts S y ſ t e m in der Geſchichte der Philoſophie. Man verſteht darunter die Geſammtheit der Behauptungen eines Philoſophen in ihrem Zuſammenhange, geſetzt auch, dieſer Zuſammenhang iſt nur locker und viele der einzelnen Behauptungen ungegründet. Das wahre Syſtem kann doch unmöglich in einer Vereinigung aller Syſteme beſtehen. Auf der andern Seite kann nicht geleugnet werden, daß mehr das Qualitative als das Quantitative in Betracht gezogen werden muß. So ſind einige Dogmen der ältern Pythagoreer, des Heraklit, der Eleaten, tiefer gedacht und verrathen mehr echt-philoſophiſchen Geiſt, als manche voluminöſe Schriften der neuern. Wo ſoll nun die Grenze gezogen werden?

Wollte man aber auch hiervon abſehen und ſich über die aufzunehmenden Syſteme vereinigen, ſo würde doch wieder die Frage ſeyn: wie viel davon aufgenommen werden ſoll? Ein Syſtem enthält oft ſo mannichfaltige heterogene Beſtandtheile und iſt in ſo manchen Beziehungen einem andern diametral entgegengeſetzt, daß man den Gedanken an eine wahre Vereinigung ganzer Syſteme gar bald fallen laſſen muß. Alſo, welche Partien eines gewiſſen Syſtems paſſen zu gewiſſen Theilen eines andern wie die Glieder eines organiſchen Körpers oder die einzelnen Theile eines Kunſtwerks? Behalten wir Platon's I d e e n l e h r e bei, was machen wir dann mit dem Ariſtoteles, welcher ſie verwirft und ihr allen Gehalt abſpricht? Wie vereinigen wir die A t o m e mit Leibnitz's M o n a d e n? den Materialism mit

der vorher angeordneten Harmonie des Leibes und der Seele? Wie Kant's Sätze von den dialektischen sophistischen Blendwerken der speculativen Vernunft in ihrem Brüten über dem Unendlichen mit den Schelling'schen von derselben Vernunft, als der absoluten Identität des Denkens und Seyns, und der adäquaten untheilbaren Erkenntniß des Unendlichen durch intellectuelle Anschauung? wie jenes Denkers Ansichten von den Dingen an sich und dem transscendentalen Ideale der Vernunft mit den Aussprüchen des letztern: Gott sey auch in der Erscheinungswelt das einzige Wirkliche, Anschaubare, weder ein Jenseits, noch ein bloßes Gedankending? — Sollte dieses aber als ein Unausführbares sich ergeben, so können sie auch im wahren System nicht neben einander bestehen, und folglich müßte Einiges beibehalten, Anderes ausgeschieden und verworfen werden. Damit kommen wir auf den Eclecticism, der auf den Namen eines wahren Systems keinen Anspruch machen kann. Zwar verknüpft auch der Eclectiker die von verschiedenen Systemen wie im Lustwandeln gepflückten Blüthen der Erkenntniß manchmal zu einem recht lieblichen aromatischen Kranze und Strauße für Kopf und Herz; aber dies reicht doch noch lange nicht an den Baum der Erkenntniß in seiner Lebensfülle und fortschreitenden Metamorphose. In der Wissenschaft ist jeder Gehalt durch die Form bedingt. Diese ist aber eben bei den Eclectikern sehr mangelhaft, und der Zusammenhang der Gedanken nur lose, wie ihre Schriften beweisen.

Herr C. scheint die Rettung aus diesen Verlegenheiten in der experimentellen oder beobachtenden Methode zu suchen. Gegen diese selbst ist nichts zu sagen. Die Maimon'sche Frage: quid facti? sticht noch immer den Dogmatism und selbst den Kriticism in die Ferse. Thatsachen im Leben unseres Geistes müssen die Basis jeder Wissenschaft ausmachen. Und diese können weder durch Verstandeshandlungen a priori, noch durch Schlüsse aus allgemeinen Sätzen, sondern allein durch unmittelbare Wahrnehmung und unbefangene, durch Theorien unverblendete Beobachtung erkannt werden. Ohne diese schwebt alles in der Luft und die glänzendsten Gedanken sind nur opalisirende Wasserblasen. Wird dieses aber zugestanden, wird die beobachtende Methode, die wir lieber die kritische nennen möchten, ohne dabei eben auf Kant zu verweisen, für die einzig wahre gehalten, und es kann nur eine einzige geben, so werden damit natürlich die andern verworfen, das Wahre in andern Systemen muß, soll es anders wissenschaftlichen Werth haben, sich durch diese Methode rechtfertigen lassen; es muß durch sie gefunden werden können. Damit ändert sich aber das ganze Verhältniß. Die wahre Methode vereinigt nicht die schon vorhandenen unabhängig von einander aus-

gebildeten Glieder der Erkenntniß zu einem Ganzen, sondern läßt den ganzen Organism aus seinem Keime entstehen, sie sammelt nicht die zerstreuten Lichtstrahlen in einen Focus, sondern versetzt sich in den Centralkörper selbst, welcher leuchtende und lebenerregende Strahlen durch eigne Kraft nach allen Richtungen hin aussendet. Dieses Centrum der Wissenschaft, die irdische geistige Sonne unseres Lebens, ist das Bewußtseyn. Alles Uebrige, die ganze Natur, Gott selbst, werden für uns nur zu einer bestimmten belebenden Idee, inwiefern sie im Bewußtseyn reflectirt werden, und von der Stärke, der Innigkeit und Klarheit dieses reflexiven Seyns hängen alle die wohlthätigen Wirkungen ab, deren sie fähig sind. Von dem Bewußtseyn ausgehend und alles was sich als Thatsache in dasselbe drängt, aufnehmend und sichtend, müssen sich die Puncte angeben lassen, welche die einzelnen Systeme mit oder ohne deutliches Bewußtseyn aufgefaßt, auf denen sie weiter fortgebaut haben. Indem sie aber einseitig fortwuchsen, sind sie außer Verhältniß zu den übrigen eben so nothwendigen Gliedern der Wissenschaft getreten; sie sind Mißformen, Auswüchse, Verunstaltungen des wahren Systems geworden. So sind sie irrig. Sie sind es aber auch noch auf andere Weise. Sie sind oft gar nicht von wirklichen Thatsachen ausgegangen, haben phantastische Principien untergeschoben, oder wirkliche Thatsachen nicht richtig aufgefaßt, und aus ihnen nicht das gezogen, was darin enthalten ist, sondern Anderes und Unrichtiges. In der kunstgerechten Construction der Philosophie, von Thatsachen des Bewußtseyns aus, muß dann selbst das Wahre der einzelnen Systeme in einem andern Lichte erscheinen, als in ihnen selbst nach ihrer eigenen Construction. So z. B. gelangt man zwar von Thatsachen des Bewußtseyns aus zum Idealism; aber dieser Idealism ist deshalb doch nicht der des Berkeley, oder der transscendentale Kant's, oder Fichte'scher. Ebenso ist der Realism noch nicht Spinozism oder Corpuscularphilosophie.

Dies Wenige wird hoffentlich hinreichend seyn, um die Schwierigkeiten bemerkbar zu machen, welche sich einer Vereinigung der Systeme entgegenstellen. — Aus den übrigen Artikeln heben wir noch heraus das Programm über den philosophischen Cursus, den Herr C. an der Normalschule im Jahr 1817 gegeben. Dieses verstattet uns einige Blicke in den Gliederbau seines Systems. Sämmtliche metaphysische Probleme reducirt er auf drei: Erstens, welches ist der wirkliche Charakter der menschlichen Erkenntnisse in der entwickelten Intelligenz? Zweitens, welches ist ihr Ursprung? Drittens, welches ihre Gültigkeit? Alle unsere objectiven Erkenntnisse sind Thatsachen des Bewußtseyns, Phänomene. Die Wissenschaft des Subjectiven, Primiti-

ven, Actuellen, iſt die **Pſychologie** oder **Phänomenologie**. (Dies wohl mit Rückſicht auf Hegel's **Phänomenologie des Geiſtes**.) Die Wiſſenſchaft unſerer objectiven Erkenntniſſe in Beziehung auf ihr Object, d. h. auf reelle äußere Weſenheiten, iſt die **Ontologie**. Die Wiſſenſchaft von der Gültigkeit der Principien dieſer Erkenntniſſe iſt die **transſcendentale Logik** (die transſcendentale Logik Kant's). Hier ſind die Hauptobjecte die Seele, die Materie, Gott (ebenfalls mit Rückſicht auf Kant's drei transſcendentale Ideen, die ſubſtanzielle Einheit der Seele, die Einheit der objectiven Erſcheinungen als Welt und die Einheit des Weſens der Weſen). Ebenſo ſind alle Aufgaben der Moral in den drei Problemen begriffen: a) Welches iſt der wirkliche Charakter der moraliſchen Principien? b) Welches iſt ihr Urſprung? c) Welches ihre Gültigkeit? Die beiden erſten Fragen faſſen die moraliſchen Principien auf an ſich ſelbſt, in dem Subjecte, in welchem ſie ſind, d. i. unter einem ſubjectiven Geſichtspuncte. Dies iſt die eigentliche **Moral**. Die dritte Frage dagegen faßt die daraus hervorgehenden Folgen ins Auge, ſo wie die Beziehung auf die äußern Objecte. Die **Religion** im eigentlichen Sinne. Dies erinnert wieder offenbar an die Stellung der religiöſen Ueberzeugungen in Kant's Lehre. Dieſe iſt aber nicht die richtige. Die Religion wird auf dieſe Weiſe zu einem bloßen Anhängſel der Moral, da im Gegentheil beide aus derſelben Quelle unmittelbar entſpringen, und der Boden, in welchem das Moraliſche feſte Wurzel faſſen ſoll, ſchon belebt ſeyn muß von dem Hauche der Religion. Es ſtimmt dies auch mit C.'s eignen Behauptungen (S. 256) nicht gut zuſammen. Die Wiſſenſchaft von dem Objectiv-Moraliſchen nennt er nicht glücklich die **transſcendentale Logik der Moral**. Kant's Autorität, welcher die Freiheit als Princip der Moral auch in der transſcendentalen Logik deducirt, möchte zur Rechtfertigung dieſes Verfahrens wohl nicht hinreichen. In der moraliſchen Pſychologie werden die **zufälligen und nothwendigen** moraliſchen Principien unterſchieden. Zu den erſten gehören der moraliſche Inſtinct, und zwar a) expanſiv als Mitleiden, Sympathie; b) contractiv als Abſcheu vor der Unbehaglichkeit, Liebe zum Vergnügen, Selbſtliebe. Zu allgemeinen Maximen erhoben, entſpringt daraus die Moral des Gefühls, eine bewegliche, nicht verpflichtende Moral. Aus der Eigenliebe entſteht die Moral des Intereſſes, deren Princip iſt: Eine Handlung iſt nur zu würdigen nach ihren Folgen in Beziehung auf das perſönliche Intereſſe. Außerdem gibt es aber auch noch ein nothwendiges Moralprincip in uns, das allgemein iſt, alle Zeiten und Räume umfaßt, das Mögliche wie das Wirkliche. Dies iſt das Princip

des Gerechten und Ungerechten, des Guten und Böſen; die moraliſche (praktiſche) Vernunft. Der ſpecielle Charakter dieſes Princips iſt die Verpflichtung, das Moralgeſetz. Die Formel deſſelben iſt: Thue das Gute um des Guten willen; oder vielmehr: Wolle das Gute um des Guten willen. Der Probirſtein, woran man erkennt, ob ein Entſchluß mit dieſem Princip übereinſtimmt, iſt die Unmöglichkeit, das unmittelbare Motiv für einen Entſchluß zu einer Maxime der allgemeinen Geſetzgebung zu erheben (Kant's kategoriſcher Imperativ).

Der Anhang enthält noch einige kleinere Aufſätze von talentvollen Schülern, als: über die Metaphyſik der Geometrie, von Fribault; über die Freiheit, von Thery; über die Beweiſe für das Daſeyn Gottes, von Ampère; über das Moralgeſetz, von Paravey, und: über angeborne Ideen, von Carré. — Wir wären über manche einzelne Puncte gern noch ausführlicher geweſen, müſſen uns aber mit dieſem Wenigen begnügen. Wir ſchließen dieſe Anzeige mit dem Wunſche, Herr C. möge uns recht bald mit einem ausführlichern Werke über Philoſophie erfreuen, in welchem das in den Fragmenten mehr Angedeutete und Zerſtreute als ein Ganzes erſcheint, ſo wie wir hoffen, er werde in dieſen freimüthigen Aeußerungen unſere gute Abſicht und freundſchaftliche Geſinnung nicht verkennen, und darin nur einen Beweis finden, welchen innigen Antheil wir an ſeinen verdienſtvollen Bemühungen um die höchſte der Wiſſenſchaften nehmen. Je ausgezeichneter der Schriftſteller, je Bedeutenderes noch von ihm zu hoffen iſt, deſto ſtrenger muß die Beurtheilung ſeyn, um ihn zu noch Größerem anzuſpornen.

Karl Friedrich Bachmann.

X.

Ueber die indischen Studien in Deutschland.

1. Bhagavad-gita, id est Thespesion melos, sive almi Krishnae et Arjunae colloquium de rebus divinis, Bharateae episodium. Textum recensuit, adnotationes criticas et interpretationem latinam adjecit Augustus Guilelmus a Schlegel. Bonn, Weber. 1823.
2. Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von August Wilhelm von Schlegel. Mit Beiträgen vom Freiherrn von Humboldt. Erster und zweiter Band. Bonn, Weber. 1820—1826. Gr. 8.
3. Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel. Nebst andern Episoden des Mahabharada; in der Ursprache zum ersten Mal herausgegeben, metrisch übersetzt und mit kritischen Anmerkungen versehen von Franz Bopp. Berlin, Logier. 1824. Gr. 4.
4. Grammatica Sanskrita. Nunc primum in Germania edidit Othmarus Frank. Würzburg, 1823.
5. Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache; von Franz Bopp. Erstes und zweites Heft. Berlin, Dümmler. 1825. Gr. 4.

Die hier aufgeführten, alle in Deutschland erschienenen, Werke zeigen, daß das vor wenigen Jahren allein von Engländern gekannte und geförderte Studium der Sanskritsprache und der indischen Literatur jetzt in Deutschland kenntnißreiche und emsige Freunde gefunden hat, welche diesem Studium unter uns nicht nur dauerndes Bestehen sichern, sondern auch vielleicht bald größere Vollkommenheit verschaffen werden, als die, zu welcher es Engländer und Franzosen bis jetzt geführt haben. Denn die Herausgabe und Uebersetzung indischer Originaltexte und die dadurch bedingte gründliche Erkenntniß und Anwendung der indischen Literatur zu linguistischen, historischen, mythologischen und philosophischen Forschungen werden nun nicht mehr von dem Belieben und der Methode englischer Gelehrter allein abhängen, da die zu jenen Unternehmungen erforderlichen Hülfsmittel gegenwärtig auch in Deutschland vorhanden sind. In Rücksicht hierauf ist die durch Schlegel's Thätigkeit und die edle Bereitwilligkeit des preußischen Ministeriums bewirkte Anschaffung der Dewanagaritypen mit Achtung und Dank anzuerkennen; sie eröffnet deutschen Gelehrten ein weites und anziehendes Feld rühmlicher Forschungen. Sowohl auf die Abfassung von Sprachlehren, als auf die Herausgabe indischer Schriftsteller, sind schon Gelehrte

bei uns bedacht, und Schlegel hat in letzterer Hinsicht ein Werk angekündigt, die Herausgabe des ganzen Heldengedichts Ramajana mit Uebersetzung und Commentar, welchem, wenn es vollendet wird, selbst die Engländer nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben werden. Es läßt sich erwarten, daß die durch Deutsche besorgten Ausgaben den allgemeinern Bedürfnissen und Forderungen wirklicher Sprachforscher mehr Genüge leisten werden, als die bisher in Indien gelieferten. Denn diese letztern sind entweder durch Indier besorgt, und enthalten dann gewöhnlich einen bloßen Sanskrittext, ohne weitere kritische und exegetische Zugaben, so daß sie nur Geübteren nützen können; oder sie sind durch Missionare ausgeführt, und erfüllen dann die philologischen Erfordernisse sehr unvollkommen, wie z. B. die zu Serampor begonnene Ausgabe des Ramajana zeigt. Bis jetzt haben unsre des Sanskrit kundigen Gelehrten nur an die Bearbeitung leichterer Texte sich gewagt, nämlich an die beiden alten epischen Gedichte Ramajana und Mahabharata, deren einfacher, stets gleicher Styl klar und ungezwungen sich entfaltet, wenigstens im Vergleich mit dem Style andrer indischer Werke. Ungleich schwerer zu verstehen sind nicht nur die alten Religionsurkunden, die Wedas, sondern auch die spätern und kunstreichern Gedichte, wie Meghaduta oder der Wolkenbote, Kiratardschunija, eine Verwandlung Ardschuna's, Sisupalabadha oder Sisupalas Tod, und die Schauspiele und die philosophischen und scientifischen Bücher. Diese werden wahrscheinlich noch längere Zeit unbekannt bleiben; doch wenn erst durch Bekanntschaft mit dem Leichtern größere Uebung gewonnen worden, wird auch an sie die Reihe des Bekanntwerdens kommen. Ueberdies ist es zweckmäßig vom Aeltern zum Jüngern fortzuschreiten. Die zur Erlernung der Sprache erforderlichen Hülfsmittel haben sich seit zehn Jahren außerordentlich vermehrt: Sprachlehren, Wörterbücher, vorbereitende Uebersetzungen für die Anfänger, welches alles noch vor kurzem fast so gut wie gar nicht vorhanden war, sind jetzt vorhanden und nicht mehr schwer zugänglich.

Der edle und zarte Sinn, welcher oft aus den Schriften der alten Indier zu uns spricht, ist es ohne Zweifel zunächst, welcher diesen Büchern Freunde erworben hat und das Studium derselben belohnt. Aus diesen Schriften lernen wir ein gebildetes Menschenleben kennen, welches in alter Zeit in einem Lande stattfand, welches die Natur in mancher Hinsicht reich ausgestattet hat und worin würdige Gedanken und Bestrebungen sich entwickelten, wenngleich nicht von Verirrungen frei. Daß wir in unserer Zeit an den Meinungen und den Einrichtungen dieses alten Volkes manches zu tadeln finden, welcher der Geschichte

Kundige könnte dieses anders erwarten? Denn wo wäre dies anders im Alterthume, vorzüglich in dem Alterthume solcher Völker, deren Heimath schon durch Himmelsstrich und natürliche Beschaffenheit von der unsrigen so sehr verschieden war? Auch die oft als Muster aufgestellten Griechen und Römer hielten auf manche Dinge, mit welchen wir uns nicht mehr aussöhnen können; wenigstens wie wir vorgeben. Denn der des Lichtes unsrer Zeit sich rühmende Europäer will das große Gebot der Gerechtigkeit zwar zu seinem eignen Besten beobachtet wissen; kommt es aber an die Bewohner andrer Welttheile, welche nicht seiner Farbe und seines Glaubens sind, so erklärt er diese für uncivilisirt, für außerhalb der Menschenrechte sich befindend, und thut alles gegen sie, was ihm sein Vortheil zu heischen scheint, höchstens durch philanthropische Phrasen sein Thun beschönigend; ja, er sucht wohl gar durch philosophische Sophismen zu beweisen, es sey vollkommen recht, die außereuropäischen Völker so zu behandeln, sie ihrer Freiheit, ihres Landes und übrigen Güter zu berauben; und es sey abscheuliche Barbarei, wenn diese unglücklichen Völker es wagen, gegen die europäischen Eindringlinge die Hand aufzuheben. Finden wir nun auch an den Indiern einen Rost des Alterthums, so wird uns dies nicht hindern dürfen, auch das Gute in ihnen zu erkennen und zu achten; glauben wir Einrichtungen derselben tadeln zu müssen, so folgt daraus nicht die Verwerflichkeit des Volkes überhaupt; welches Volk könnte sonst als ehrenwerth bestehen? Ferner muß die alte, vortrefflich gebildete Sprache der Indier, deren genaue Verwandtschaft mit den berühmtesten Sprachen der Welt, der griechischen, der lateinischen und der germanischen, täglich deutlicher und umfassender dargelegt wird, nothwendig das Interesse aller derjenigen in Anspruch nehmen, welche mit Untersuchungen über den Bau und die Entwickelung jener Sprachen sich beschäftigen. Scheint dies dennoch nicht überall zu geschehen, so ist solches wohl daraus zu erklären, daß die Sanskritsprache noch zu wenig bekannt ist und die Mühe, sie zu lernen, gemieden wird.

Wiewohl nun manche Männer in Deutschland, und zwar auch solche, welchen die griechischen und römischen Musen nicht fremd sind, das Studium der indischen Sprache und Literatur für anziehend und für nützlich halten, so gibt es doch auch heftige Gegner jener Studien unter uns, welche das Durchforschen und Bekanntmachen indischer Schriften für unnütz und thöricht, und selbst für schädlich und verderblich erklären. Freunde der griechischen Literatur klagen: es sey doch traurig, daß gescheidte Männer darauf verfielen, einem so gar keine Ausbeute gewährenden Studium selbst obzuliegen und es auch noch Anderen anzu-

preisen; es sey zu bedauern, daß eine freigebige Regierung für so leere Dinge, wie die indischen Bücher, so vieles Geld wegwerfe. In der „Antisymbolik" spricht Voß öfter von indischer Mythologie und Literatur, aber so, daß diese im gehässigsten Lichte erscheinen. Er malt die indischen Götter wie schändliche, in Qualm und Stank tölpelnde Scheusale; er bezeichnet die indischen Lehren und Bücher als Beförderer pfäffischer Spitzbübereien und Schurkereien, und die Bekanntmacher derselben als Verbreiter der Barbarei, des Jesuitismus, der unnatürlichen Laster. Wer für indische Literatur sich interessirt, den nennt er einen Indomanen; Schlegeln wünscht er: „zu seiner indischen Buchdruckerei noch mehrere des barbarischen Morgenlandes." Wozu diesen Wunsch? Damit der Indomane in der Fülle der Barbarei endlich ersticken möge? Doch Ganesa wird ja seinen Jünger zu schützen wissen. Wenn Jemand das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern sucht, und ohne dadurch das Bestreben in einem andern Fache zu kränken oder zu beeinträchtigen, so scheint dies kein Verbrechen zu seyn, welches mit Hohn und Spott aufgenommen zu werden verdiente. Aber nicht die Indier allein verdammt Voß; die Morgenländer überhaupt erklärt er für herzlos, pfäffisch, bäurisch, viehisch; keine Spur von Edlerem regt sich bei ihnen; was an den Griechen Schlechtes war, das haben nur die verruchten Morgenländer ihnen angethan. Nur bei Griechen gibt es Gutes und Schönes; die Andern dürfen selbst auf Toleranz nicht Anspruch machen. Voß eifert, und gewiß mit Recht, gegen päpstliche Intoleranz und empfiehlt das Protestiren; nur merkt er nicht, daß er selbst der ärgste Papst der Gräkomanie geworden. Die Orientalisten laufen Gefahr, durch seine Inquisition bis auf den geistigen Scheiterhaufen zu gelangen, für alle die Pfäfferei, und Ketzerei, und Sodomiterei, welche die Orientalen den edeln Griechen eingeflößt haben, und welche nun noch aus den Büchern jener pestilentialischen Länder hervorgeholt werden; nur die mögen Gnade finden, welche ihr orientalisches Wissen blos dazu gebrauchen wollen, den Orient zu schildern als den schwarzen Urpfuhl jeder Abscheulichkeit. Was über Griechenland hinausliegt, das ist vom Uebel; alte ägyptische Schriften erklären zu wollen, ist elend; gar nach Indien sich zu verlieren, bedauernswerth; Zoega wird angerufen, um zu bezeugen, wie thöricht es sey, in so dunkle Sachen, wie das indische Alterthum, sich einzulassen.

Unbefangene werden dies nicht mißverstehen und nicht glauben, daß Referent die lobenswerthen Bestrebungen Voß's in der „Antisymbolik" verkenne. Nicht genug zu billigen ist sein zürnender Eifer für gründliche Gelehrsamkeit und ein unbefangenes, genaues Studium der alten Schriftsteller, welches aus ihren Wor-

ten nicht mehr herausdeutet als sie hineinlegten; sein Widerwille gegen das Zusammenwerfen alter und neuer, ferner und naher Einzelnheiten, um daraus umfassende, phantasiereiche Systeme und kühne Combinationen zusammenzukitten, deren Grund der vorsichtige Forscher nicht einsehen, deren Glaubwürdigkeit er nicht fassen kann. Nicht nur auf das Feld der classischen Literatur und Mythologie werden solche Phantome ausgesendet; auch die Orientalisten werden von diesen Unwesen heimgesucht, und um so leichter, als der Orient so viele und mannichfaltige Gegenden umfaßt, aus denen allen zur Nahrung der Phantome etwas geschöpft werden kann. Wer diesen seinen Beifall versagt, wird leicht Pedant gescholten und beschränkt und schwerfällig; indeß kann er sich dies schon gefallen lassen, im Bewußtseyn, daß er der Wahrheit treu zu bleiben sucht. Ebenso sehr ist Voß's Eifer gegen die Verdüsterung der Geister zu ehren, und gegen die Beschönigung des Lasters durch den Schein des Heiligen, mag sie nun in alten oder in neuen Zeiten versucht worden seyn. Auch den Griechen darf alle Ehre, welche sie verdienen, ungekürzt bleiben, ohne daß man deshalb gegen andre Völker einseitig und ungerecht werde. Nur dies mag behauptet werden, daß nicht alle indische Lehren und Bücher so abscheulich seyen, wie Voß sie darstellt, daß das indische Volk nicht so verworfen sey, wie man aus seinen Ausdrücken schließen muß, daß der Orient überhaupt nicht so leer an Edlerem sey, wie er es vorgibt, und daß man einiges Interesse für ihn hegen kann, ohne deswegen ein Jesuit zu seyn.

Zuvörderst ist zu bemerken, daß Voß, da wo er von indischer Mythologie spricht, die von ihm selbst für mythologische Forschungen aufgestellten Grundsätze gar nicht befolgt. Er macht keinen Unterschied zwischen Altem und Neuem, nicht zwischen dem, was in den Büchern der Indier wirklich steht und zwischen dem, was nach der Angabe Anderer darin stehen soll. Was vor einigen Jahrzehnten ein englischer Oberst, der kein Wort Sanskrit verstand, über einen Theil der indischen Sagengeschichte zusammenschrieb, oder was heutiges Tages ein ärgererfüllter Missionarius aus Indien berichtet, das gebraucht er als die Quellen der indischen Mythologie. Aus den indischen Büchern selbst entlehnt er nichts; die wirklichen Quellen erwähnt er nie, mag es nun seyn, daß er sie nicht kannte, was schwerer zu glauben ist, oder daß er sie nicht gebrauchen mochte noch wollte. Und doch, welche Grundsätze gibt er selbst uns für das Studium der Mythologie? Er belehrt uns S. 165 also: „Ein tüchtiger Forscher der Mythologie muß, begeistert von nichts als Wahrheitsliebe, vorsichtig und besonnen den Weg der Geschichte gehen, von der frühesten Erscheinung an, durch die allmäligen Fortschritte und Umbildungen. Soll eines Gottes Ursprung und Bedeu-

tung, soll ein öffentlicher Religionsgebrauch oder ein geheimer Dienst in Mysterien enthüllt werden; die Frage muß seyn: Wann zuerst, und wo, wird des Gottes, des Gebrauchs, des Geheimdienstes erwähnt? Wie waren die Zeitverhältnisse, die Sitten, die Erfahrungen, die Begriffe von Welt und göttlicher Natur? Hatte das Wort der alten Sprache den Sinn der späteren? und mögen wir heutigen Europäer bei dem Ausdruck unserer Sprache genau das denken, was der alte Grieche und der spätere gedacht? Verstehen wir den Zeugen recht? Was konnt' er wissen? was wollte, was durft' er mittheilen? War er leichtgläubig und mährchenhaft? bei herrschendem Glauben achtlos? bei geheiligtem behutsam? Ist sein Ernst Schonung? Wink zum Besseren? verhaltener Spott? Half er selbst täuschen in gutmüthiger Absicht, oder zu Gewinn und Herrschaft? War, was er meldet, Glaube der alten Zeit ohne Zusatz? war es ursprünglicher Gebrauch, oder ins Alterthum hinaufgefabelte Neuerung? So muß sich der Redliche hindurchzweifeln, durch verjährten Wahnglauben und erneuerten Priesterbetrug, zur Wahrheit. Ein mühseliger Gang auf stolpriger Bahn, wo auch die gespannteste Wachsamkeit gegen täuschenden Schein, gegen fremdes und eignes Vorurtheil, gegen Selbstliebe, gegen Gunst oder Abgunst, gegen Vertrauen oder Mißtrauen, kaum vor Fehltritten und Verirrungen bewahrt!" Vollkommen richtig sind diese Grundsätze, und mit jedem Puncte derselben muß man einverstanden seyn. Nur werden sie ohne Zweifel eben sowohl für die indische Mythologie angewendet werden müssen, wie für die griechische. Voß behauptet, der alte griechische Dionysos sey nicht in grauer Vorzeit als Siwa aus Indien nach Griechenland gewandert, wie Creuzer es glaubt. Hier wäre es nun doch wohl jenen Grundsätzen gemäß, und überhaupt das Natürlichste gewesen, zu zeigen, daß der alte griechische Dionysos sehr verschieden war von dem alten indischen Siwa. Aber welchen Siwa vergleicht Voß mit dem Dionysos? Den Siwa des Colonel Polier vom Jahre 1775 und den Siwa des Missionarius Ward vom Jahre 1810. Woher haben diese Leute ihre Schilderungen genommen? und auf welches Zeitalter beziehen sich die Schilderungen? und welche Glaubwürdigkeit verdienen sie? Dieser Fragen wird nicht gedacht. Gesetzt nun, der Gegner sey ebenso verfahren, so berechtigte solches nur dazu, seine Unvorsichtigkeit auch in diesem Puncte zu rügen und das bessere Verfahren zu beobachten. Wenn Jemand Polier's Buch zur Darstellung der indischen Lehren gebraucht, so ist dies gerade so, wie wenn Einer jetzt über die griechische Götterlehre Urtheile fällen wollte, dabei aber weder auf Homer, noch auf Hesiodus, noch auf Aeschylus, noch auf sonst irgend einen alten griechischen Schriftsteller irgend einige Rücksicht nähme, sondern seine Sätze nur entlehnte aus einem Buche, welches zur Zeit

des Kaiser Julian ein christlicher Hauptmann gemacht hätte, dadurch, daß er sich einen heidnischen Kriegskameraden holen ließ, diesen nun befragte, was denn die alten Griechen von den Göttern gelehrt hätten, und dann die erhaltenen Antworten getreulich aufschrieb. Wahrscheinlich würde ein so entstandenes Buch ein sonderbares Gemisch über die griechische Götterwelt enthalten haben, das zur Darstellung und Beurtheilung des griechischen Alterthums nicht sonderlich geeignet gewesen seyn möchte. Eben ein solches Gemisch darf man auch erwarten in dem Buche, welches dem Oberst Polier der indische Krieger Ramatschandra dictirte, und welches überdies vor seiner Erscheinung in der gedruckten Welt noch mancherlei Schicksale erlitt, die dessen Glaubwürdigkeit völlig mit Dunkel umhüllen, wie unten näher wird angegeben werden. Aber gibt es denn gar keine unmittelbaren Quellen der Erkenntniß des indischen Glaubens von den Göttern und der Erkenntniß des Charakters der alten Inder? Oder ist uns noch nichts von diesen Quellen zugänglich?

Die ältesten Bücher der Indier sind die vier Wedas: der Rigweda, der Jadschurweda, der Samaweda, der Atharwana. Untersucht worden sind sie von Colebrooke, welcher unter allen der gründlichste Kenner der Sanskritsprache ist und die größte Belesenheit in allen Theilen der indischen Literatur besitzt, und der zugleich glücklicherweise ein so nüchterner und kaltblütiger Forscher ist, daß auf seine Aussagen volles Vertrauen gesetzt werden darf, indem von einem Enthusiasmus für indische Literatur bei ihm nichts zu besorgen ist. Seine Abhandlungen bilden den Kern dessen, was die „Asiatic researches" über die alte Literatur der Inder zu Tage gefördert haben, und es ist nur zu bedauern, daß sie dort unter so vielem unbrauchbaren Schutt, wie z. B. die Abhandlungen von Wilford sind, gleichsam vergraben liegen; sie verdienten gesammelt und besonders herausgegeben zu werden, aber von einem sachkundigen Manne, der nicht blos Englisch, sondern auch Sanskrit versteht. Daß nun die Wedas älter sind als die übrigen indischen Bücher, ergibt sich daraus, daß ihre Sprache ein sehr eigenthümliches und alterthümliches Sanskrit ist, daß Citationen aus ihnen und Beziehungen auf sie in allen andern Classen indischer Bücher vorkommen, selbst in den Büchern der abgesonderten Glaubensparteien, wie z. B. der Dscheinas, daß eine Menge Commentare vorhanden sind, welche ihren Text erläutern, daß ihre Lehren anders und alterthümlicher sind als die der übrigen Bücher. Im Atharwana unterscheidet Colebrooke einige Stücke, die er für nicht völlig so alt wie die übrigen Bestandtheile der vier Wedas hält. Für die Echtheit und das hohe Alter des Ganzen erklärt er sich auf das bestimmteste. Er sagt z. B. „Asiatic researches", Th. 8, S. 484: „In allen diesen Zwei-

gen der indischen Literatur habe ich, indem ich die Werke mannichfaltiger Verfasser durchlas oder zu Rathe zog, immerwährende Beziehungen auf die Wedas gefunden, und ich habe häufig die Citate verificirt. Aus diesem Grunde behaupte ich, daß der Text der heiligen Bücher der Indier echt sey, so wie er gegenwärtig vorhanden ist. Wiewohl die Stellen, welche ich auf solche Weise verificirt habe, wenn wir sie mit dem großen Umfange der Wedas vergleichen, als wenig erscheinen, so habe ich doch hinreichende Gründe zu schließen, daß keine noch so große Geschicklichkeit in den verderblichen Künsten der Erdichtung und Verfälschung im Stande gewesen seyn würde ein so schwieriges Unternehmen auszuführen, wie die Verfertigung weitläufiger Bücher, welche übereinstimmten mit den außerordentlich zahlreichen Citationen, welche durch Tausende von Bänden durchgehen, die über verschiedene Gegenstände in jedem Zweige der Literatur geschrieben werden und unter den mannichfaltigen indischen Nationen in Hindostan und Dekan zerstreut sind." Die weitern Gründe für diese Behauptung entwickelt Colebrooke ausführlich ebendaselbst S. 480—489. Daß ferner die Wedas eine andre und ältere Mythologie enthalten als die übrigen Bücher, erklärt Colebrooke wiederholt. Er sagt z. B. S. 398: „Jede Zeile in den Wedas ist voll Anspielungen auf Mythologie, aber nicht auf eine Mythologie, welche eingestandenermaßen vergötterte Helden verherrlicht, wie es in den Puranas geschieht, sondern auf eine Mythologie, welche die Elemente und Planeten personificirt, und welche den Himmel und die untere Welt mit verschiedenen Ordnungen von Wesen bevölkert. Ich bemerke zwar an einigen Stellen den Keim der Sagen, welche in den mythologischen Gedichten die gewöhnlichen sind, wie z. B. den Dämon Writra, welchen Indra erschlug, der daher Writrahan, d. i. Writratödter, genannt wird; aber ich bemerke gar nichts, welches übereinstimmte mit den Lieblingssagen der Secten, welche den Linga verehren, oder Sakti, oder den Rama, oder Krischna. Hiervon nehme ich ein paar abgesonderte Stücke aus, deren Echtheit zweifelhaft erscheint, wie gegen das Ende dieses Aufsatzes gezeigt werden wird." Er sagt ferner S. 494, in Beziehung auf diese abgesonderten Stücke im Atharwaweda: „Ich habe in keinem andern Theile der Wedas die geringste Spur von der Verehrung des Rama und des Krischna, als Incarnationen des Wischnu, wie sie jetzt besteht, gefunden. Die wirkliche Lehre der ganzen heiligen Schrift der Indier, d. i. der Wedas, ist die Einheit der Gottheit, in der das Universum enthalten ist; der scheinbare Polytheismus, welchen sie zeigt, stellt uns die Elemente und die Sterne und Planeten als Götter dar. Die drei wichtigsten Aeußerungen der Gottheit, nebst andern personificirten Eigenschaften und Wirksamkeiten, und die meisten der übrigen Götter der indischen Mythologie

werden zwar erwähnt, oder wenigstens angedeutet in den Wedas; allein die Verehrung vergötterter Helden bildet keinen Theil dieses Systemes, noch werden die Incarnationen der Götter in irgend einem andern Theile des Textes, den ich gesehen, vorgetragen, wenngleich die Commentatoren bisweilen auf sie hinweisen." Von dem Unterschiede zwischen dem wirklichen Inhalte der Wedas, und dem, was spätere Commentare lehren, führt Colebrooke außerdem Beispiele an, z. B. S. 385. Wer da weiß, welche große Rolle Rama und Krischna in den übrigen Schriften der Indier spielen, wird sich davon überzeugen, daß ein großer Unterschied zwischen den späteren Büchern und den Wedas statt finde, wenn in diesen Rama und Krischna nicht als Götter erscheinen. Folglich wird, wer die ältesten Vorstellungen der Indier von der Gottheit wissen und gebrauchen will, diese Vorstellungen aus den Wedas entlehnen müssen, und aus keinem andern Buche. Von den Wedas aber sind uns bis jetzt mehrere Bruchstücke übersetzt und mitgetheilt worden in den Abhandlungen von Colebrooke: „On the religious ceremonies of the Hindus" („As. research." vol. 5, vol. 7) und: „On the Vedas, or sacred writings of the Hindus" („As. research., vol. 8).

Den Wedas zunächst stehen die beiden epischen Gedichte Ramajana und Mahabharata, und die übrigen ältesten Puranas. Sie enthalten die weitere Ausführung der späteren mythologischen Sagen und der historischen Sagen; in ihnen erscheinen die großen Helden des indischen Alterthums, zum Theil zu Halbgöttern und Göttern gesteigert. Die Vorstellungen dieser Werke dürfen nicht mehr identificirt werden mit denen der Wedas. Von dem Ramajana sind drei Bände Textes mit englischer Uebersetzung erschienen und außerdem manche einzelne Stücke bekannt gemacht worden, z. B. Wiswamitras Büßungen in Bopp's „Conjugationssystem der Sanskritsprache", die Herabkunft der Göttin Ganga in Schlegel's „Indischer Bibliothek", der Tod des Jadschnadatta durch Chézy. Aus dem Mahabharata kennen wir gleichfalls manche Stücke, vorzüglich durch Bopp, z. B. den Kampf mit dem Riesen, die Geschichte des Königs Nala, jetzt auch die Himmelsreise des Ardschuna. Die philosophische Episode Bhagawadgita haben Wilkins und Schlegel übersetzt. Aus dem Brahmapurana hat Chézy übersetzt: Die Einsiedelei des Kandu, aus dem Markandejapurana: Die Geschichte der Dewi. Das Gesetzbuch des Menu ist bekannt genug. Es fehlt also nicht an unmittelbaren Quellen, aus welchen die indischen Vorstellungen in diesem zweiten Zeitraume erkannt werden können.

Von den Werken eines jüngeren, dritten Zeitraumes, der an

Literatur außerordentlich reich ist, sind mehrere herausgegeben worden, z. B. die Sakontala, und der Wolkenbote, vom Verfasser der Sakontala, sanskrit und englisch durch Wilson.

Diese Bücher, in welchen die Indier selbst reden, sind es ohne Zweifel, aus denen Darstellungen des Glaubens und des Lebens der alten Indier genommen werden müssen. Voß inzwischen entlehnt aus ihnen nichts von dem, was er über diese Gegenstände anführt; sondern seine Quellen sind die Bücher von Polier und Ward. Wie es mit der Glaubwürdigkeit dieser Bücher beschaffen sey, darüber muß nun einiges gesagt werden.

Der Oberst Polier hatte sich, wie er uns in der Vorrede seines Buches erzählt, ungefähr dreißig Jahre in Indien herumgeschlagen, bald im Dienste der Engländer, bald in dem der indischen Fürsten sich befindend. Gegen 1785 setzte er sich zu Lukno in Bengalen zur Ruhe, und wollte etwas schriftstellern über indische Geschichte. Da bemerkte er mit Erstaunen, daß er nach einem so langen Aufenthalte, während dessen er mehr unter Eingebornen als unter Europäern gelebt hatte, dennoch von der Religion des Landes so wenig oder gar nichts Zuverlässiges wisse. Die Ursachen hiervon gibt er sehr richtig an, und sie treffen auch jetzt noch die Berichte mancher europäischer Reisenden über Indien. Er sagt unter andern: „Rien n'est cependant aussi commun que cette ignorance; parcequ'en arrivant dans l'Inde, on y apporte les idées prises sur les rélations des voyageurs, qui à quelques exceptions près méritent peu de foi; par la raison, que n'ayant eu la plûpart ni le tems ni la volonté de faire une étude approfondie de ce système, le peu, qu'ils en ont saisi, est tellement embrouillé et mêlé de vrai et de faux, qu'on ne peut en trouver le fil.“ Ich führe diese Worte an, um zu bemerken, daß nicht die Berichte jedes in Indien gewesenen, der uns nach der Heimkunft jenes große Land in allen Beziehungen schildern zu müssen meint, für unfehlbare Wahrheiten gehalten werden dürfen; diese Berichte enthalten häufig sehr oberflächliche, mangelhafte und einseitige Angaben. Eine Lady, welche eine kleine Veränderung zu haben wünscht, reiset auf ein Paar Monate nach Calcutta, kehrt heim, und beschreibt nun alles mögliche aus allen möglichen Gegenden Indiens, von welchem allen sie nichts gesehen hat, und ohne ein Wort von indischen Sprachen, nicht einmal von den neueren, geschweige denn von den alten, zu verstehen. Ein englischer Indigopflanzer zieht und erntet einige Jahre in Bengalen seinen Indigo, kehrt nach England zurück und folgt dem Beispiele jener Lady, ohne besser mit Kenntnissen ausgerüstet zu seyn, als sie. Am wenigsten kann man die-

sen Leuten in dem trauen, was sie über Mythologie und Literatur von sich geben, weil ihnen fast durchgängig alle Sprachkenntniß fehlt. Indien enthält eine Menge sehr verschiedenartiger Völker, Sprachen und Sittensysteme, die niemand kennen lernen kann, der sich auf einem Fleck oder in einer Provinz herumtreibt. Daher sagt das „Edinburgh review" bei Beurtheilung der Reise des Hrn. Heude nicht mit Unrecht: vielen der englischen Reisenden, die, kaum vom Wagen gestiegen, ihre Schreibereien zum Drucker senden, könne der wohlmeinende Freund keinen größern Dienst erweisen, als wenn er gleich bei der ersten zärtlichen Umarmung ihnen in die Tasche griffe, ihr Manuscript herauszöge und es ins Feuer würfe, damit doch des unnützen Reisegeschwätzes etwas weniger würde. Die Reisenden sind viel zu sehr geneigt, von einem einzelnen Orte auf das Ganze zu schließen. Sie sollten sagen: in Calcutta thut man dieses; aber nicht: in Indien thut man dieses.

Bei Polier war an Kenntniß des Sanskrit nicht zu denken; selbst von den neueren Sprachen Indiens verstand er nur das sogenannte Moors, welches jetzt bei den Engländern gewöhnlich Hindostani heißt, und ein mit mongolischen und persischen Worten vermischter indischer Dialekt ist. Sonderbar genug nennt der Oberst diese allerdings weitverbreitete Sprache schlechthin: la langue vulgaire de l'Inde; er bedachte also nicht, daß außer dem Moors noch dreißig andere Vulgärsprachen in den verschiedenen Provinzen Indiens gegenwärtig geredet werden, oder er wußte dieses auch nicht einmal. Mit eben dem Rechte hätte er das Englische la langue vulgaire de l'Europe nennen können. Damit er nun doch im Stande seyn möchte über indische Religion etwas zu schreiben, rief Polier einen Indier zu sich, fragte ihn aus und schrieb auf, was er antwortete. Dieser Indier, Namens Ramtschund, oder nach der richtigen Sanskritform des Wortes, Ramatschandra, war kein Brahmane, sondern ein Kschatrija oder Krieger (bei Polier ist das Wort in Kaettris corrumpirt); er war ferner von der abgesonderten Glaubenspartei der Sikhs. Er erzählte nun dem Polier allerlei, aber aus den Wedas nichts, die er vielleicht gar nicht studirt hatte, sondern aus dem Inhalte einiger Puranas; aus welchen Büchern er aber dieses eigentlich genommen, ob aus den Originalen in der Sanskritsprache, oder aus Uebersetzungen und Bearbeitungen in den neuern Sprachen Indiens, darüber sagt uns Polier nichts. Da alle die von Polier mitgetheilten Namen so außerordentlich corrumpirt sind und von den Sanskritformen der Namen so sehr abweichen, daß man oft Mühe hat, sie wieder zu erkennen, so läßt sich daraus fast schließen, Ramtschund habe in den neuern Sprachen abgefaßte

Bearbeitungen gebraucht, welche die Originale vielfältig umändern. Vergleicht man z. B. die persische Uebersetzung des Mahabharata mit dem Originale, so glaubt man oft zwei ganz verschiedene Geschichten zu lesen. Wahrscheinlich wußte Polier selbst nicht, woher Ramtschund eigentlich das habe, was er ihm erzählte. Inzwischen diesem sey wie ihm wolle, Polier sagt uns ferner gar nicht, auf welche Weise sein französischer Text zu Stande gekommen sey, ob Ramtschund französisch dictirt habe, welches nicht wahrscheinlich ist, oder ob Polier die französische Uebersetzung während des Dictirens extemporirt habe, oder ob er das anfangs in der Moorssprache Niedergeschriebene später ins Französische übertragen habe, hierüber erfahren wir nichts.

Im Jahre 1788 nahm nun Polier seine Manuscripte mit nach Europa, ließ sich in der Schweiz nieder, und übertrug die Bekanntmachung derselben seiner Cousine, Madame de Polier Chanoinesse du Heilliggraben. Der Kopf dieser Dame war erfüllt mit dem Gedanken, daß bei den asiatischen, insbesondere den indischen Völkern zu suchen seyen les opinions fondamentales primitives, des quelles dérivèrent en suite dans les divers âges du monde tous les systèmes et toutes les sciences comprises sous le nom de philosophie; aber zur verständigen Untersuchung und Prüfung eines solchen Gedankens fehlten ihr die Erforderniße. Aus Polier's Papieren lieferte sie einen Extract, mit Speculationen von ihr selbst bereichert. Sie unterwarf jene Papiere ihrer Redaction, und sagt über das, was sie mit den Papieren vorgenommen, z. B. Folgendes: „Je commençais à debrouiller et polir ces materiaux précieux, entassés sans choix, sans ordre, ni liaison"; und ferner Polier's „Mythologie des Indous"; préface, pag. XLIII: „Il fallait les polir, les dégager d'accessoires, qui les offusquaient, leur donner une liaison, qui leur manquait, placer les fables éparses dans l'ordre, qu'elles ont en effet dans le système, dont elles font partie, et leur conserver cependant leur intégrité et leur originalité." Lauter allgemeine Ausdrücke, welche es zweifelhaft lassen, wie viel in dem Buche unmittelbar von Polier, und wie viel von Mad. la Chanoinesse stammt. Hätte sie nur den französischen Styl und die französische Orthographie etwas corrigirt; denn alle Seiten des dicken Buches wimmeln von Schnitzern in dieser Hinsicht; weder der Hr. Oberst noch Mad. la Chanoinesse konnten französisch schreiben. Wie geringe aber die Kenntnisse der Dame von Gegenständen der orientalischen Literatur waren, zeigt sich z. B. S. XLIX, wo sie bewundert: les excellentes et lumineuses notes, dont Mr. Langlès, célèbre par ses profondes con-

noissances dans les langues orientales, a enrichi la traduction française des mémoires asiatiques; wer Langlès des connoissances profondes dans les langues orientales zusprechen kann, bezeichnet dadurch das Maß seiner eigenen Kenntnisse deutlich. Ein Werk der Chanoinesse scheint es, nach S. XLIV, auch zu seyn, daß das Buch die artige Einkleidung in eine Conversation, ungefähr wie zwischen ma bonne und mes chères, erhalten hat; man wird in der That ganz überrascht durch so geistreiche Intermezzos, wie folgende: „Bon dieu, s'écria Mr. de Polier, cela n'en finit pas!“ und: „En vérité, mon cher docteur, dit Mr. de Polier, en interrompant ici son instructeur, vous avez eu raison de me dire, que les amours de Chrisnen sont un mystère; car, d'honneur, je n'y comprends rien.“ Oder sollte der Oberst selbst dergleichen protocollarisch mit verzeichnet haben?

Wie wenig treffend und gründlich erklärend übrigens die verzeichneten Antworten des Docteur häufig sind, zeigt z. B. Th. I, S. 541, wo gefragt wird, was der von sterbenden Kriegern ausgestoßene Schrei: Jeye! (sprich: Dscheje!) bedeute, und es dann heißt: „Il marque, répondit le docteur, qu'en recevant la mort de la main de l'incarnation, ils lui rendaient hommage; car les Deiotas font rétentir le même cri à l'honneur de Bhagavat et de la divinité.“ Ungeachtet mehrerer Zeilen Erklärung weiß man nun doch nicht, was das eine Wort Dscheje eigentlich bezeichnet. Da alle Sanskritworte in dem Buche verstümmelt sind, so ist es schwer zu erkennen, welches Wort mit Dscheje gemeint sey. Vielleicht ist es das Substantiv Dschaja, oder eine Form des Verbi Dschi, da dann der Sinn wäre: Sieg! oder: siege! Die weitläuftige Introduction und das achtzehnte Capitel sind ganz von der Chanoinesse, und allem was hierin steht, kann man nur soviel Autorität beilegen, als man den Einsichten der Dame zugestehen zu dürfen glaubt. Was den übrigen Theil des Buches betrifft, so bleiben wir im Dunkeln darüber, wie viel von den Ausdrücken dem Obersten gehöre, und wie viel der Chanoinesse, wie viel dem Ramtschund, und wie viel den indischen Quellen. Herr und Madame Polier versichern uns wiederholt, ihr Buch enthalte in Absicht auf die indische Mythologie: le système complet tel qu'il fut dans son origine, tel qu'il a été dans ses variations, tel enfin, qu'il est actuellement. Allein diese Behauptung ist ungegründet: denn von einer Unterscheidung älterer und neuerer Begriffe, und Nachweisung ihrer allmäligen Entwickelung, findet sich in dem Buche keine Spur, und von den ältesten Vorstellungen kommt überhaupt sehr wenig oder gar nichts vor. Polier's Interesse für diese Ge-

genstände war gewiß rühmlich; allein dies darf uns nicht bewegen dem Buche eine Autorität einzuräumen, die es nach der Art seiner Entstehung nicht haben kann. Es kann allerdings Wahres darin enthalten seyn, aber man weiß nicht, wie viel dessen ist. Die Namen sind, wie schon erwähnt, alle verstümmelt, wie sie in den neueren Mundarten Indiens erscheinen, oder wie falsches Hören und falsches Schreiben sie corrumpirten; z. B. anstatt der richtigen Sanskritformen: Krischna, Mahadewa, Lakschmana, Apsaras heißt es bei Polier immer: Chrisnen, Mhadaio, Latchemund, Apatcheras. Da noch manche Gelehrte unter uns das Werk von Polier als die wahre Quelle der indischen Mythologie gebrauchen, so schien es nicht unzweckmäßig, hier auf die Beschaffenheit des Buches etwas ausführlicher aufmerksam zu machen.

Wir kommen nun zu Ward, welchen Voß in der „Antisymbolik", S. 122, den „redlichen Selbstforscher" nennt. Dieser war englischer Missionair in Indien, und predigte daselbst, wie seine Amtsgenossen, ohne großen Erfolg. Voll Verdruß hierüber suchte er die englische Regierung dahin zu bewegen, daß sie die Annahme des Christenthums unter den Indiern durch Zwangsmaßregeln bewirken möge. Um dies Verfahren als nothwendig darzustellen, schilderte er nicht nur die Religion, an welcher das indische Volk mit solcher Festigkeit hänge, als ein Gewebe von Schändlichkeiten, sondern auch das Volk selbst, welches man bis dahin als ein sanftes und gutmüthiges beschrieben hatte, als den Abschaum der Menschheit, in welchem nicht nur jedes Bessere nicht vorhanden, sondern auch jedes Abscheuliche fest eingewurzelt sey. Diese haßerfüllte Stimmung herrscht in Ward's Schriften: „View of the history, literature and mythology of the Hindoos; with translations from their principal works" (London, 1822), und „Farewell letters to a few friends in Britain and America, on returning to Bengal" (London, 1822). Die hierin gegen die Indier ausgestoßenen Beschuldigungen sind so fürchterlich, wie sie sich nur denken lassen; das Volk wird noch unter die Thiere gestellt, indem z. B. den Frauen auch das geringste Gefühl für ihre Kinder abgesprochen ist. Bei der englischen Regierung, welcher es an unparteiischeren Berichten nicht fehlen konnte, scheinen Ward's Insinuationen keinen Eingang gefunden zu haben. Gegen die Schmähungen aber, die er wider das indische Volk und dessen Cultur verbreitete, hat sich der Missionair Dubois erhoben, in der Schrift: „Letters on the state of the christianity in India; in which the conversion of the Hindoos is considered as impracticable. To which is added a vindication of the Hindoos male and

female, in answer to a severe attack made upon both by the reverend * * * * (London, 1823). Dubois war zwei und dreißig Jahre lang katholischer Missionair in Indien, und lebte fortwährend im unmittelbarsten Umgange mit den Eingebornen, um dadurch ihr Zutrauen zu gewinnen, wie auch sein früheres ausführliches Werk zeigt: „Description of the character, manners and customs of the people of India“ (London, 1818). Seine angestrengtesten Bemühungen für die Ausbreitung des Evangeliums waren so vergeblich, wie die der übrigen Missionaire. Die Ursachen der Anhänglichkeit des indischen Volkes an seine Religion, und das oft so verkehrte Benehmen der europäischen Prediger gegen sie, schildert er nun in jener Schrift, und zeigt, daß das Volk einen achtungswerthen Charakter besitze, und daß seine Cultur nichts weniger als eine blos bäuerische sey. Er deckt die ungeheueren Uebertreibungen in Ward's Schilderungen auf, dessen Unwahrheit in der That im übelsten Lichte erscheint; entstanden mag diese seyn aus einem ursprünglich guten Eifer, der durch getäuschte Erwartungen in einen bitteren Aerger sich verwandelte. Dubois sagt über die Veranlassung solcher Verleumdungen von Seiten der Missionaire z. B. Folgendes, S. 148: „Unglücklicherweise kommen diese neuen Verbesserer von Europa nach Indien mit starken Vorurtheilen gegen die Indier, und mit der stolzen Hoffnung, daß sie im Stande seyn würden, in den religiösen und bürgerlichen Einrichtungen der Indier Veränderungen und Verbesserungen zu bewirken, welche einzuführen auch den angestrengtesten Bestrebungen der wohlmeinendsten Männer noch nie gelungen ist. Nach ihrer Ankunft im Lande fahren sie fort mit europäischen Augen und europäischen Vorurtheilen auf das Volk zu schauen, und dem gemäß zu handeln. Aber wenn sie sich nun getäuscht finden in allen ihren Versuchen, in Ansehung der Religion oder in andern Dingen einen Eindruck auf sie zu machen, dann rächen sie sich in ihrem furchtbaren Eifer, oder vielmehr in ihrer Verzweiflung dadurch, daß sie jede Art der Verleumdung und der Schmähung nicht nur auf die Religion des Volkes häufen, sondern auch auf alle Einrichtungen desselben, sowohl öffentliche als häusliche, heilige und weltliche. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich es mit einer Art von Indignation gesehen habe, wie seit kurzem jenes friedfertige und folgsame Volk gleichsam zur Zielscheibe gemacht worden ist, um alle Pfeile der Anschwärzung und des Uebelwollens wider dasselbe zu schleudern und es durch die häßlichsten Mittel herabzuwürdigen.“

Ward hatte z. B. von den indischen Frauen gesagt: „Jede Mutter in dem Stamme der Radschaputen (die zum Krieger-

stande gehören) tödtet ihr weibliches Kind, sobald es geboren ist." Dubois setzt auseinander, wie unwahr diese schreckliche Behauptung sey, und sagt unter andern: „Jener gehässige Satz ist eine der empörendsten Verleumdungen, welche in des Verfassers Briefe enthalten sind. Es gibt eine große Anzahl verheiratheter Radschaputen in jedem Bataillon der eingebornen Armee. Ich rufe an alle brittische Officiere jedes Bataillons, welche in den drei Präsidentschaften dienen, und fordere sie auf, auch nur ein einziges Beispiel jenes schrecklichen Gebrauches anzuführen." Ward hatte sich inzwischen mit jenem nicht begnügt, sondern zur lebhafteren Ausmalung der Sache noch hinzugesetzt: „Welches muß der Zustand des weiblichen Gemüthes seyn, wenn Millionen gefunden werden, welche die Kinder ihres Bundes in das Meer werfen?" Die Absurdität dieser eben so tollkühnen als gräulichen Beschuldigung machte Dubois so sehr bemerklich, daß Ward, von der Widerlegung seines Amtsgenossen sich getroffen fühlend, dazu schritt, einen Druckfehler als Entschuldigung vorzutragen. Er erklärte im „Asiatic journal", durch ein unglückliches Versehen des Setzers sey das Wort Millionen in jenen Satz gerathen, und es habe heißen sollen: Mütter. Englische Kritiker meinten daher, Ward würde wohl gerne noch mehrere seiner Behauptungen auf die Rechnung des Setzers bringen wollen, wenn es sich oft so leicht machen ließe, wie mit millions und mothers. Dubois hält dafür, Ward könne die Indier nicht nach eigenen Wahrnehmungen geschildert haben, sondern nur nach den Berichten anderer, welche merkten, daß es ihm darum zu thun sey, sie so schwarz als möglich zu schildern, und ihn dem gemäß bedienten; S. 202: „It appears that the Reverend **** has chiefly derived his knowledge of the Hindoos from informers, and to this source, above all, I am willing to attribute the many inaccuracies, exaggerations, and misrepresentations which abound in his writings." Eben so wie Dubois erzählen zwar nicht die unter uns gedruckt erscheinenden Missionsberichte, wohl aber die Berichte unparteiischer Männer, welche nicht Missionaire waren, z. B. Fitzclarence in seiner Reise: „Journal of a route across India" (Lond. 1819) und Crawfurd in seiner „History of the Indian Archipelago" (Edinburgh, 1820) und der dänische Bericht über die Mission in Indien, welcher in Röhr's „Kritischer Predigerbibliothek," Bd. 5, St. 1, S. 152 fg., abgedruckt ist; vergleiche: Dubois's „Briefe über den Zustand des Christenthumes in Indien; übersetzt und mit Nachträgen begleitet von Hoffmann" (Neustadt an der Orla, 1824). Mit den Aussagen des Dubois stimmen überein die Schrift: „Correspondence relative to the prospects of chri-

stianity, and the means of promoting its success in India" (London, 1825), verfaßt vom Professor Warl, of Harvard College, Cambridge, united states, und dem reverend William Adam, missionary in Calcutta, und dem bekannten Ramohun Roy; ferner Lyal in seiner „Beschreibung von Indien"; Brunet in seiner „Reise nach Isle de France und Ostindien," (Paris, 1825); Seely in seiner Schrift: „The wonders of Elora," (London, 1824); und viele andere. Deswegen scheint Ward nicht der Mann zu seyn, den man den „redlichen Selbstforscher" nennen könnte, und dessen Schriften über Indien als ganz zuverlässige Quellen betrachtet werden müßten, zumal da, was den älteren Zustand des Landes betrifft, doch die Bücher der Indier selbst immer die unmittelbarsten und echtesten Quellen bleiben.

Gebraucht nun jemand solche Bücher, wie die von Polier und Ward, um daraus den Zustand des alten Indiens zu schildern, so wird diesem, dünkt uns, das widerfahren, was uns Voß in der „Antisymbolik", S. 167, beschreibt, indem er sagt: „Wer ausgeht von späteren Angaben, von befangenen Zeugnissen, von allerlei Bildwerken der Priestersatzung und der üppigen Kunst, von pfäffischen Umdeutungen und grammatischen Faseleien, um hin und her, vom Einheimischen zum Fremden, vom Neuesten zum Aeltesten, und wieder zurück, spazierend, durch erwitzelte Möglichkeiten und Aehnlichkeiten und etymologische Seltsamkeiten, bis zum höchsten Ursprung des Geschichtlichen, ja zum vorgeschichtlichen Spring des Ursprunges, sich hinaufzutasten: der kann des gelehrten Scheins und Dunstes genug zur Ausbeute finden, nie Wahrheit. Vollends ein Unwahrhaftiger, der, im Dienste der Pfäfferei, sein Ziel, wo er anlangen will, sich selbst gesteckt hat, und keine der Schleichkrümmungen verfehlt."

Zu erwähnen sind nun zuerst Voß's Aeußerungen über indische Mythologie und Literatur, und hernach die über den Orient überhaupt. Voß sagt: der griechische Dionysos ist nicht der indische Siwa. Ueber diesen Punct sind nicht viele Worte zu verlieren, und die des indischen Alterthumes etwas mehr Kundigen werden gerne dem beipflichten, daß bis jetzt die Identität jener beiden mythologischen Wesen keineswegs erwiesen worden, und wenn wir nach unserer gegenwärtigen Kenntniß des indischen Alterthumes schließen, auch wenig Aussicht dazu vorhanden sey, daß die Sache je werde bewiesen werden, indem eine solche Identität nicht statt finde *). Ueberhaupt halte ich das

*) Wie die Sage von dem Zuge des Bacchus nach Indien hin zur Zeit Alexanders entstanden, hat Schlegel im zweiten Bande der „Indischen Bibliothek," S. 299, einleuchtend entwickelt.

Vergleichen und das Vermengen der indischen Mythologie mit der griechischen für unnöthig und für schädlich. Für unnöthig deswegen, weil das indische Alterthum ganz abgesondert betrachtet, gerade in seiner Originalität und Eigenthümlichkeit, schon Interesse genug erweckt, und es also gar nicht nöthig ist, ihm erst dadurch ein Interesse verleihen zu wollen, daß man es in einen Zusammenhang mit dem griechischen Alterthume zu bringen sucht. Für schädlich deswegen, weil wir eine reine und genaue Darstellung der alten indischen Lehren von den Göttern noch gar nicht haben, und nie eine solche Darstellung zu Stande kommen wird, wenn man sich an das Werk macht, während man den Kopf angefüllt hat mit Ideen von aufgefundenen und aufzufindenden Aehnlichkeiten mit Zeus, Here, Ares, Apollo, Olympos, Musen und dem ähnlichen. Wenn wir eine unmittelbar aus den Quellen geschöpfte, in Perioden abgetheilte, ohne Sucht nach philosophischen Systemen entworfene, ganz unbefangene und objective Schilderung der indischen Mythologie erhalten, in welcher kein einziger griechischer, noch römischer, noch ägyptischer Name vorkommt, dann werden wir am ehesten zu richtigen Ansichten, Urtheilen und Folgerungen, die indische Mythologie und Literatur betreffend, gelangen. Nichts kann verkehrter seyn als das Verfahren, welches man bis jetzt in dieser Sache häufig befolgt hat. Ehe der Leser noch irgend etwas davon weiß, welches Wesen Kârttikêja bei den Indiern sey, wann und wo es vorkomme, was es thue, welche seine Attribute seyen, was sein Name bedeute, fängt man damit an, dem Leser zu sagen: Kârttikêja ist Mars. Dadurch wird dem Leser nun gleich eine bestimmte Vorstellung aufgedrungen, welche dieser sich natürlich nicht aus den indischen Quellen, sondern nur aus den ihm bekannten griechischen und römischen, welche vom Mars erzählen, zusammensetzen kann, und der ganze Standpunct der Untersuchung ist damit verrückt.

Eine zweite Meinung Voß's ist, daß die Indier Religionssagen und literarische Cultur von den Griechen angenommen; er bestreitet also nicht nur Creuzer's Ansicht, sondern stellt auch eine gerade entgegengesetzte auf. Dieser Punct ist schon zweifelhafter, als der zuerst erwähnte. Wir lesen in der „Antisymbolik," S. 94, Folgendes: „Aus dem baktrischen Reiche, welches an beiden Ufern des Indos hinab sich dehnte, empfingen die Indier dionysische Kunsterzeugnisse und bacchische Religionssagen, wie die Aegypter von den milesischen Ansiedlern. Sie hatten im Indischen den Homer, wenigstens einzelne Erzählungen, wie die Araber. Am Hydaspes hatte schon Alexander ein Dionysosfest mit einem Satyrspiele gefeiert. Schwerlich blieben die schaulustigen Griechen in

stianity, and the means of promoting its success in India" (London, 1825), verfaßt vom Professor Warl, of Harvard College, Cambridge, united states, und dem reverend William Adam, missionary in Calcutta, und dem bekannten Ramohun Roy; ferner Lyal in seiner „Beschreibung von Indien"; Brunet in seiner „Reise nach Isle de France und Ostindien," (Paris, 1825); Seely in seiner Schrift: „The wonders of Elora," (London, 1824); und viele andere. Deswegen scheint Ward nicht der Mann zu seyn, den man den „redlichen Selbstforscher" nennen könnte, und dessen Schriften über Indien als ganz zuverlässige Quellen betrachtet werden müßten, zumal da, was den älteren Zustand des Landes betrifft, doch die Bücher der Indier selbst immer die unmittelbarsten und echtesten Quellen bleiben.

Gebraucht nun jemand solche Bücher, wie die von Polier und Ward, um daraus den Zustand des alten Indiens zu schildern, so wird diesem, dünkt uns, das widerfahren, was uns Voß in der „Antisymbolik", S. 167, beschreibt, indem er sagt: „Wer ausgeht von späteren Angaben, von befangenen Zeugnissen, von allerlei Bildwerken der Priestersatzung und der üppigen Kunst, von pfäffischen Umdeutungen und grammatischen Faseleien, um hin und her, vom Einheimischen zum Fremden, vom Neuesten zum Aeltesten, und wieder zurück, spazierend, durch erwitzelte Möglichkeiten und Aehnlichkeiten und etymologische Seltsamkeiten, bis zum höchsten Ursprung des Geschichtlichen, ja zum vorgeschichtlichen Spring des Ursprunges, sich hinaufzutasten: der kann des gelehrten Scheins und Dunstes genug zur Ausbeute finden, nie Wahrheit. Vollends ein Unwahrhaftiger, der, im Dienste der Pfäfferei, sein Ziel, wo er anlangen will, sich selbst gesteckt hat, und keine der Schleichkrümmungen verfehlt."

Zu erwähnen sind nun zuerst Voß's Aeußerungen über indische Mythologie und Literatur, und hernach die über den Orient überhaupt. Voß sagt: der griechische Dionysos ist nicht der indische Siwa. Ueber diesen Punct sind nicht viele Worte zu verlieren, und die des indischen Alterthumes etwas mehr Kundigen werden gerne dem beipflichten, daß bis jetzt die Identität jener beiden mythologischen Wesen keinesweges erwiesen worden, und wenn wir nach unserer gegenwärtigen Kenntniß des indischen Alterthumes schließen, auch wenig Aussicht dazu vorhanden sey, daß die Sache je werde bewiesen werden, indem eine solche Identität nicht statt finde *). Ueberhaupt halte ich das

*) Wie die Sage von dem Zuge des Bacchus nach Indien hin zur Zeit Alexanders entstanden, hat Schlegel im zweiten Bande der „Indischen Bibliothek," S. 299, einleuchtend entwickelt.

Vergleichen und das Vermengen der indischen Mythologie mit der griechischen für unnöthig und für schädlich. Für unnöthig deswegen, weil das indische Alterthum ganz abgesondert betrachtet, gerade in seiner Originalität und Eigenthümlichkeit, schon Interesse genug erweckt, und es also gar nicht nöthig ist, ihm erst dadurch ein Interesse verleihen zu wollen, daß man es in einen Zusammenhang mit dem griechischen Alterthume zu bringen sucht. Für schädlich deswegen, weil wir eine reine und genaue Darstellung der alten indischen Lehren von den Göttern noch gar nicht haben, und nie eine solche Darstellung zu Stande kommen wird, wenn man sich an das Werk macht, während man den Kopf angefüllt hat mit Ideen von aufgefundenen und aufzufindenden Aehnlichkeiten mit Zeus, Here, Ares, Apollo, Olympos, Musen und dem ähnlichen. Wenn wir eine unmittelbar aus den Quellen geschöpfte, in Perioden abgetheilte, ohne Sucht nach philosophischen Systemen entworfene, ganz unbefangene und objective Schilderung der indischen Mythologie erhalten, in welcher kein einziger griechischer, noch römischer, noch ägyptischer Name vorkommt, dann werden wir am ehesten zu richtigen Ansichten, Urtheilen und Folgerungen, die indische Mythologie und Literatur betreffend, gelangen. Nichts kann verkehrter seyn als das Verfahren, welches man bis jetzt in dieser Sache häufig befolgt hat. Ehe der Leser noch irgend etwas davon weiß, welches Wesen Kârttikêja bei den Indiern sey, wann und wo es vorkomme, was es thue, welche seine Attribute seyen, was sein Name bedeute, fängt man damit an, dem Leser zu sagen: Kârttikêja ist Mars. Dadurch wird dem Leser nun gleich eine bestimmte Vorstellung aufgedrungen, welche dieser sich natürlich nicht aus den indischen Quellen, sondern nur aus den ihm bekannten griechischen und römischen, welche vom Mars erzählen, zusammensetzen kann, und der ganze Standpunct der Untersuchung ist damit verrückt.

Eine zweite Meinung Voß's ist, daß die Indier Religionssagen und literarische Cultur von den Griechen angenommen; er bestreitet also nicht nur Creuzer's Ansicht, sondern stellt auch eine gerade entgegengesetzte auf. Dieser Punct ist schon zweifelhafter, als der zuerst erwähnte. Wir lesen in der „Antisymbolik," S. 94, Folgendes: „Aus dem baktrischen Reiche, welches an beiden Ufern des Indos hinab sich dehnte, empfingen die Indier dionysische Kunsterzeugnisse und bacchische Religionssagen, wie die Aegypter von den milesischen Ansiedlern. Sie hatten im Indischen den Homer, wenigstens einzelne Erzählungen, wie die Araber. Am Hydaspes hatte schon Alexander ein Dionysosfest mit einem Satyrspiele gefeiert. Schwerlich blieben die schaulustigen Griechen in

ihrer behaglichen Ansiedelung ohne Drama; und indohellenischen Meistern verdankt die Sakontala, was sie von classischer Bildung hat. Alexanders thébisch-frygischer Dionysos ist noch Volkssage der Tamuler: Ein Recke mit Stierhörnern habe mit Fleisch und Wein sich genährt, und gegen die Götter (Indiens) Krieg geführt; der sey aus der Stadt Nisadabura, ohnweit dem Berge Meru. Bayer sagt: von den Griechen lernten die Indier Zahlenlehre, Mathematik und andere Künste und Wissenschaften. Und Wilford meldet: ein berühmter Astronom, der kurz vor Muhamed gelebt, hieß Yawanacharya, der griechische Gelehrte." Unter den hier von Voß zur Begründung seiner Behauptung angeführten Umständen sind einige noch nicht hinlänglich erwiesen, andere aber thun blos die Möglichkeit dar, daß einiges in der religiösen und literarischen Bildung von den Griechen zu den Indiern hätte übergehen können. Von der Möglichkeit zur Wirklichkeit ist aber noch immer ein großer Schritt übrig, und von vielen Möglichkeiten sind überall nur wenige zu Wirklichkeiten geworden. Daß das baktrische Reich in der nächsten Berührung mit Indien gewesen, daß Alexander griechische Spiele in Indien gefeiert, wird niemand leugnen; aber daraus allein folgt doch noch nicht, daß die Indier von den Griechen Religion und Literatur nothwendig hätten annehmen müssen. Auch die Perser standen damals in unmittelbarem Verkehre mit den Griechen; aber in ihren auf uns gekommenen Büchern und Religionslehren, im Zendavesta, der unter den Sassaniden galt, findet sich schwerlich Griechisches. Die Römer waren in Deutschland fest angesiedelt; aber Wodan, Thor und Freya dürfen wir darum doch wohl nicht für von den Römern entlehnt halten. So lange nicht deutliche Anzeigen eines solchen, nicht blos möglichen, sondern wirklich stattgefundenen Ueberganges angegeben werden, ist man nicht genöthigt den Uebergang anzunehmen; denn auch aus sich selbst können Völker sich heraufbilden. Auch die Chinesen haben viele Schauspiele; haben denn diese sie auch nur von den Griechen empfangen? Konnte kein Volk des Alterthumes etwas Gebildetes besitzen, ohne es von den Griechen angenommen zu haben? Der indische Geist zeigt wohl in seiner Literatur und in seinen Baudenkmälern soviel schöpferische Kraft, daß man ihm auch den Gedanken eines Schauspieles zutrauen darf. Die Perser, welche den Griechen eben so nahe standen wie die Griechen, haben von diesen kein Drama angenommen. Ob die tamulische Volkssage wirklich von den Griechen entlehnt sey, scheint noch sehr zweifelhaft; denn wie oft haben oberflächliche und nach Aehnlichkeiten haschende Berichterstatter Dinge für identisch ausgegeben, die nichts weniger als identisch sind. Daß die Indier in

einigen Wissenschaften, wie Arithmetik und Astronomie, von den westlicheren Völkern, besonders von den Griechen und Arabern in späterer Zeit Kenntnisse empfangen haben, scheint viel glaublicher; obgleich dieser Umstand noch nicht ganz ins Klare gebracht worden ist. Allein dieser einzelne Umstand berechtigt noch nicht zu einem ähnlichen Schlusse in Bezug auf die gesammte indische Religion und Literatur. Auch die Araber haben in der Mathematik, in der Medicin und in der Philosophie von den Griechen vieles aufgenommen; nichtsdestoweniger sind ihre Religion, ihre Poesie und ihre Geschichte selbständig und von griechischer Einwirkung freigeblieben. Wilford's Nachrichten sind in so hohem Grade unzuverlässig, daß auch auf seinen Yawanacharya nicht viel gebaut werden kann. Von einer arabischen Uebersetzung des Homer ist mir nichts Sicheres bekannt; auch von einem arabischen Livius ist viel gefabelt worden. Uebrigens scheint es mir im Allgemeinen wohl sehr möglich, daß, seitdem die Griechen in nähere Berührung mit den Indiern gekommen, auch einzelne Einwirkungen dieses Verkehres auf Theile der indischen Literatur statt gefunden; fortgesetzte Forschungen werden diesen Punct genauer bestimmen können. Allein daraus folgt noch nicht, daß nicht schon vorher eine indische Religion und eine indische Literatur vorhanden gewesen, und daß nicht bei weitem der größte Theil der indischen Literatur eine durchaus selbständige, von der griechischen Bildung unabhängige, Schöpfung des indischen Volkes sey. Der Geist, welcher in den wichtigsten Theilen der indischen Literatur herrscht, erscheint so verschieden von dem griechischen, daß er allein schon die ursprüngliche Unabhängigkeit der indischen Literatur beurkundet.

Wo Voß der indischen Götter erwähnt, da schildert er sie nur als pöbelhafte Ungeheuer, nach den Fratzen, welche besonders die Missionaire liefern. Da Schlegel gesagt hatte, der Engländer Jones habe das Große und Schöne in den Sagen der Indier gefühlt, und in einem menschlichen und philosophischen Sinne darüber gesprochen, so entgegnet ihm Voß in der „Antisymbolik," S. 136: „Allerdings mit so menschlichem Gefühl als philosophischem Sinne verweilt Jones bei den großen und schönen Meerkatzen, mit deren heroischen Altvordern Pavons Sohn, der hochkinnbackige Hanumat, dann Heiland Rama die sündhaften Tyrannen überwältigte." S. 106 sagt er: „Auch hier (bei dem Missionair Ward), wie bei Polier, folgt auf Wischnu der Stierreiter Schiwa, nicht umgekehrt zum Behufe der verabredeten Symbolik. Und keineswegs dionysisch ist das Aeußere dieses Schiwa. Er hat gewöhnlich die Gestalt eines mit Asche besudelten und im Rausche taumelnden Landstreichers, mit rothentzün-

beten Augenliedern, weil er (was die artige Stiftsdame Polier milder ausdrückt) stets betäubende Kräuter schmaucht. Blos ein Tigerfell zur Bedeckung und Lager tragend, gleicht er einem andächtigen Bettler, der durch Wust und Abtödtung sich den Himmel verdienen will. Viele der Heiligen, sagt Ward, leben in immerwährender Betäubung; und ihre Dumpfheit, die vom Schmauchen narkotischer Kräuter kommt, nennen sie den Geist heften auf Gott. Schaut doch das würdige Symbol der Symbolik, diesen rothäugigen Lump Schiwa-Deunysos, wie er, von des Schmauchpfeifchens mystischem Qualme dusselig, auch seine Andächtigen benebelt;" und S. 131: „aber wie sein (Creuzer's) indischer Heerführer Schiwa-Dewanischi, jener vom Bangschmauchen rothäugige und betäubte Bettelgott, mit der heiligen Schädelschnur, auf dem Stiere umhertorkelnd, bei Eroberung und Triumph gebährt habe: das in Wort oder Bild darzustellen, verschont er unsere Blödherzigkeit."

Erscheinen denn wirklich die Götter der Indier nur in so pöbelhaften Gestalten, wie die sind, welche uns Voß beschreibt? Dies wollen wir bald sehen, indem wir einige, nicht aus Ward oder aus Polier, sondern aus Gedichten der Indier selbst entlehnte Stellen vergleichen, in welchen die Gestalt indischer Götter geschildert ist. Eine solche Stelle finden wir in der Dichtung Nala, einer Episode des Mahabharata. Hier soll die Fürstentochter Damajanti einen Gatten wählen, und zu dieser Wahl findet sich eine zahlreiche Versammlung von Helden und Fürsten ein. Unter ihnen ist auch der König Nala von Nischada, welchen Damajanti liebt und zu wählen beabsichtigt. In der Versammlung erscheinen aber auch vier Götter, nämlich die vier hohen Welthüter Indra, Agni, Waruna und Jama, welche auch von der Damajanti gewählt zu werden wünschen. Sie nehmen eine Gestalt an, welche der des Nala ganz ähnlich ist, damit Damajanti sie mit Nala verwechseln möge. Daher geschieht es, daß Damajanti, als sie in die Versammlung tritt und den Nala sucht, diesen nicht erkennen kann. Auch kann sie die anwesenden vier Götter, von deren Gegenwart sie gehört hat, nicht erkennen, weil diese ihre unterscheidenden Merkmale abgelegt haben.

Damajanti betrat hierauf diese Halle mit holdem Blick,
Zu sich hinreißend durch den Glanz aller Könige Sinn und Aug',
Auf ihre Glieder hinsenkte der Hochherzigen Blick sich schnell;
Dort, dort gefesselt auch blieb er; nicht bewegten die Schauer ihn!
Dann, als die Namen der Herrscher genannt wurden, o Bharata!
Schaute des Bhima Maid alsbald fünf der Männer, von Ansehn gleich.

Da sie nun solche sah sämmtlich nicht unterscheidbar von Gestalt,
Konnte Widarbhas Maid zweifelnd, Nala, den Herrn, erkennen nicht;
Auf wen von ihnen sie schaute, der schien Nala, der Herrscher, ihr.
Darauf im Geiste nachsinnend, dachte bei sich die Treffliche:
„Wie mag ich kennen die Götter? merken Nala, den Herrscher wohl?“
Während Widarbhas Mägdlein dies überdenket, voll Traurigkeit,
Sucht sie die Götterkennzeichen, die gesagt ihr, o Bharata!
„Jene Kennzeichen der Götter, die gesagt von den Alten mir,
Solche gewahr' ich an keinem derer, die hier versammelt sind.“

Da nun Damajanti sich nicht zu helfen weiß, so wendet sie sich endlich flehend an die anwesenden Götter und beschwört sie in einer feierlichen Anrede, daß sie doch aus Rücksicht auf ihre treue Liebe zu dem Nala, welcher auch den Beinamen Punjasloka führt, von ihrem Vorhaben abstehen möchten, und zugleich ihre unterscheidenden Merkmale wieder annehmen, damit sie sie von dem Nala unterscheiden könnte. Die vier Götter willfahren dieser Bitte und zeigen sich nun mit den göttlichen Kennzeichen. Wir erfahren daher, wodurch die Gestalt der Götter sich unterschieden habe von der Gestalt der Menschen.

„Mögen ihre Gestalt anthun die Welthüter, die großen Herrn,
Also daß mir bekannt werde Punjasloka, der Männerfürst!“
Nachdem nun jene vernommen Damajanti's Gesuch voll Leid,
Die Weisheit, Wahrheit, die Liebe für den Nischadhafürsten auch,
Des Sinnes Reinheit, die Klugheit, treue Liebe zum Nala wohl:
Gewährten die Götter den Wunsch, nahmen sofort die Zeichen an.
Da sah sie alle die Götter schweißlos stehend, mit stierem Aug',
Mit steifen Kränzen, und staublos, und den Boden berührend nicht.
Mit welkem Kranz, allein schattend, und mit Staub und mit Schweiß bedeckt,
Stand Nischadha's Herrscher alldort, auf dem Boden, und wankend auch.
Den Punjasloka jetzt schauend, und die Götter, o Bharata,
Erkohr Bhimas Tochter nach Recht Nischadha's Herrn, o Pandusohn!
Die großäugige, schamhafte griff an seines Gewandes Saum,
Schlang um die Schultern ihm darnach einen Kranz von sehr hoher Pracht;
Also erwählte dort jenen sich zum Gatten die Liebliche.

Es ist vollkommen klar, daß der Dichter die Gestalt der vier Götter Indra, Agni, Varna und Jama nur wie eine edle

Menschengestalt dachte. Die Gestalt der Götter unterscheidet sich von der Gestalt der Menschen blos dadurch, daß sie frei ist von jenen Mängeln, welche unter dem indischen Himmel den Leib der Sterblichen vor andern drücken müssen. Sie ist nämlich frei von Schweiß, frei von Staub, und die sie schmückenden Kränze sind steif, das heißt, die Blumen sind noch aufgerichtet und frisch. Ferner unterscheiden sich die Götter durch den stieren, festen Blick, und durch das Schweben über dem Boden. An dem sterblichen Nala gewahrt Damajanti von allem diesen das Gegentheil. Nichts Gemeines, nichts Pöbelhaftes tragen diese Götter an sich.

Eine andere Stelle dieser Art finden wir in dem Gedichte: „Ardschuna's Himmelsreise," gleichfalls einer Episode des Mahabharata, welche Herr Bopp herausgegeben hat. Hier wird eine himmlische Nymphe oder Apsaras, Namens Urwasi, beschrieben, welche der Gott Indra absendete, damit sie die Liebe seines Sohnes, des jungen Helden Ardschuna, fesseln möchte.

Als entlassen der Gandharwe, dessen Auftrag erfüllt war,
Badete sich die Reizvolle, Ardschun's Herz zu gewinnen, froh;
Herrlichen Schmuck sich anlegend, Blumenkränze voll Wohlgeruch,
Denn Ardschuna's Gestalt hatte mit Pfeilen, welche Liebe sand,
Ihr durchbohret das Herz gänzlich, Anangas lenkte ihren Sinn.
Als am Himmel der Mond glänzte, frische Kühlung der Abend bot,
Ließ ihr Gemach die Starkhüft'ge, ging zu Ardschun's Palaste hin.
Ihr langes Haar, bekränzt reichlich mit Blumen, und gelocket schön,
Wogt' auf den Schultern, so ging sie tändelnd dahin, die Strahlende.
Durch des leuchtenden Blicks Anmuth, durch Glanz und holde Lieblichkeit,
Herausfordernd den Mond gleichsam zum Kampf mit des Gesichtes Mond.
Ihre Brüste, wie zwei Blumen frisch entfaltet, in vollem Reiz,
Bewegten sich im Gang schwellend, Knospen tragend vom schönsten Roth.
Bei jedem Schritt gebeugt war sie, ob des schwellenden Busens Last,
Ein Gürtel, bunter Pracht, zierte ihre Mitte gar wonniglich.
Ihre Hüften, wie zwei Hügel, strotzten in runder Fülle sie,
Ananga's weißer Sitz gleichsam, mit leichter Hülle schön geziert,
Jenen himmlischen Hochweisen zur Herzensqual gebildet selbst.
Ein licht Gewand verbarg minder als es zeigte den schönen Reiz.
In einem Augenblick kam sie, schnell wie Gedanke, schnell wie Wind,
Zum Palaste des Sohns Pandu's, ein heiteres Lächeln zierte sie.

In eben diesem Gedichte finden wir den Himmel geschildert,

welchen der Gott Indra bewohnt. Dieser hatte nämlich einen himmlischen Wagen, geführt von dem Wagenlenker Matali, zur Erde gesendet, um seinen Sohn Ardschuna von dort abzuholen. Ardschuna besteigt den Wagen, schwebt mit ihm in die Luft empor, naht den glänzenden Gestirnen und erblickt die himmlische Stadt.

Auf den Wagen sodann stieg er, glänzend sowie des Tages Herr.
Mit dem Zaubergebild fuhr er, dem Sonn'-ähnlichen Wagen nun,
Dem himmlischen, emporfreudig, der weise Sproß aus Kuru's Stamm.
Als er nun dem Bezirk nahte, der unsichtbar den Sterblichen,
Erdewandelnden, sah Wagen wunderschön' er zu Tausenden.
Dort scheinet Sonne nicht, Mond nicht, dorten glänzet das Feuer nicht,
Sondern in eigenem Glanz leuchtet allda, durch edler Thaten Kraft,
Was in Sternengestalt unten auf der Erde gesehen wird,
Ob großer Ferne gleich Lampen, obwohl es große Körper sind.
Diese schaute daselbst leuchtend und voll Schönheit des Pandu's Sohn,
An seinem eignen Ort jeden, und auch glänzend mit eigenem Glanz.
Allda waren vereint Siddha's, kampferschlagene Helden auch.
Fürstliche Weisen und Büßer waren daselbst zu Hunderten;
Tausende auch von Gandharwen, welche der Sonne gleich an Glanz,
Der Guhjaka's und Hochweisen, der Apsarasen Schaaren auch,
Sämmtlich mit eignem Glanz leuchtend; sie sehend staunte Ardschunas,
Den Matalis entzückt fragt er, dieser gab ihm zur Antwort drauf:
„Vollbringer edler Thaten sind es, welche da stehn an ihrem Ort,
Die in Sternengestalt, Edler, du gesehn von der Erde hast.“
Den Airawatas, vierzähnig, dem gipflichten Kailasas gleich,
Sah er dann an der Thür stehn, den hehren Siegs-Elephant,
Der Siddhah-Straß' genaht war er, der Edelste der Pandawa's,
Und freute sich so, wie vormals Mandhatri, jener große Fürst.
Den Königswelten nun nahte Lotos-ähnlich von Augen er.
Also im Himmelsraum wandernd, sah Ardschunas von großem Ruhm
Des Götterfürsten Stadt endlich, die Amarawati genannt.

Jene reizende Stadt sah' er von Siddhah's, Tscharana's bewohnt,
Mit Blumen aller Art prangend und mit Bäumen gezieret schön.
Ein sanftes Wehn umfing Ardschun von Winden mannichfach daselbst,
Die ihm lieblichen Duft brachten der wohlriechendsten Blumen all.
Und Nandanam den Wald sah er, von schönen Nymphen angefüllt,
Und mit Blumen geziert himmlisch, die mit Bäumen vergleichbar selbst.

Wer nicht Buße geübt strenge, nicht dem Feuer gehuldigt fromm,
Und wer dem Kampf entflohn feige, schaut jene Welt der Guten nicht.
Wer dem Opfer, der Entsagung, und den Weda's ein Fremdling blieb,
Und den heiligen Badplätzen, Opfergabe gespendet nicht,
Wer die Opfer zerstört ruchlos, kann jenem Raume niemals nahn;
Blutschänder nicht, und Trinksücht'ge, und Fleischesser, die schändlichen,
Jenen himmlischen Wald sehend, der von himmlischem Sang erklang,
Trat er nun ein, der Machtvolle, in des Indra's geliebte Stadt.

In dem Gedichte Brahma Purana sendet der Gott Indra, in einem von Chézy und von Schlegel übersetzten Abschnitte, die himmlische Nymphe Pramnotscha zur Erde, um durch deren Reize den frommen Einsiedler Kandu von seinen strengen Bußübungen abzubringen. Damit sie diesen Zweck desto sicherer erreiche, gibt Indra ihr als Gefährten mit den Liebesgott und den Frühling und den Zephyr. Diese machen sich mit ihr auf den Weg, und der Dichter sagt dann: „Einige Zeit irrten sie unter geräumigen Schattengängen umher, die ihnen das ewige Grün der bezauberten Gärten Indra's darzustellen schienen. Die geschmückte Erde lächelte sie an, und bot ihnen Blumen und Früchte dar; melodische Gesänge begrüßten ihren Eintritt. Dort verweilte ihr Blick auf einem stolzen Mango, hier sahen sie Citronenbäume mit goldnen Früchten prangen, oder hohe Palmen ihre Kronen entfalten; Bananen, Granaten und breitblättrige Feigenbäume liehen ihnen wechselsweise Schatten und Kühlung. Geflügelte Schaaren, so bunt von Gefieder als mannichfaltig an Stimmen und Gesang, wiegten sich auf den schwankenden Zweigen und schmeichelten zugleich dem Auge und dem Ohr. Hier und da sah man krystallklare Bäche und kleine Silberseen, auf deren stiller Fläche sich die purpurnen und azurnen Blumenkelche des heiligen Lotos erhoben, und blendendweiße Schwäne, anmuthig gepaart, gelinde Furchen zogen; während muntere Wasservögel, gelockt von dem Schatten und der Kühle, an den Ufern sich eintauchend und plätschernd spielten. Pramnotscha wurde nicht müde, dieses entzückende Schauspiel zu betrachten; jedoch erinnerte sie den Zephyr, den Frühling und den Liebesgott an die Absicht ihrer Reise und forderte sie auf, im Einverständniß mit ihr zu handeln und das Gelingen ihres Unternehmens zu fördern. Sie selbst hielt alle Waffen der Schönheit, alle Künste der Bethörung in Bereitschaft. „Ach!" rief sie aus, „so werden wir ihn denn sehen, den unerschrockenen Lenker von Brahma's Wagen, der sich rühmt das feurige Roß der Sinne unter dem Joche zu zähmen! O

wie ich für ihn fürchte, daß bei dieser Ueberraschung die Zügel seiner Hand entgleiten werden! Ja wäre er Brahma, Wischnus, selbst der unerbittliche Siwas, sein Herz wird heute erfahren, was die Pfeile der Liebe vermögen." — Mit diesen Worten näherten sie sich der Einsiedelei, wo, durch die Macht des heiligen Klausners, die grimmigsten Raubthiere ihre Wildheit ablegen mußten. Abwärts am Ufer des Flusses gesellte sie ihre bezaubernde Stimme zum Gesange des Kokilas und ließ lobpreisende Hymnen vernehmen. In demselben Augenblicke ergoß der Frühling neue Reize über die ganze Natur; der Kokilas flötete inniger und sehnsuchtsvoller: eine unnennbare Harmonie versenkte die Seele in wollüstiges Schmachten. Der Zephyr, beladen mit allen Wohlgerüchen seiner Heimath, der Malaga-Hügel, fächelte die Lüfte gelinde und besäete die Erde überall mit den duftendsten Blüthen; der Liebesgott, mit seinen brennenden Pfeilen bewaffnet, trat in Kandu's Nähe und verwirrte sein innerstes Gemüth mit unwillkürlichen Regungen. Hingerissen von dem melodischen Gesange, schon von Verlangen trunken und kaum sich seiner selbst bewußt, eilt er der Gegend zu, von woher die Töne kommen: er entdeckt die Schöne und steht in Staunen verloren bei dem Anblick der Reize, welche die Nymphe vor seinen Augen entfaltet. „Wer bist du? welcher Herkunft rühmst du dich, himmlisches Wesen?" ruft er aus: „Du, deren schlanker Wuchs, deren zartgeschwungene Augenbraunen, deren bezauberndes Lächeln mich aller Herrschaft über meine Sinne beraubt? Ich beschwöre dich, sage mir die Wahrheit!" — „Du siehst in mir", erwiederte Pramnocha, „die demüthigste der Dienerinnen, die nur beschäftigt war, diese Blumen zu pflücken. Gebieter! laß mich deine Befehle wissen. Sage, was kann ich thun, um dir gefällig zu seyn?" Bei diesen holdseligen Worten schwand die ganze Standhaftigkeit Kandu's dahin; er ergriff die Hand der jungen Nymphe und führte sie mit sich in seine Waldhütte. Der Liebesgott, der Frühling und der Zephyr sahen nun, daß es ihrer Bemühung nicht mehr bedürfe. Sie erhoben sich zu den ätherischen Regionen und erzählten den hocherfreuten Göttern das Gelingen ihres schlauen Ueberfalls."

Schilderungen dieser Art, welchen man in den indischen Dichtungen überall begegnet, führen doch wirklich in eine bessere Umgebung, als die ist, welche Voß der indischen Götterwelt ausschließlich anzuweisen scheint. Und die Religionsbücher der Indier, enthalten diese nur Gedanken eines von narkotischen Schmauchdämpfen betäubten Geistes? Mich dünkt, es sind viele wahre und schöne Stellen darin. Wir wollen einige Stücke aus den Wedas betrachten, nach der Uebersetzung, welche Colebrooke davon gegeben hat im

„Und es irrt die Fürstin dann umher
In der Waldung, die der Schlangen Heimath,
Dicht von Bäumen und durchsummt von Bienen,
Die der Vögelschaaren Zuflucht ist.

Bei dem Rennen fliegt das schwarze Haar;
Also wehklagt Bhima's Mägdlein dort:
Mit dem Schwert, o Fürst! und mit dem Köcher
Schlägst du Feind' und schützest dein Geschlecht.

Wie, Pflichtkund'ger, höchster Tugend Herr!
Konntest du wohl jetzt ein Weib verlassen,
Welches stolz, doch hülflos nun im Walde
Schranken setzend deiner Herrlichkeit?

Doch nur Andre, denk' ich, thaten dieses,
Das ich nimmer dir gedenken will;
Wider dich will ich nicht klagen, Gatte,
Als wenn dein wär' dieser Trübsal Schuld!"

In dem von Bopp übersetzten Gedichte: „Des Brahmanen Wehklage," soll aus der Familie eines Brahmanen Jemand einem menschenfressenden Riesen geopfert werden. Die Gattin und die Tochter verlangen für den Vater zu sterben und suchen diesem mit vielen Gründen zu beweisen, daß ihr Leben geringeren Nutzen für die Familie habe als das seine. Aber der Vater verwirft diese Anerbietungen; er sagt zur Gattin:

„Dich, die rechtlich gesinnt, fromme, stets der Mutter vergleichbar mir,
Die von den Göttern als Freundin mir Beschiedne, mein höchstes Gut,
Welche die Eltern einst gaben als Gefährtin des Hauses mir,
Die nach Sitt' ich gewählt habe und geehlicht der Schrift gemäß,
Die edele und sittsame, meiner Kinder Gebärerin;
Dich kann um eignen Seyns Fristung, die Gute, die kein Leid gethan,
Ich dem Tode nicht preisgeben, mein ergebenes, treues Weib.
Doch wie kann ich den Sohn lassen, ihm entsagen, der noch ein Kind,
In der Jugend ihn aufopfern, noch entblößt von des Kinnes Flaum? —
Sie, die Brahma, der Hochgeist'ge, für den Gatten gebildet hat,
Durch welche mir und Vorahma die töchterliche Welt zu Theil,
Die ich selber gezeugt habe, die Jungfrau, könnt' ich lassen sie? —

Ein'ge glauben: „den Sohn liebet der Vater mehr mit Zärtlichkeit;"
„Er liebt die Tochter mehr," Andre; ich aber liebe Beide gleich.
Sie, welche Welten trägt in sich, Nachkommen, ew'ge Wonne dann,
Meine Tochter, die Sündreine, wie könnte ich entsagen ihr? —
Wenn ich selber mich aufopfre, grämt mich der Gang zur andern Welt;
Denn verlassen von mir können diese sämmtlich ja leben nicht.
Eines von ihnen aufopfern, ist von Weisen als Schmach erkannt.
In unendliche Noth sank ich, kann dem Unglücke entrinnen nicht.
O des Elendes! wo finde ich Zuflucht mit den Meinigen?
Besser daß wir gesammt sterben! denn zu leben ertrag' ich nicht."

Doch die Gattin erwiedert ihm standhaft:

„Nicht mußt du also wehklagen wie aus niedrigem Stande wer;
Nicht zum Klagen ist's Zeit jetzo, dies ist dir kund, dem Kundigen.
Unvermeidlich Geschick heischet, daß Menschen alle dem Tode nahn;
Was unvermeidlich ist aber, darum ziemt sich's zu klagen nicht.
Gattin, Tochter und Sohn, all' dies wünschet zu eigenem Heil der Mann,
Darum hemme den Gram weise; selber werde ich gehen dahin.
Der Gattin höchste Pflicht ist es, eine ewige, auf der Welt,
Daß sie das Leben aufopfre, wo es des Gatten Wohl erheischt.
Solche vollbrachte That aber schaffet hier die Befriedigung,
Währt in der andern Welt ewig, und Ruhm bringt sie in dieser Welt.
Sehr erhabene Pflicht ist es, die ich nun dir verkünden will.
Dein Nutzen und dein Recht, beide findest gefördert du hierbei."

In dem Gedichte: „Ardschuna's Himmelsreise," wird der junge Held Ardschuna zu seinem Vater Imbra abgeholt von dem Berge Mandara, wo er einige Zeit verweilt hatte. Da er nun von diesem Berge scheidet, grüßt er ihn mit liebreichen Worten also:

„Den Frommen, die das Recht üben, den Einsiedlern, die Gutes thun,
Die den Himmel zu sehen streben, dienst du, o Berg, als Zuflucht stets.
Durch deine Huld, o Berg, wandeln Krieger, Priester und Wisa's auch,
Zu dem Himmel gelangt, immer mit den Göttern von Noth befreit.
O Fürst der Höhen, Bergkönig, du Zuflucht frommer Büßenden!
Ich gehe, dich zuvor grüßend, vergnügt hab' ich auf dir gewohnt.
Deine Gebüsche, Hocheb'nen, deine Flüsse und Bäche auch,

Deine heiligen Bauplätze hab' ich gesehen in Menge hier.
Die anmuthigen Bergwasser, deinem Rücken entquollen rein,
Die wie der Göttertrank lieblich, hab' ich geschlürft, die fließenden.
So wie ein Kind vergnügt weilet auf Vaters Schooß, o Heiliger,
Hab' ich auf deinem Haupt' Freude genossen, edler Bergesfürst!
Das von Nymphen besucht, tönet vom Gebete der Priesterschaar.
Sehr entzücket, o Berg, hab' ich auf deinen Höhen stets gewohnt."
Ardschunas sprach, der Feindetödter, Abschied nehmend, zum Berge so,
Auf den Wagen sodann stieg er, glänzend so wie des Tages Herr."

In dem Buche „Hitopadesa," d. i. Freundeslehre, wird S. 68, 86, 87, darüber gesprochen, zu welcher Zeit der Held gerechtfertigt zum Kampfe schreiten dürfe, wie schön der Tod in der Schlacht sey, wie die Tugend dem Menschen die Kraft verleihe, das Blut zu verspritzen für einen Andern, und wie solches Thun im künftigen Leben gelohnt werde. Hier heißt es unter Anderem:

„Wenn er nun außer dem Kampfe keine Seligkeit für sich sieht,
Dann geht zum Tode der Weise, streitend wider die Feindesschaar.
Durch den Sieg erwirbt er sich Glück, göttliche Schönheit durch den Tod;
Wer, da die Leiber vergänglich, zaudert zu sterben in der Schlacht?"

Gefühle und Gesinnungen dieser Art sind nicht der Verhöhnung und der Verachtung werth. Ein Freund Voß's sagt: Voß berühre das indische Alterthum nur oberflächlich, weil er einen unüberwindlichen Ekel vor demselben empfunden und in der griechischen Welt sich glücklich gefühlt habe. Dies ist eine schlechte Entschuldigung. Wer damit umgeht, einen Andern anzuschwärzen, hat, wenn er redlich verfahren will, am meisten Ursache, zuvor gründlich zu forschen, ob wirklich an dem Andern nur Schlechtes gefunden worden.

Der Charakter des indischen Volkes ist von den frühern Reisenden fast immer als ein milder und gutgearteter geschildert worden. Aber der Missionarius Ward und einige Gleichgesinnte haben sich neuerdings bemüht die heidnischen Indier als Leute darzustellen, welchen jeder Funke der Tugend abgehe und welche mit den abscheulichsten Lastern befleckt seyen. Glücklicherweise gibt es auch jetzt noch unparteiische Männer unter den Reisenden, welche diesen verleumderischen Darstellungen widersprechen, und auch die englische Regierung selbst zeigt durch ihr Verfahren gegen die in ihren Diensten stehenden heidnischen Indier, daß sie über den Charakter dieser Leute anders urtheilt. Der Engländer Seely, welcher funfzehn Jahre im Innern Indiens lebte, sagt in

seiner Schrift „The wonders of Elora“ (London, 1824): „Alle Reisende, die nur die Hafenörte und Küstengegenden besuchen, lernen die Indier eigentlich gar nicht kennen; denn die dortigen sind alle ganz verändert durch die Fremden. Die Indier sind ein gelehriges, fröhliches, gutartiges Volk; ihre schlechten Eigenschaften rühren blos von ihrer übeln Regierung her.“ Der Missionarius Dubois sagt in seiner oben erwähnten Schrift: „Es ist heutzutage eine Art Mode geworden, von Verbesserungen und Vervollkommnungen in der Civilisation und den Einrichtungen der Hindus zu sprechen, und Jedermann hat seine eignen Pläne sie zu bewirken; aber wenn wir unsere europäischen Augen und europäischen Vorurtheile für einen Augenblick abzulegen und die Hindus mit einiger Unparteilichkeit zu betrachten im Stande wären, wir würden vielleicht finden, daß sie in alle dem, was gut ist, uns fast gleich sind, und blos in alle dem nachstehen, was schlecht ist. — Man vergleiche, wenn wir zuvörderst auf die untern Stände sehen, das Benehmen und die Gewohnheiten unserer Soldaten und Matrosen mit denen der indischen Soldaten und Matrosen im Dienste der ostindischen Compagnie. Die erstern können, wie das Vieh, nur durch Schläge und die strengste Disciplin in den Banden der Pflicht erhalten werden. Man darf ihnen im Allgemeinen nicht die geringste Nachsicht beweisen oder den geringsten Grad von Freiheit lassen, ohne daß sie sie mißbrauchten, indem sie sich Excessen überlassen. Auf der andern Seite sind ihre niedrigen Privatgewohnheiten und ihre gänzliche Vernachlässigung alles Anstandes ein Gegenstand des Ekels, um nicht zu sagen des Entsetzens, sogar für die niedrigen Pariahs, die einzige Classe der Hindus, welche sich ihnen zu nahen wagt. Betrachten Sie dagegen Ihren ostindischen Soldaten und Matrosen, und Sie werden alle Zeit sein Benehmen, sowohl öffentlich als in Privatkreisen, ordentlich, friedlich und anständig finden und selten werden Sie ihn gegen den öffentlichen Anstand verstoßen sehen. Selbst unter dem niedrigsten Pöbel bei den Hindus werden Sie niemals etwas bemerken, was diesen widrigen, anstößigen Auftritten, dieser gänzlichen Vernachlässigung aller Decenz und alles Anstandes nahe käme, welche täglich in den Bierschenken und Branntweinhäusern in England und in den Cabarets und Gargotes in Frankreich vorkommen. Von der andern Seite bedürfen die Hindus in der Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten gegen sich keiner Verbesserung. Sie verstehen diesen Punct eben sowohl und vielleicht noch besser, als die Europäer. Man möchte sie vielmehr darin sogar bei manchen Gelegenheiten übertreibend, nennen. Sie werden es nie über sich gewinnen, den Dürftigen, welcher ihre Wohlthätigkeit anfleht, ohne Unterstützung

zu lassen." Dubois geht darauf die einzelnen lobenswerthen Eigenschaften der Indier durch, wie z. B. die Treue in Schuldsachen, wenn ihnen ohne Zeugen und ohne Schuldschein geborgt worden ist, die Treue in der Aufbewahrung anvertrauter Güter, die Bereitwilligkeit zur Unterstützung ihrer Brüder, und andere. Da Ward besonders den Charakter der indischen Frauen herabzuwürdigen suchte, so hat Dubois auch diese vertheidigt. Er sagt in dieser Hinsicht z. B.: „Ich habe überhaupt bemerkt, daß in guten Kasten die indischen Frauenzimmer im Allgemeinen, und die verheiratheten insbesondere, würdig sind, als Muster der Keuschheit und ehelichen Treue ihrem Geschlechte in aufgeklärten Ländern vorgehalten zu werden. Ich meine nicht, daß unter ihnen keine Beispiele von Vernachlässigung dieser Tugenden vorkämen, sondern ich glaube, daß sie noch weit seltener bei ihnen angetroffen werden als bei Personen ihres Geschlechts in Ländern, welche eine weit höhere Stufe der Civilisation erreicht zu haben sich rühmen. — In der That ist bei den Hindus die Person eines Weibes heilig. Sie darf öffentlich von keinem Manne, selbst nicht mit der Fingerspitze, berührt werden. Wie niedrig auch ihr Loos seyn mag, sie wird von Niemandem, auch nicht einmal von Personen des höchsten Ranges, anders als mit dem achtungsvollen Namen Mutter (amma) angeredet. Eine Wohnung, worin blos Frauen sich befinden, selbst die Hütte der hülflosesten Wittwe, ist ein unverletzliches Asyl, in welches der entschlossenste Wüstling niemals einzudringen wagt; oder sollte er es thun, so wird seine Verwegenheit nicht unbestraft gelassen. Ein Weib kann auf den besuchtesten Plätzen sich einfinden, ohne der geringsten Beleidigung ausgesetzt zu seyn. Ein Mann, der blos stehen bliebe, um ein vorbeigehendes Frauenzimmer zu begaffen, wie unsere Müßiggänger in Europa zu thun pflegen, würde von Allen als ein unverschämter und ungebildeter Mensch betrachtet werden. Sogar ein bloßer Blick, der eine Frau beleidigen soll, wird übel aufgenommen und gerächt. Kurz, die geringste Beleidigung durch Worte oder auf andere Weise, das geringste Zeichen von Unhöflichkeit, welches öffentlich eine Frau trifft, wird augenblicklich von ihrem Gatten, ihren Söhnen oder ihren Brüdern geahndet und gerächt, welche sich eher allen Gefahren aussetzen, als eine ihren Frauen, ihren Müttern oder Schwestern zugefügte Beleidigung übersehen, oder sie öffentlich mit Unehrerbietigkeit behandeln lassen. — Ich habe niemals bei meinen Forschungen und Untersuchungen über die Hindus Andere befragt, da meine schmale Einnahme mir nicht erlaubte Personen dieser Art in meinem Dienste zu haben. Was ich über diesen Gegenstand geschrieben habe, ist das Resultat meiner eignen Beobach-

tungen, die ich in einem freien Umgange mit dem Volke von allen Kasten und Religionen, während einer Periode von dreißig, fast ganz unter den Eingebornen verlebten, Jahren mir erworben habe."

Die Engländer unterhalten in Ostindien ein geregeltes eingebornes Heer von mehr denn hunderttausend Mann, welches die Hauptstütze ihrer dortigen Macht bildet, da die englischen Truppen bei aller Geübtheit und Tapferkeit doch wegen zu geringer Anzahl nicht im Stande seyn würden, den Besitz so ausgedehnter Landstrecken zu sichern. Die Reiterei dieses eingebornen Heeres besteht zum größern Theile aus mohammedanischen Indiern, das Fußvolk dagegen hauptsächlich aus solchen Indiern, welche der indischen Religion anhängen. Auch Officierstellen werden mit Eingebornen besetzt. Das Heer ist abgetheilt in die drei Armeen von Bengalen, von Madras und von Bombay, weil die sämmtlichen dortigen Besitzungen der Engländer in diese drei Präsidentschaften zerfallen. Der East India military calendar enthält die genauere Beschreibung dieses Heeres, und äußert sich über den achtungswerthen und männlichen Charakter dieser indischen Krieger mit folgenden Worten: „Armee von Bengalen. In der eingebornen Infanterie von Bengalen bilden die Hindus drei Viertheile in Verhältniß zu den Mohammedanern. Sie bestehen vorzüglich aus Radschputan, einem ausgezeichneten Geschlechte in der Ketrikaste, oder Kriegerkaste. Keiner dieser Soldaten ist unter fünf und einem halben Fuß; die meisten Grenadiere haben sechs Fuß und mehr. Der Radschput ist ein geborner Krieger; die Mutter spricht mit dem Kinde von nichts als Waffenthaten, und jeder Gedanke und jede Handlung des Mannes zeigt, daß dies der erste Eindruck war, den er empfing. Bearbeitet er das Feld, welches die gewöhnliche Beschäftigung dieser Kaste ist, so liegen sein Schwert und sein Schild neben der Furche, und werden, so wie die Arbeit fortrückt, weiter getragen. Fast jeder Radschput treibt militairische Uebungen, was auch sonst seine Beschäftigung seyn möge. Er ist von Natur mäßig, von herzlicher, obgleich hitziger Gemüthsart, und von guter moralischer Aufführung. Wird er gut behandelt, so ist er gehorsam, dienstbeflissen und treu. Weder der hinduische, noch der mohammedanische Soldat in Indien kann rachsüchtig genannt werden, obgleich sie zu großer Heftigkeit geneigt sind, wenn sie sich an ihrer Ehre, von der sie einen sehr zarten Begriff haben, gekränkt fühlen. Dem Radschputan fehlt es manchmal an Schnellkraft, aber nie an Muth. Selbst wenn ihre Körperkräfte sie verlassen, begegnen sie dem Tode, in welcher Gestalt er auch erscheinen mag, mit erstaunenswerther Festigkeit und Resignation. Dies ist der allgemeine Cha-

rakter einer Menschengattung, deren Anzahl im bengalischen Heere sich auf dreißigtausend bis vierzigtausend Mann beläuft und deren wir in unsern eignen Provinzen so viel haben können, wie wir nur wollen. Allein dieses Werkzeug der Macht muß mit Sorgfalt und Weisheit gehandhabt werden; sonst dürfte das, was jetzt unsere Stärke bildet, einst unsere Gefahr werden. — Armee von Madras. Der Infanteriesoldat von Madras ist etwas klein, aber er ist thätig, und im Stande, viele Strapazen bei geringer Kost zu erdulden. Niemand lernt die militairischen Uebungen mit größerer Genauigkeit; seine Mäßigkeit, Nüchternheit und Geduld geben ihm eine Gesetztheit, die selbst Europäern fast unbekannt ist. Der auffallendste Zug im Charakter der Indier ist eine Geneigtheit zum Gehorsam, mit einer großen Empfindsamkeit für gute oder üble Behandlung gepaart, und es gibt Wenige im Lande, welche diese Gefühle in einem höhern Grade besitzen, als der Soldat von Madras, weswegen seine Behandlungsweise die größte Sorgfalt erfordert. — Armee von Bombay. Wahrscheinlich ist es eine Folge der eigenthümlichen Zusammensetzung dieser Armee und der Lage der Landschaften, worin sie aufgestellt ist, daß diese Soldaten sich allezeit bereitwillig gezeigt haben, sich zu auswärtigem Dienste einzuschiffen. Sie sind mit dem Meere vertraut, und nur wenige darunter fühlen sich in einer Fahrt auf diesem Elemente den Unbequemlichkeiten unterworfen, welchen Andere in Folge ihres Kastenvorurtheils ausgesetzt sind. Dies ist indessen nur eins der vielen Verdienste des eingebornen Soldaten von Bombay. Er ist geduldig, treu und tapfer, und seinem europäischen Officier außerordentlich ergeben. Es kann nicht wohl eine Menschenclasse geben, welche heiterer im Mangel und in Schwierigkeiten ist; und obgleich das Ausreißen unter den Rekruten dieser Armee oft vorkommt, weil sie wegen der Lage von Bombay, bei der ersten Anwandlung von Unzufriedenheit sich leicht in das Mahrattengebiet flüchten können, wo sie gegen Verfolgung sicher sind, so gibt es doch keine Männer, die, nachdem sie einmal Soldaten geworden, fester zu ihren Fahnen halten." Die englischen Beschreiber der Landschaft Napal schildern die dortigen Indier, oder die Gurkas, als die unerschrockensten Krieger, welche gefunden werden können.

Daß aber die Indier bisher keine Christen haben werden wollen, davon liegt die Ursache in mannichfachen Umständen, unter welchen die wenigsten dem Charakter des Volks zur Last gelegt werden dürften. Ueber alle diese Umstände will ich hier mich nicht weiter verbreiten, jedoch einen derselben erwähnen. Die Christen haben durch ihr Betragen in jenen Ländern ihre Reli-

gion verhaßt und verächtlich gemacht. Denn sie haben den Völkern mit dem Christenthume zugleich die Sklaverei gebracht. Die Eingebornen mußten nicht blos Christen, sondern auch Knechte der Europäer werden. Die Christen raubten den Eingebornen ihr Land, ihre Freiheit, ihre Selbständigkeit, ihren Handel, ihren Wohlstand, ihre väterlichen Sitten. Die Einführung des Christenthums ward benutzt als Werkzeug der Unterjochung. Wie in Ostindien und im indischen Archipelagus das unmenschliche Verfahren der Portugiesen, Holländer, Engländer und Spanier gegen die Eingebornen bei diesen einen tiefgewurzelten Haß gegen die christliche Religion befestigt habe, hat der Engländer Crawfurd, welcher lange Zeit in Indien verweilte und am Hofe des Sultan von Java englischer Resident war, in seinem Werke History of the Indian Archipelago (Edinburg 1820. 8. 3 Thle.) ausführlich geschildert. Er sagt im zweiten Bande unter Anderem folgendes: „Die Europäer machten durch ihre Unmäßigkeit und vor allem durch ihren Geiz und ihre Habsucht ihre Religion verhaßt. Die Absichten, welche die europäischen Besucher des indischen Archipelagus hegten, waren lediglich geldsüchtig und kaufmännisch; Plünderung des Orients, denn ihr Gewerbe verdient nicht den Namen des Handels, war ihr Ziel. Einen billigen Preis für die Waaren zu geben, welche sie suchten, oder nicht mehr zu fordern als einen mäßigen Gewinn, kam nie in ihren Sinn. Sie betrachteten die Eingebornen dieser Länder als ein gutes Wildpret. Zu derselben Zeit breiteten mohammedanische Missionarien im indischen Archipelagus ihre Religion mit viel mehr Vorsicht und glücklichem Erfolge aus. Sie bildeten unter den Eingebornen keine fremde bevorrechtete Classe, welche die einheimischen Bewohner des Landes unterdrückten. Ihre Ueberlegenheit an Einsicht und Civilisation benutzten sie blos zur Belehrung und Bekehrung der Nation. Sie waren Kaufleute so gut wie die Europäer, aber ließen sich niemals einfallen, zu der ungerechten Maßregel ihre Zuflucht zu nehmen, dem Volke den Ertrag seines Bodens und seiner Industrie zu rauben. Die Europäer haben den ehemals lebhaften Handel und blühenden Wohlstand der eingebornen Staaten des indischen Archipelagus zu Grunde gerichtet. Die christliche Religion ist in den Gegenden des Archipelagus und in den umliegenden Ländern durchaus unbeliebt, weil sie zu jeder Zeit entweder das Instrument politischer Intrigue war, oder mit Gewalt verbreitet wurde; denn die Folge ihrer Einführung war unvermeidlicher Verlust der wichtigsten politischen und bürgerlichen Rechte. Den braven, thätigen und zahlreichen Bewohnern der großen Insel Celebes wurde zu gleicher Zeit Mohammeds und Jesu Religion dargeboten, und sie

gaben der mohammedanischen Religion den Vorzug, weil diese ihre nationale Unabhängigkeit nicht gefährdete. Seit sie nachher ihres reichen Handels und ihrer Unabhängigkeit durch die Christen beraubt wurden, haben sie wenigstens keine zahlreichen Ursachen gehabt, ihre Wahl zu bereuen. Wenn wir die Geschichte des Christenthums bei den großen asiatischen Nationen überschauen, welche die unmittelbaren Nachbaren von den Stämmen der indischen Eilande sind, so werden wir eine völlige Bestätigung von alle dem finden, was hier angegeben worden. In einem jeden Lande des Orients ist das Christenthum immer mit denselben verhaßten Gefährten, mit nichtswürdiger Ehrsucht und kaufmännischer Raubgier, bei dem Volke eingeführt worden. Schon De la Loubere sagte in seiner Beschreibung Siams: „Die Morgenländer haben kein Vorurtheil für eine Religion, und wenn die Schönheit der christlichen Religion sie nicht überzeugt hat, so muß man gestehen, daß dieses hauptsächlich von der schlechten Meinung herrührt, welche der Geiz, die Treulosigkeit, die Invasionen und die Tyrannei der Portugiesen und mehrerer anderer Christen in Indien ihnen eingeflößt und eingeprägt haben." Ganz Aehnliches sagt der Engländer Hunter von der Gesinnung der nordamerikanischen Eingebornen gegen die christliche Religion: „Der nordamerikanische Wilde ist edel, großmüthig, ein Mann von Wort, und Aeltern und Kinder vereint ein enges, unauflösbares Band der Pietät. Dabei ist er unverzagt im Augenblicke der Gefahr, tapfer im Kriege und scharfsinnig, wenn es auf Vertheidigung und Entfernung drohender Gefahren ankommt. Als Feind ist er zwar grausam und rachsüchtig; aber er wird selten Feind und nie ohne hinlänglichen Beweggrund. Die Weißen sind es, die ihn als roh und jeder edlen Regung fremde dargestellt haben. Belogen, hintergangen, gequält, verfolgt von diesen, wird er erst gereizt, Waffen und Wehr gegen sie zu gebrauchen; die Weißen haben den Samen der Zwietracht unter diese friedlichen Stämme erst ausgestreut und ihre Leidenschaften geweckt. Diese sogenannten Wilden haben keine Obrigkeiten und keine Gesetze, und doch ist jede Sache bei ihnen in Ordnung und wohl bestellt. Alter und Erfahrung geben den Rang, Weisheit gibt Macht, Muth und tadelloser Wandel Ehre. Mit unendlicher Liebe hangen Kinder an Aeltern und diese an jenen, und sie erziehen sie einfach, natürlich und brav. Bei ihnen haben Gottesfurcht und Tugend noch unbefleckte Altäre, als in irgend einem Theile der civilisirten Welt. Die Bemühungen, das Christenthum unter ihnen auszubreiten, sind bis jetzt von geringem Erfolge gewesen. Denn sie setzen ihren Bekehrern ein einfaches Argument entgegen. Christen", sagen sie, „waren es, die uns unsere Freiheit, unser

Vaterland raubten, die unsere Greise und Krieger mißhandelten; Christen, die wie die Thiere des Waldes gegen uns verfuhren, die uns berauschende Getränke gaben, uns dadurch zu Thieren machten und uns so noch leichter hintergingen; Christen waren es, die keine Verträge hielten; Christen, die uns ekelhafte Krankheiten und Uebel mittheilten, welche wir früherhin nicht kannten. Kann der Gott der Christen solche Thaten billigen? Welch ein Wesen ist er, wenn er das gestattet? und welch einen Einfluß hat der Glaube der Christen auf ihre Denkart und Handlungsweise? Ist es nicht recht, dem großen Geist treu zu bleiben, der das Gute will und segnet und das Böse verabscheuet?" Der große Geist ist bekanntlich der Ausdruck, mit welchem die nordamerikanischen Stämme den von ihnen verehrten Gott bezeichnen. Diese Angaben Hunter's bestätigt vollkommen der Verfasser des Star in the Western, ein nordamerikanischer Geistlicher, welcher eine Reihe von Jahren als Missionarius unter den eingebornen Stämmen lebte. Seine Berichte enthalten eine Menge von Zügen der edelmüthigen Gesinnung und der männlichen Beredtsamkeit, welche die nordamerikanischen Eingebornen auszeichnen, aber auch eine Menge Beispiele der oft niedrigen Ungerechtigkeit, mit welcher die europäischen Ankömmlinge gegen die Eingebornen verfuhren, nicht nur in älteren Zeiten, sondern auch in neuern, wenngleich jetzt von der nordamerikanischen Regierung dergleichen Handlungen in dem Scheine legaler Kaufcontracte und freiwilliger Concessionen dargestellt zu werden pflegen. Diesem Missionarius setzten die Amerikaner häufig das Verfahren der europäischen Christen gegen die gleichfalls zum Christenthume sich bekennenden Neger entgegen.

Dubois bemerkt, daß die Indier nicht weniger aufmerksam sind auf die Fehler und Laster der Europäer, als umgekehrt die Europäer auf die Fehler der Indier. Sie sehen daher, da sie an ein viel mäßigeres und geregelteres Leben gewöhnt sind, mit Abscheu die Ausschweifungen, welchen sich die Christen vor ihren Augen hingeben. Er sagt: „Wenn man den Indier auffordert das Christenthum anzunehmen, so antwortet er unbedenklich: Ihr redet von Rechtschaffenheit und von Reinheit der Sitten, und ihr rühmt euch darin vor uns großer Vorzüge. Aber es scheint mir, daß bei euch Verbrechen und Laster jeder Art mehr vorherrschen, als in unserem angeblich ganz verdorbenen Vaterlande. Ihr rühmt euch reiner und feiner Sitten; aber wie kommt es, daß beständige Trunkenheit in den niedern Ständen eurer Gesellschaft herrscht, und Hurerei in den höhern Ständen, und in so hohem Grade, ohne daß diese Laster auch nur ein Gefühl von Scham oder Gewissensbisse in den ihnen ergebenen Menschen zu erwecken scheinen?" Wenn die Christen nur liebreich

unter den fremden Völkern aufträten und Achtung gegen sie hegten, und bei der Einführung des Christenthums ihnen auch den Besitz ihres Landes und ihrer Freiheit lassen könnten, dann würde wahrscheinlich die christliche Religion den Fremden liebenswerther erscheinen.

Aber nicht die Inder allein stellt Voß als ein niedriges und gemeines Geschlecht dar, alle Morgenländer schildert er als herzlose, wollüstige, stumpfsinnige, ja viehische Menschen. In der Antisymbolik, S. 172—182, bemüht er sich darzuthun, daß in Phönicien, Aegypten, Syrien und dem Morgenlande überhaupt höchstens eine Betriebsamkeit für thierischen Genuß, aber kein höheres, edleres Gefühl gelebt habe, welches letztere den Griechen allein zu Theil geworden: „Lauter Künste des äußeren Wohllebens, wie im Kalifenreich, oder im baukundigen Europa der Papstherrschaft. Nirgends jedoch eine Spur von Musenkünsten der Begeisterung, von entzückendem Heldenliede zu apollonischem Saitenspiel, von nachgebährdendem Festreigen der Anmuth und der Feierlichkeit. — Gegen Fremdlinge vortheilsüchtig, mißtrauisch und grausam, sühnten sie auch ihre Gottheiten mit Menschenblut, und befreundeten sie, als rohsinnliche Kananiter, durch den Wust unzüchtiger Verehrung. — Nicht Raum fand in Fönike und Syrien weder heiterer Geistesanbau, noch veredelnde Musenkunst, oder Begeisterung, die von kindischen Phantasien und Staubgedanken den Sinn zum reinmenschlichen Gefühle des Göttlichen erhebt. Aber wenn der griechische Satz wahr ist, daß, wie zu Schönem Gutes, auch zu Unschönem Ungutes sich geselle; wenn ausgebildete Menschennatur, im bedenden Körper ein zartfühlender Geist, nach dem Urtheil des staatsklugen Polybius nothwendig ist, um ein Volk gegen Rohheit und Verfall zu sichern: welche Volkssitten, welche Haustugenden erwarten wir in jenen nur thierischer Leibespflege nachsinnenden Pfaffenländern? — Solche Vorstellungen von gottgefälliger Menschentugend und solche zum Unmenschlichen und Thierischen versunkene Entwürdigung der Gottheit brachten die orfischen Geheimlehrer aus den herzlosen und wollüstigen Morgenländern. — Gleich ungereimt ist es, einen frygischen Homer zu denken, wie einen syrischen Sophokles, und unter Aegyptens Geistbändigern einen Pindar, einen Sokrates, einen Platon. Oder soll jener geistlichen und weltlichen Liedeler Gesinge für Gesang gelten? jener Tanznickel und satyrähnlichen Hanswurste leichtfertiges Spiel, sammt des erniedrigten und erhöhten Osiris Nachgaukelung und den Zoten des mendesischen Pan, für Drama? und angereihete Mordgeschichten tölpischer Wigande und Götterkobolte sogar für Epos? Dann hat auch Deutschlands pfäffisches Zeitalter genug der naturkräftigen Musenwerke. Die freisinnigen Hellenen, stolz auf den er-

rungenen Adel der Menschheit, nannten sich selbst Hellenen; und die andern dort, so viel kunstreicher auch, als Biber und einspeichernde Bienenkasten, sie baueten und wirthschafteten, nannten sie Barbaren. — Für des Lebens Gebrauch und Bequemlichkeit möchten die Altgriechen wohl mehreres von den benachbarten Asiaten benutzt haben: wie wenn die Unseren etwa den Bonzendienern Lackarbeit, Dungmehrung, Kupferguß, den Fröhnlingen der Türken echte Garnröthe, den Kelten und Angelsachsen die Hebung ungeheurer Felsblöcke nachprobeten."

Also Lackarbeit, Dungmehrung, Unzucht, Viehheit, Herzlosigkeit, Wollust, Tanznickel und Liedeler sind das Erbtheil der Morgenländer. Gern wird man zugeben, daß viele Gebrechen und Laster unter den Morgenländern stattfanden; doch welches Volk ist davon frei geblieben? Waren etwa die Griechen ganz reine und himmlische Wesen? Leicht würde es seyn, ein abschreckendes Bild von dem Charakter der Griechen zu entwerfen durch Zusammenstellung der Fehler desselben; selbst der von Voß citirte Polybius urtheilt über diesen Charakter freimüthig genug. Aber blos die Schwächen eines Volkes aufsuchen zu wollen, hat etwas Gehässiges. Allein hat es denn nichts als Gebrechen und Laster im Morgenlande gegeben? Hat kein edlerer Gedanke sich dort geregt und zu höherer menschlicher Bildung emporgestrebt? Wo entstand denn zuerst Sittigung der Menschen? Wo haben, nach dem Zeugnisse unserer Geschichte, die ersten grösseren menschlichen Gesellschaften sich vereinigt und dadurch den Grund zur vollkommnern Ausbildung des Menschen gelegt? Unter welchen Völkern ward die bewundernswürdige Kunst der Buchstabenschrift erfunden, jenes mächtige Werkzeug zur Erhaltung des erworbenen geistigen Gutes, und eben dadurch auch zum unbeschränkten Fortschritt auf der Bahn der Forschung? Lebt in den Bildsäulen Aegyptens, welche lange vor der Bekanntschaft mit den Griechen verfertigt wurden, keine Ahnung künstlerischer Schönheit? Und die Felsentempel Ellora's, zeugen sie von nichts als von pfäffischer Dummheit? Wenn der persische Gesetzgeber im Wendidad sagt: „Wie der Mensch rein und des Himmels würdig erschaffen worden, so wird er wieder rein durch das Gesetz der Ormuzddiener, das die Reinigkeit selbst ist; wenn er sich reinigt durch Heiligkeit des Gedankens, durch Heiligkeit des Worts und durch Heiligkeit der That — siehe da das Gesetz;" und wenn Konfucius im Buche Lün-jü lehrt: „Wenn ihr eure Andacht verrichtet, so denkt euch die Gottheit als gegenwärtig. Wenn das Herz nicht beim Gottesdienste bewegt wird, so ist es als ob wir nicht anbeteten. — Der Jüngling befleißige sich im älterlichen Hause kindlicher Ehrfurcht, außer demselben brüderlicher Achtung. Er

sey klug und redlich, voll parteiloser Menschenliebe, vertraut mit allem Guten. Wer, mit gefühlvollem Herzen begabt, seinem Vater und seiner Mutter aus allen Kräften dient, der wird auch sein Leben im Dienste des Fürsten aufopfern. Er ist treu den Freunden und seinem Worte. Glaubt er nicht weise zu seyn, so will ich ihn weise nennen." — Sind diese Gedanken auch nichts als dumpfsinnige Pfäffereien? Wenn Konfucius, der fernen Freunde gedenkend, spricht: „Wenn die Blume des Tang ti ein sanfter Wind bewegt, so neigt sie sich nach allen Seiten; und neigt sich nicht mein Herz eben so gegen euch? Doch ihr wohnt weit von mir!" Und wenn der indische Dichter sagt:

„In dieser Welt, zur Läuterung und Höllenmeidung uns gewährt,
Gebiert die Tugend jene Kraft, das Seyn für Andre hinzugeben —"

sind dies nur herzlose Zoten? Unter welchem Volke lebte der Gesetzgeber, welcher gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst? Der Fremdling soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch; und ihr sollt ihn lieben wie euch selbst. Denn ihr seyd auch Fremdlinge gewesen im Lande der Aegypter. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen. Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen, und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzest oder auf dem Wege gehest, wenn du dich niederlegest oder aufstehest." Und zu welchem Volke gehörte der Prophet, welcher sprach: „Es ist dir gesagt, o Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, und Liebe üben, und demüthig seyn vor deinem Gott." Ist Davids Wehklage um Jonathan, sind die Reden Jesaias nichts als läppische Liebelei? Aus welchem Lande kam denn und unter welchem Volke erschien zuerst die menschenfreundliche christliche Religion? Heißt das wahrhafte und gerechte Urtheile über die Völker fällen und ihren Werth gegen einander abwägen, wenn man von einem ganzen Erdtheile nur das Schlechte anführt, von dem Bessern desselben aber auch nicht das Geringste erwähnt? Ist es denkbar, daß die Gottheit einzig und allein die Bewohner des kleinen Griechenlands mit einem Funken edleren Gefühls ausgerüstet, die übrigen Bewohner der Erde aber nicht viel besser als Bestien geschaffen habe?

Wir wollen uns nun zu den Büchern wenden, welche die Veranlassung zu diesem Aufsatze gaben. Ich will versuchen einige Puncte zu bezeichnen, welche das indische Sprachstudium für uns anziehend und nützlich machen können; wiewohl dieses Studium, wie Schlegel in der indischen Bibliothek richtig bemerkt, ein Ge-

keit des Forschens genannt werden darf, wo alles noch im Werden begriffen ist, wo man den Umfang und die Grenzen des Gegenstandes noch nicht einmal deutlich überschaut, wo noch manche Entdeckungen gemacht werden müssen, ehe man zu einiger Vollständigkeit gelangen kann, und wo solche Entdeckungen täglich zu erwarten sind. Theils die Kenntniß der Sanskritsprache, theils die Kenntniß der Sanskritliteratur können unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ich will zuvörderst über den ersten Gegenstand einiges bemerken.

Die Kenntniß der Sanskritsprache führt uns eine Sprache vor, welche durch ihren Reichthum an Wurzeln, durch die Mannichfaltigkeit und Regelmäßigkeit der grammatischen Ausbildung dieser Wurzeln, durch die Festigkeit und Schärfe der Wortfügung zu den ausgezeichnetsten gehört. Schlegel sagt in seiner indischen Bibliothek: „Die indische Sprache gehört zu dem edelsten Stamme und hat unter den ihr im Bau und Wesen verwandten Sprachen zugleich das ursprüngliche Gepräge am reinsten bewahrt und die höchste in sich beschlossene Vollendung erreicht. Sie ist ein wunderwürdiger Beweis von dem Umfange jenes zusammenfassenden, einigenden Vermögens im menschlichen Geiste, kraft dessen Anschauung und Begriff sich gegenseitig durchdringen, und das Ganze eines Gedankens seinen Theilen vorangeht."

Wilhelm von Humboldt bemerkt über eine Gattung der Nomina in der Sanskritsprache: „Die schöne Bezeichnung des die Malerei inwohnend Belebenden durch ein bloßes grammatikalisches Suffixum, z. B. in dehin, d. i. der im Leibe wohnende, oder die Seele, von dem Worte deha, der Leib, ist allerdings in jeder andern Sprache unnachahmlich. So wie die indische philosophische Terminologie überhaupt bewundernswürdig ist, so hat sie, wie in diesen Wörtern, sehr oft den Vorzug, dem Wortlaut gerade nur das an Bedeutung zu lassen, was der abstracte Begriff erfordert, und nicht mehr." Schlegel fügt hinzu: „Auf keine Sprache hat vielleicht der speculative Geist einen so entscheidenden Einfluß gehabt als auf das Sanskrit: die ganze Sprache ist, so zu sagen, mit Metaphysik tingirt. Statt daß in andern Sprachen die Philosophie ihre Bezeichnung der Begriffe der Sinnlichkeit hat abborgen müssen, sind im Sanskrit ursprünglich philosophische Ausdrücke in das Leben und in die Poesie eingetreten, wo sie aber nothwendig in gewissem Grade ihre Natur ablegen. Deha, Körper, von der Wurzel dih, contaminare, ist ein solches Wort. Die ganze platonische Lehre von der Verunreinigung der reinen Geister durch ihre Vermischung mit der Materie liegt wie im Keime darin beschlossen. Auch in dehin offenbart sich der alte Spiritualismus. Es ist gerade das Um-

gekehrte von der Ansicht Homer's, welcher sagt, die Seelen der Helden seyen in die Unterwelt gesendet, sie selbst aber den Hunden und Vögeln zum Raube geworden: als ob der Körper das wahre Wesen und die Seele nur eine fremde Zuthat wäre. In der epischen und selbst in der alten gnomischen Poesie wird dehin fast immer durch mortalis nicht nur übersetzt werden dürfen, sondern müssen. Nun ist die Bl. G. zwar ein philosophisches Gedicht, aber, was nicht übersehen werden darf, im epischen Styl geschrieben. Es kann daher gar oft der Zweifel eintreten: muß dieses und jenes Wort, an dieser Stelle, nach dem strengen philosophischen Begriff, oder als ein Ausdruck des volksmäßigen Lebens gefaßt werden?"

Die Grammatik der Sanskritsprache ist von den Indiern selbst eifrig und mannichfach in zahlreichen Werken bearbeitet worden; mehrere dieser einheimischen grammatischen Werke sind auch in Indien gedruckt erschienen, aber für europäische Anfänger natürlich zu schwer und unbrauchbar. Für die Europäer sind bisher Grammatiken geliefert worden von den Engländern Colebrooke, Carey, Wilkins, Forster und Yates, und in Deutschland vom Herrn Professor Frank zu München. Jetzt hat Herr Professor Bopp zu Berlin in seinem Lehrgebäude, von welchem bisher zwei Abtheilungen erschienen sind, eine ausführliche Bearbeitung der Sanskritsprachlehre zu liefern angefangen. Sie zeichnet sich aus durch Klarheit und Bestimmtheit. Der Verfasser behandelt einige Gegenstände erschöpfender als die Engländer; die Wohllautsregeln, nach welchen die ursprünglichen Endungen der Sanskritworte häufig verändert werden, wenn gewisse Buchstaben unmittelbar auf sie folgen, hat er in großer Vollständigkeit entwickelt; bei der Declination hat er eine allgemeine Casuslehre aufgestellt, in welcher von jedem Casus im Besondern gehandelt und erklärt wird, wie derselbe nach Maßgabe der verschiedenen Ausgänge der Grundformen sich bilde. Er hat dieses gethan, damit der Anfänger in der Casusbildung das Wesentliche von dem Zufälligen sogleich unterscheiden, und jeden Casus sowohl in seiner vollkommnen Gestalt, wie auch in einzelnen Entartungen überschauen könne. Herr Bopp ist auch in einigen Puncten abgewichen von den englischen Grammatikern, und selbst von den indischen. Anstatt daß diese letztern im Paradigma den Nominativ vieler Worte mit dem Schriftzeichen wisarga, oder h, schließen lassen, wie nalah, indrah, setzt Herr Bopp diese Worte mit einem schließenden s in das Paradigma, wie nalas, indras. Er hat sich wegen dieser Veränderung allerdings auf erhebliche Gründe gestützt und gezeigt, daß durch sein Verfahren den Anfängern manche Verwechselungen in Betreff der ursprünglichen

Formen der Worte erspart werden. Auffallend bleibt es indeß immer, daß die indischen Grammatiker dennoch die Form mit dem wisarga wählten; diese Männer haben ihrer Sprache ein so emsiges Studium gewidmet, daß man fast voraussetzen darf, sie hätten die Form mit wisarga nicht ohne einigen Grund vorgezogen. Die Engländer schrieben in Uebersetzungen die indischen Namen, welche zu jener Gattung von Worten gehören, am Schlusse ohne das wisarga, und ließen sie also in den Vocal endigen, wie nalah, indrah. Schlegel und Bopp aber versehen auch in deutschen Uebersetzungen diese Namen mit jenem schließenden s, und schreiben daher jetzt in deutschen Texten nalas, indras. Allein sie verfahren hierin auch nicht consequent: denn wir finden bei ihnen die weiblichen Namen kesini, urwasi, welche doch nach derselben Regel geschrieben seyn müßten kesinis, urwasis. Daß sie uns wenigstens bei den Frauen diese Schlußzischlaute ersparen, darüber ist ihnen indeß gewiß nicht zu zürnen; es möchte vielmehr zu wünschen seyn, daß sie auch bei den Männern diese Zischlaute, deren die Engländer sich überhoben, nicht für nothwendig geachtet hätten. Als ein Grund für das den Männern angehängte s ist auch der Umstand angeführt worden, daß dieses s die männlichen Namen in kurz a unterscheiden würde von den weiblichen Namen in lang a. Männernamen und Frauennamen gleicher Endung finden sich indeß in den meisten Sprachen, und an mit a schließende Männernamen sind wir genug gewöhnt durch die Römer Cotta, Caecina, Catilina, Publicola und andere. Ich führe aber diesen kleinen Krieg gegen das von Schlegel und Bopp den indischen Männern wieder aufgehängte s nur deswegen, weil mich dünkt, daß die Namen ohne das s wohllautender sind als mit demselben. Die Indier selbst lehren uns durch ihre Verwandlung des am Schlusse stehenden s in wisarga, daß ein solches zu oft wiederkehrendes s übel klingt. Sehr schätzbare Untersuchungen über einzelne Puncte der Sanskritgrammatik von Humboldt und Schlegel finden sich in mehreren Aufsätzen der Indischen Bibliothek. Ein lexikographisches Werk hat in Deutschland der Doctor Rosen zu Berlin, ein Schüler von Bopp, begonnen, nämlich eine ausführlichere Bearbeitung der verba im Sanskrit. In seiner Schrift: „Corporis radicum sanscritarum prolusio“ (Berlin 1826) ist dieses Werk angekündigt worden.

Die Kenntniß der Sanskritsprache gewährt uns Erläuterungen und Berichtigungen der alten Nachrichten, welche die classischen Schriftsteller über Indien und die benachbarten Länder hinterlassen haben. Interessante Erläuterungen dieser Art hat Schlegel in der Indischen Bibliothek mehrere mitgetheilt. Ich will

eine davon, welche sich auf geographische, historische und mythologische Verhältnisse bezieht, als Beispiel anführen. Bekanntlich wird die nordwestliche Provinz Indiens, die heutiges Tages bei uns unter der persischen Benennung Pendschâb, d. i. Fünffluß, bekannt ist, von fünf großen Flüssen durchströmt, welche von Alexander erreicht wurden. Ueber die Art und Weise nun, wie die Griechen die Namen dieser Flüsse überliefert haben, und wie überhaupt Alexanders Genossen in der Geographie und Mythologie häufig verfuhren, bemerkt Schlegel folgendes: „Die alten Namen der fünf Flüsse des Penjab. Die fünf Flüsse, von welchen das Land am linken Ufer des obern Indus den Namen Penjab führt, folgen von Westen nach Osten in dieser Ordnung aufeinander: der Behut oder Jhylum, der Chinaub, der Ravey, der Beyah und der Sutuleje. Dies sind ihre Namen in den heutigen Mundarten des Landes; ich gebe sie, in Ermangelung eines besseren, nach der englischen Schreibung. Bei den Geschichtschreibern Alexanders des Großen heißen sie in derselben Ordnung: Hydaspes, Akesines, Hydraotes, Hyphasis und Hesidrus. Die Aufgabe wäre nun, diese Namen in indischen Quellen wiederzufinden und sie aus dem Sanskrit zu deuten; aber es ist die Frage, ob es uns gelingen wird. Zuvörderst tritt hier ein auffallender Umstand ein, den aber, so viel ich weiß, noch keiner von den neuern Geographen Indiens bei Erörterung der griechischen Berichte bemerkt hat: der zweite Name, Ἀκεσίνης, ist rein griechisch und bedeutet, der den Schaden heilt; buchstäblich, Heilschaden. Wie kommt nun ein indischer Fluß zu einem griechischen Namen? Fand sich etwa eine zufällige Aehnlichkeit, welche durch eine leichte Umgestaltung zu einer glücklichen Deutung benutzt ward? Dies ist wirklich dem Flusse Hiron ya-vâhus, der goldarmige, und Hiron' ya vâhos, der goldführende, begegnet, welcher als Ἐραννοβόας, der lieblichrauschende, so classisch lautet, daß er uns in den homerischen Gesängen nicht als fremd auffallen würde. Hesychius gibt uns die Auflösung des Räthsels durch folgenden kurzen Artikel: Σανδαροφάγος· ὑπὸ Ἀλεξάνδρου ποταμὸς μετωνομάσθη, καὶ ἐκλήθη Ἀκεσίνης. Der Fluß hieß also anders, aber Alexander ertheilte ihm aus seiner freien Vollmacht als Herrscher und Eroberer einen neuen Namen. Der alte gefiel ihm vermuthlich nicht, war ihm nicht wohlklingend genug, oder er fand gar etwas Unheilbedeutendes darin. Die auf — φάγος ausgehenden Zusammensetzungen sind der griechischen Sprache geläufig, und Ἀνδροφάγος, der Männerfresser, lag ganz nahe. Ein scharfsinniger Kenner der alten Geschichte hat mir die Vermuthung mitgetheilt, daß die Macedonier den Namen ihres Königs in der Volksmundart vielleicht

abgekürzt Xandros aussprachen, so daß in Sandrophagos etwas Drohendes gegen ihn selbst zu liegen schien. Ueberdies hatte er ja mit dem Akesines große Absichten: er wußte, daß dieser die Gewässer der übrigen Flüsse dem Indus zuführte; auf den Fluthen beider sollte Nearchus in den Ocean gelangen. Alexander schiffte sich auf dem Hydaspes ein, an dessen Ufer die Flotte erbaut war, und fuhr bis zu dessen Mündung in den Akesines hinab. Aber hier, wo die durch die Regenzeit angeschwellten Gewässer zwischen engen Felsenufern zusammentrafen, erlitt er große Gefahr und büßte an Mannschaft und Schiffen nicht wenig ein. Es ist wirklich als ob der tückische Flußgott für die angethane Gewalt sich hätte rächen und seines neuen Namens spotten wollen. Indessen hat Alexanders Machtgebot so gut gegolten, daß der Fluß dem ganzen classischen Alterthum sowie den neuern Erzählern der alten Geschichte immer der Akesines blieb. Nur ein Glossator hat uns aus dem Bericht eines Zeitgenossen oder eines späteren Geschicht- oder Reisebeschreibers die wirkliche Unterscheidung verrathen.

Auf den wahren Namen eines Flusses möchte uns so viel nicht ankommen, wenn nur die Einerleiheit des geographischen Gegenstandes feststeht; aber diese Anekdote, dieser Zug von Alexanders Verfahrungsweise ist wichtig für die Kritik seiner Geschichte. Es finden sich mehr dergleichen. Die letzte Niederlage erlitt Darius bei dem Flecken Gaugamela; dieser Name misfiel dem Ohr des Siegers, er nannte es die Schlacht bei Arbela, wiewohl dies fünf bis sechshundert Stadien von der Wahlstatt entfernt lag. Den Paropamisus nannte er den Kaukasus, warum? weil Hercules bis zu diesem Gebirge hindurchgedrungen war, um den Prometheus zu erretten. Als man im Indus Krokodile bemerkt hatte, schrieb er in kindischer Freude an seine Mutter, er habe die Quellen des Nils entdeckt. — Wer unnütze Mühe liebt, der möge nach solchen Proben das fabelhafte Nysa in der Wirklichkeit aufsuchen. Aus indischen Quellen wird es weder sachlich noch sprachlich nachzuweisen seyn. Alexander begehrte ein bacchisches Nysa, und man fand ihm eins. Da die nysäischen Gefilde bereits aus Thracien, wo sie beim Homer liegen, nach Arabien hingewandert waren, so konnten sie nun wohl durch einen neuen Schwung nach Indien gelangen. Es fehlte nicht viel, sagte Eratosthenes witzig genug, so hätten die Begleiter Alexanders auch den Schlauch wiedergefunden, worin Aeolus dem Ulysses die Winde einband. —

Wir kehren zum Akesines zurück. Die Angabe des Hesychius bestätigt sich vollkommen. Der wahre Name des Flusses war chandrabbâgâ, oder tschandrabhaga. Dieser Name ist

so classisch wie möglich, denn er steht im Amara-Koscha (lib. I, cap. II, sect. 3, Sl. 34), er konnte mit griechischen Buchstaben nicht wohl genauer geschrieben werden. Der erste Bestandtheil ist derselbe wie in dem Namen des chandra-guptas, Σανδρό-κυπτος; der zweite kommt, nur mit verschiedener Quantität der ersten Sylbe, in dem Namen eines indischen Königs vor: Σοφαγασῆνος, su-bbagasênas (vergl. Bd. 1, S. 248). Chandra heißt der Mond, bbâga, pars, portio. Auch in der neueren Zeit ist dieser Name noch nicht vergessen worden. Abul-fagel sagt in seinem Ayin-Akberi: „Ein anderer Fluß ist der Chinab, nach Chanderbakha genannt. Auf dem Gipfel der Gebirge von Khutwar entspringen zwei Quellen, wovon die eine Chander, die andere Bakha heißt. In der Nachbarschaft von Khutwar vereinigen sie ihre Ströme, und werden dann Chanderbakha genannt." Diese Erklärung lasse ich dahingestellt seyn. Wilson gibt in seinem Wörterbuche eine andere. Durch das Bisherige ist auch beiläufig eine Vermuthung des gelehrten Geographen Mannert beseitigt, der in dem Flusse Akes beim Herodot, durch die Aehnlichkeit des Lautes verführt, den Akesines oder heutigen Chinab zu erkennen glaubte. Wenn dieser Fluß vor Alexander dem Großen gar nicht Akesines hieß, so kann auch weder der letzte Name als eine Verlängerung von jenem, noch Akes als eine Verkürzung von Akesines betrachtet werden. —

Ich gehe nun zu den übrigen Flüssen fort. Nach obiger Probe würde man sich nicht wundern, wenn auch das Uebrige nicht zuträfe; indessen hat dabei nur eine bescheidnere Willkür statt gefunden, um dem fremden Namen den Schein des Hellenismus zu geben. Die indischen Lexikographen sind leider sehr karg mit geographischen Namen, und lassen dabei noch überdies alle örtlichen Bestimmungen weg. In einem noch ungedruckten, für die alte Erdkunde Indiens wichtigen Abschnitte des Maha-Bharatam, den Hr. Lassen nächstens mit einer ausführlichen Abhandlung herausgeben wird, werden die Flüsse des Penjab aufgezählt, und zwar von Osten nach Westen:

Pantscha nadjo wahantjetâ jatra piluwanadbahih
Satadrustscha wipâsâ tu tritijeirâwati tathâ
Tschandrabhâgâ witastâ tscha sindhuschaschtâ bahirgireh.

Ich überlasse meinem gelehrten Freunde die Erklärung des Uebrigen und hebe nur die Namen heraus. Vitastâ, der nächste am Indus, der Hydaspes. Dieser Name fehlt in Wilson's Wörterbuch. Er hat sich aber noch in neueren Zeiten im Andenken erhalten, und wird im Ayin-Akberi angeführt, nur mit der verderbten Schreibung Bedusta (Gladwin Ay. Akb. II, p. 132).

Andere Sanskritnamen sind vâhadhâ, saita vâhini (Am. Ko. ed. col. p. 61, sl. 32). Die Bestandtheile beider sind klar, aber von dem letzten finde ich die Beziehung nicht befriedigend angegeben. Vâhadâ, die Armgeberin, heißt der Fluß, weil ein Heiliger seine unbrauchbar gewordenen oder sonst eingebüßten Arme durch ein Bad darin wiedererhalten haben soll. Aus Vâhadâ ist das heutige Behat verderbt. Man kann zweifeln, aus welchem der beiden Namen, vitastâ oder vâhadâ, ὑδάσπης gebildet ist. Denn die beiden ersten Sylben des griechischen Namens ὑδα drücken so genau wie möglich die beiden letzten des indischen va-hadâ aus. Indessen ist es doch wahrscheinlicher, daß vitasta so verdreht worden. Wir werden die Sylbe vi, da der erste Buchstabe den Griechen fehlte, noch einmal durch ὑ ausgedrückt finden. Man hat in der ersten Sylbe ὑδ-άσπης den Anklang auf ὗδος, ὕδωρ, in den beiden andern auf eine häufige persische Endung von Personen- und Ortsnamen -ασπης gesucht. Der Fluß Choaspes war längst berühmt.

Den Akesines habe ich schon abgefertigt. Er hieß Chandrabhâgâ, die Griechen konnten es wissen, aber sie fragten nichts darnach; wenn einmal das Irrige ihrem Ohr und ihrer Einbildungskraft geschmeichelt hatte, so fanden die Berichtigungen wenig Eingang bei ihnen. Sie wußten auch, daß der Indus in der Landessprache Sindus, eigentlich sindhus hieß; Plinius sagt (VI, cap. 20): Indus incolis Sindus appellatus; der Verfasser der Umschiffung des erythräischen Meeres hat es noch genauer: Σίνϑος. Dennoch ist er immer der Indus geblieben, weil man es einmal von den Persern so gehört hatte, und wir müssen es nun auch so beibehalten. Der dritte Fluß abwärts vom Indus, der oder vielmehr die Airâvati, denn die indischen Flußnamen sind mit wenigen Ausnahmen weiblich; griechisch der Hydraotes oder Hyarotis. Der neuere Name Ravey ist vermuthlich aus dem Sanskrit abgekürzt. Der Elephant des Indras, zugleich einer von den Trägern des Erdbodens am nordöstlichen Ende, heißt Airâvata; daraus ist mit einer weiblichen Endung Airâvatî gebildet. Doch führt die weibliche Gefährtin des Airâvatas (in der indischen Mythologie sind auch die Weltelephanten, wie die Götter, von ihren Gattinnen unzertrennlich) noch einen andern Namen (Am. Ko. I, cap. I, sect. 2, sl. 6). Wie weit die brahmanische Mythologie um sich gegriffen hat, läßt sich daraus abnehmen, daß ein Hauptfluß der Halbinsel jenseit des Ganges, Iravaddy, auch der Fluß von Ava genannt, denselben Namen führt, wie jener im nordöstlichen Indien. In Ὑδραώτης scheint wiederum der Anklang von ὕδωρ, ὑδραίνω, gesucht zu seyn. Doch geben die Handschriften des Strabo Ὑαρώτις,

welches dem wahren Laute näher kommt. Der neueste deutsche Herausgeber war geneigt Ὑαρώτης zu schreiben, um es der Form des Namens beim Arrian anzunähern; aber die Endung auf -τις entspricht der indischen besser. Curtius, dessen Ansehn übrigens in geographischen Angaben äußerst gering ist, hat Hyarotes. Der vierte abwärts vom Indus ist die Vipâsâ, nach einer abgekürzteren Form Vipâs (Vgl. Am. Ko. das.). Der Name, die Entfesselnde, bezieht sich wieder auf eine Legende, die Wilson angibt. Es ist, mit Rücksicht auf die obige Bemerkung über die Sylbe vi, durch Hypasis ziemlich genau wiedergegeben. Diese Schreibung Ὕπασις hat vor der andern Ὕφασις den Vorzug. Die letzte findet sich beim Arrian; Plinius hat Hypasis, Strabo verderbter Weise Ὕπανις. Dieses hat Wesseling aus einem wunderlichen Einfalle an zwei Stellen des Diodor in den Text gesetzt, wiewohl an der einen die Autorität aller Handschriften, eine einzige ausgenommen, dagegen war. Welche Grundsätze haben denn die großen Philologen bei solchen Dingen befolgt? Sie werden vorsichtig handeln, wenn sie sich künftig bei Kennern der Sprache Raths erholen. Der letzte Fluß gegen Osten unter den fünf des Penjab ist die Satradru, heut zu Tage Setledge. Die Aussprache des alten Namens war schwankend; es findet sich Sitadru, auch Satudri; doch scheint jene Form, die auch in dem obigen Texte steht, die echteste zu seyn, weil sie die beste Bedeutung gibt, die hundertströmige. Dieser Fluß kommt, soviel ich weiß, bei keinem der ältern Schriftsteller vor, als beim Plinius (H. N. lib. VI, cap. 17), der ihn, nach griechischen Vorgängern ohne Zweifel, Hesidrus nennt. Die Endung ist beibehalten, der Anfang verändert, man sieht nicht warum, da alles ohne Schwierigkeit ausgedrückt werden konnte, wofern man nicht einen Anklang an geläufige Namen, Ἡσιόνη, Ἡσίοδος, suchte. Spätere Geographen geben die Namen genauer, jedoch scheint diese Berichtigung auf geographische Lehrbücher eingeschränkt zu seyn." Ich habe hier der Kürze wegen manche in den Zusammenhang verflochtene weitere Erörterungen und Beweise der aufgestellten Sätze weglassen müssen.

Die Kenntniß der Sanskritsprache bringt Licht in die sprachvergleichenden Untersuchungen, in die tiefere Erforschung des etymologischen Zusammenhanges zwischen der indischen, persischen, griechischen, lateinischen, germanischen und slavischen Sprache, in die Erkennung der Grundsätze und Ansichten, nach welchen überhaupt die sprachlichen Bezeichnungen der Begriffe gewählt und gebildet worden sind. Humboldt sagt: „Ohne möglichst gründliches Studium des Sanskrit ist weder in der Sprachkunde, noch in derjenigen Art Geschichte, die damit zusammenhängt, das Mindeste

auszurichten.“ Chezy bemerkt: „Das Studium des Sanskrit, blos für sich betrachtet, vernichtet beinahe alle etymologischen Systeme, welche man bis jetzt aufzubauen versucht hat. Dieses Studium ist durchaus unentbehrlich, um unsere Forschungen mit einiger Sicherheit in einem Labyrinthe zu leiten, wo man nur allzu oft nichts als Chimären angetroffen hat.“ Schlegel verspricht in der „Indischen Bibliothek“ die Herausgabe einer grammatischen und etymologischen Sprachvergleichung zwischen dem Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen, und den verschiedenen alten Mundarten des deutschen Sprachstammes, der gothischen, angelsächsischen, fränkischen, isländischen, welche durch eine systematische und vollständige Untersuchung des innersten Baues und der grammatischen Elemente jener Sprachen, die Verwandtschaft derselben nach ihrem wahren Wesen und den Graden ihrer Abstufung darlegen soll. Er sagt: „Quid igitur? Num origines linguarum Pelasgicarum et Germanicarum ab Indo et Gange repetere molimur? Minime quidem. Nullam harum ab altera derivatam dici posse censeo, sed omnes, deductis in contraria rivulis, ab eodem fonte fluxisse.“ In der „Indischen Bibliothek“ hat er manche einzelne schätzbare Beiträge zu diesen Untersuchungen geliefert. Bopp hat angefangen den Gegenstand zu behandeln in seiner Schrift: „Ueber das Conjugationssystem der Sanskritsprache,“ in seiner Abhandlung: „Analytical comparison of the Sanskrit, Greek, Latin and Teutonic languages,“ welche in den zu London erschienenen „Annals of oriental Literature“ enthalten ist, und in seiner Schrift: „Zergliederung des Sanskrit, und der mit ihm verwandten Sprachen;“ „Abhandlungen der berliner Akademie,“ 1824. Interessante Bemerkungen haben auch Hr. Schmithenner in seiner „Ursprachlehre,“ Frankf., 1826, und Hr. Lisch in seinen „Beiträgen zur allgemeinen vergleichenden Sprachkunde,“ erstes Heft, die Präpositionen, Berlin, 1826, mitgetheilt. Letzterer sagt richtig: „Die Etymologie kommt selten zu ihrem Zweck, wenn sie die Grundbestandtheile einer Sprache in derselben und durch dieselbe allein auffinden will; gewöhnlich sind diese Elemente so versteckt, daß man erst durch Mittelglieder auf die Gleichheit zweier Formen in verschiedenen Sprachen schließen kann.“ Als Probe der in der indischen Bibliothek gegebenen Beiträge führe ich Schlegel's Bemerkung über die Verwandlung des palatalen s der Sanskritsprache an. An der Stelle dieses s erscheint in den entsprechenden griechischen und lateinischen Wörtern ein Gutturalbuchstabe, im Griechischen meistens ein k, im Lateinischen ein c oder qu.

dasa.	δέκα.
sankha.	κόγχη.

dadarsa.	δέδορκα.
pasu.	pecus.
satam.	centum.
winsati.	viginti.
suni.	canis.

Der indische Vocal der ersten Sylbe dieses Wortes findet sich in der griechischen Form des Wortes *κύων, κυν-ός,* wieder. In den deutschen Sprachen erscheint statt jenes s oft ein h; daher der indische sasa bei uns als Hase übrig ist.

Eine ähnliche Bemerkung macht Lisch, indem er sagt: Die beiden Palatinen tscha und dscha der Sanskritsprache werden in den verwandten Sprachen oft durch einen aspirirten Labial ersetzt, nämlich f oder v und w; obgleich jenen die Gutturale näher stehen, und sie im Sanskrit selbst häufig in diese aufgelöst werden.

tschatur.	fidvor.	goth.	vier.
pantschan.	fimf.	goth.	fünf.
tschur.	fur.	lat.	stehlen.
tschar.	faran.	althochd.	gehen.
dschiw.	vivere.	lat.	leben.
dschala.	welle.	deutsch.	
tschal.	wallan.	althochd.	zittern.

Daß das griechische *τέσσαρες* und das deutsche vier einerlei Wort seyen, erscheint zuerst wenig glaublich; aber es wird deutlich, wenn man die verschiedenen Formen des Wortes in den verwandten Sprachen vergleicht, wie:

Sanskr.	tschatur.
Griech.	τέτταρες.
Lat.	quatuor.
Goth.	fidvôr.
Deutsch.	vier.
Pers.	tschehar.
Poln.	cztery.

Ueber eine Wurzel, welche im Sanskrit, im Griechischen und im Lateinischen die beiden Begriffe des Leuchtens und des Redens bezeichnet, sagt Schlegel: „Die beiden Begriffe des Leuchtens und des Redens lassen sich durch den gemeinsamen des Offenbarwerdens vermitteln. Aber unser Zeitalter, wenn es ein spracherfindendes wäre, würde nach seiner zergliedernden und sondernden Denkart diese Verwandtschaft schwerlich hervorgehoben haben. In den alten Sprachen ist sie unverkennbar niedergelegt. Dasselbe

Wurzelwort, nur aus einem Consonanten und einem Vocal bestehend, bedeutet im Sanskrit ausschließend leuchten, im Lateinischen ausschließend reden, und im Griechischen beides zugleich.

bhâ. fa-ri. φα-μι.

Es versteht sich, bei solchen Vergleichungen muß man im Griechischen die hörbaren Bestandtheile so auffassen, wie sie vor Einführung des Jonismus gewesen, und auch in andern Mundarten geblieben sind. Man wende nicht etwa ein, die beiden Bedeutungen seyen im Griechischen wesentlich verschiedenen Formen eigen, welche nicht auf dieselbe Wurzel zurückzuführen seyn möchten. Φαίνω steht in demselben Verhältnisse zu φαμι, wie βαίνω zu βαμι. Wollte man ferner sagen: φαίνω, φάος, φαεινὸς u. s. w. seyen nicht von φαμι, sondern von φάω abzuleiten, so läuft auch dieses auf eins hinaus. Denn die Conjugation der Zeitwörter auf ω ist nur eine später entstandene Form; die auf μι war ursprünglich die allgemeine. Hierüber kann ich mich vorläufig auf Hrn. Bopp berufen, wiewohl ich nicht in allen Puncten mit ihm übereinstimme, und es mir vorbehalte, die Beweise, in deren Besitz ich längst war, auf meine Weise auszuführen. Durch den häufigen Gebrauch, sowohl im gemeinen Leben, als in der epischen Poesie, hat sich φημὶ etwas abgenutzt, und daher mag es kommen, daß der Vocal in manchen Bildungen verkürzt wird, da er in den beiden andern Sprachen durchgängig lang bleibt. Dem fari wohnt eine gewisse Feierlichkeit bei; deswegen ist es vornämlich den Dichtern anheim gefallen, und vermuthlich war dies die Ursache, warum es defectiv geworden. Verschiedene Ableitungen, z. B. infans, fabula, facundia, beweisen jedoch einen vertraulicheren Gebrauch. Die Uebereinstimmungen in der Form der Conjugation ist vollkommen; das Wort gehört zu der besonderen Classe von Zeitwörtern (zu der zweiten Conjugation der indischen Grammatiker), welche die Biegungssylbe unmittelbar an die Wurzel anfügen, und daher im Präsens durchgängig zweisylbig bleiben.

Singularis.

1.	bhâmi.	φαμι.
2.	bhâsi.	φασι.
3.	bhâti.	φατι.

Pluralis.

1.	bhâmas.	φαμες.
2.	bhâtha.	φατε.
3.	bhânti.	φαντι.

Dasselbe gilt vom Lateinischen, nur mit der Einschränkung, daß das Wort blos in der Form des Mediums üblich geblieben ist. Auch manche Ableitungen sind einander auffallend ähnlich: bhâs, lux; φάος, contr. φῶς; fas, Licht und Recht. Das Wort ist im Lateinischen biegungslos, wie auch die Sache unbiegsam und unveränderlich war. Ferner bhâskaras, der Lichtwirker, die Sonne; φαοςφόρος, φωςφόρος, der Lichtbringer. Die Wurzel des zweiten Bestandtheils ist verschieden, aber die Form der Zusammensetzung ganz dieselbe. Fama und φήμη, das ist bekannt; man würde nur willkürlich annehmen, dieses Wort sey erst im literarischen Zeitalter von den Dichtern ins Lateinische übertragen worden; man findet echt lateinische Bildungen von ganz ähnlicher Art. Es gibt auch ein indisches bhâma (masc.), aber in anderer Bedeutung: lux, splendor, sol. — Fatum, ein Wort aus der alten priesterlichen Lehre, das Verhängniß, eigentlich das Ausgesprochene, von wem anders, als von der Gottheit? In dem griechischen θέςφατον ist bestimmt ausgedrückt, was bei jenem hinzugedacht werden muß. Auf den alten Gebrauch bei den Orakeln deutet ferner das homerische ὑποφήτης. Man hat auch Faunus und faustus durch Vermittelung des homerischen Frequentativs πιφαύσκω hierher ziehen wollen; diese Wörter möchte ich lieber a favendo ableiten. Wiewohl im Sanskrit das Grundwort und die unmittelbaren Ableitungen davon sich ausschließend auf den Begriff des Leuchtens beziehen, so finden sich doch Spuren von der vormals gemeinsamen Bedeutung. Die beiden Zeitwörter:

bhâs.	bhâsate.	lucet.
bhâsch.	bhâschate.	loquitur.

werden von den indischen Grammatikern in den Wurzelverzeichnissen aufgeführt, wie manche andere, die man schwerlich für Wurzeln im strengsten Sinne des Wortes gelten lassen kann. Das erste ist ausgemacht von dem Substantiv bhâs, lux, abgeleitet. Das zweite unterscheidet sich nur durch eine Variation der Aussprache, welche aber in der Absicht aufgebracht worden zu seyn scheint, um die beiden Bedeutungen auseinander zu halten."

Die sogenannten semitischen Sprachen, nämlich die hebräische, chaldäische, syrische, arabische und andere dahin gehörige, hat man in den neuesten Zeiten als mit den kaukasischen oder indisch-germanischen durchaus nicht verwandt betrachtet, anstatt daß man ehemals aus dem Hebräischen alles, und daher auch das Griechische und Lateinische ableiten wollte. Die neuere Ansicht ist auch gewiß richtig, so lange man den Begriff der Sprachverwandtschaft in der gewöhnlichen Geltung festhält. Allein der Grad der Ver-

wandtschaft ist zwischen den einzelnen verwandten Sprachen unstreitig sehr verschieden; es möchte für die sprachvergleichenden Forschungen zweckmäßig seyn, daß man gewisse Grade der Sprachverwandtschaft festsetzte und darnach bestimmte, welche Sprachen im ersten, welche im zweiten, welche in einem entfernteren Grade mit einander verwandt seyen. Es wird leicht zugegeben werden, daß die Verwandtschaft des Italienischen mit dem Spanischen von einer andern Art sey, als die Verwandtschaft des Lateinischen mit dem Deutschen, ungeachtet man sich bisher damit begnügt hat, von beiden Fällen zu sagen, es finde Sprachverwandtschaft statt. Ein entfernter Grad der Verwandtschaft nun ist vielleicht auch zwischen den semitischen und den kaukasischen Sprachen einzuräumen. Denn eine große Anzahl von Wurzeln ist in beiden Sprachstämmen mit gleicher Bedeutung vorhanden, wovon folgende Beispiele als Probe dienen mögen.

ar.	taur.	taurus.
—	karn.	cornu.
—	hamal.	Hammel.
—	feres.	Pferd.
—	kitt.	Katze.
hebr.	gedi.	hoedus.
—	ges.	Geis.
—	elef.	ἔλαφος.
ar.	mar.	mares. männlich.
—	ethel.	edel.
—	mâl.	mal. Reichthum.
hebr.	schen.	dens.
ar.	thedj.	Zitze.
—	wagna.	Wange.
—	erd.	Erde.
—	tera.	terra.
—	turb.	turf. engl.
—	eik.	Eiche.
—	rûch.	Ruhe.
—	rich.	riechen.
hebr.	ruach.	Rauch. griech. θυμός, sanskr. dhuma.
ar.	nadj.	naß. plattd. nat.
—	tâl.	tall. engl.
—	temel.	temul-entus.
—	mehel.	mähl-ig.
—	schereb.	sorb-eo.
—	gâ.	gehen. sanskr. gâ.
—	schôk.	suchen.

hebr.	mesek.	mischen.
—	eber.	über.
ar.	ubr.	Ufer.
—	beled.	Feld.
—	chûr.	kören.
—	gûd.	gut.
—	fâd.	baten, nützen.
—	karad.	kratzen.
—	horr.	Herr.
—	charab.	graben. γράφειν.
—	gebel.	Gipfel.
hebr.	hôr.	ὄρος.
—	ôr.	ἦρ.
—	jada.	εἰδέναι.
ar.	kâl.	καλέω.
—	hale.	halo.
—	lûch.	luceo.
—	salat.	schalten.
—	ferech.	freuen.
—	selek.	schleichen.
—	hân.	Hohn.
—	seleb.	schleppen.
—	teren.	Dirn.

Auch in den grammatischen Formen dieser Sprachen zeigen sich Verwandtschaften, deren Erörterung hier freilich übergangen werden muß.

Von der Sanskritsprache wende ich mich zur Sanskritliteratur, welche uns bekannt macht mit der Religion, der Philosophie, der Geschichte, der Gesetzgebung, den Sitten, der Geistesbildung, der Dichtkunst der alten Indier. Diese Gegenstände haben aus mehreren Gesichtspuncten ein wissenschaftliches Interesse, und daher kann auch das Studium der Sanskritliteratur nicht ohne Reiz und Nutzen seyn.

Die Religion der alten Indier kann in ihrer wahren und ursprünglichen Beschaffenheit, wie schon oben bemerkt worden, nur aus der eigenen Literatur des Volkes erkannt werden, und alles, was europäische Reisende und Missionare hierüber berichten, kommt gar nicht in Betracht gegen das, was jene Quellen lehren. Die Religion der Indier hat ihren Einfluß auf die Bildung der Völker weit erstreckt, nicht blos auf die Halbinsel diesseit des Ganges, sondern auch auf die jenseit des Ganges, auf Tibet, die Mongolei und China bis nach Sibirien, und südlich bis nach Jawa und Pali. Der Glaube an die Einheit des höch-

sten Wesens lag dieser Religion zum Grunde, aber sie personificirte göttliche Kräfte, Wirkungen und Helden der Erde zu göttlichen Wesen. Sie erlitt im Laufe der Zeit große Veränderungen; die Verehrung bisher unbekannter Götter ward eingeführt; verschiedene Religionssysteme entstanden, berührten sich feindlich und suchten sich ein Gebiet zu erwerben. Wiewohl wir diese allgemeinen Thatsachen kennen, so wissen wir doch bis jetzt nichts Genaues und einigermaßen Vollständiges über die Schicksale der indischen Religion. Hat man gleich bei uns versucht Darstellungen dieses Gegenstandes zu liefern, so beruhen sie doch auf sehr unzureichenden Grundlagen. Wären, wie es bei so manchen wissenschaftlichen Fragen der Fall ist, gar keine bedeutenden Quellen für den Gegenstand vorhanden, so würde das Unternehmen, solche Darstellungen jetzt zu liefern, noch mehr gerechtfertigt seyn. Denn wenn die Kenntniß der Quellen abgeschlossen ist, so bleibt nichts übrig, als daraus zu machen, was man kann. Mislicher aber wird nun jenes Unternehmen dadurch, daß wirklich eine große Anzahl noch unerforschter Quellen der indischen Religionsgeschichte in der Sanskritliteratur vorhanden ist, und daß man nach dem jetzigen Stande der Studien eine jährlich wachsende Kenntniß jener Quellen voraussetzen muß. Es scheint in dieser Sache doch unumgänglich nothwendig zu seyn, daß man zuvörderst den Inhalt der Wedas genau kenne; und die Ausführung dieses Punctes allein erfordert noch viele Arbeit und Zeit. Indeß sind doch diejenigen, welche schon jetzt Schilderung und Geschichte der indischen Religion uns geben, doch nicht durchaus zu tadeln; sie bemühen sich wenigstens das bis jetzt bekannt Gewordene in einen Zusammenhang zu bringen. Nur ist ihnen wahrscheinlich zu rathen, daß sie über viele Puncte nicht absprechen, sondern sich hypothetisch ausdrücken. Dadurch daß die indische Religion sich in die östlicheren Länder Asiens verbreitete, ist auch die Sanskritsprache in diese Gegenden verpflanzt worden. Sie erscheint als Palisprache wieder in der Halbinsel jenseit des Ganges, worüber wir neulich Untersuchungen erhalten haben von Burnouf und Lassen in der Schrift: „Essay sur le Pali," Paris, 1826; sie erscheint auf Jawa wieder als Kawisprache, wie besonders der Engländer Stamford Raffles in seiner „Beschreibung von Jawa" vor einigen Jahren gezeigt hat.

Die Philosophie der Indier hat gleichfalls Perioden verschiedenen Charakters durchlebt und divergirende Systeme in sich entstehen gesehen. Die Namen dieser Systeme, wie Sankhya, Nyaja, Mimansa, Joga und andere, werden häufig erwähnt, und über jedes derselben sind zahlreiche Schriften in der Sanskritliteratur vorhanden. Hr. Colebrooke, der erfahrenste Forscher in

den indischen Studien, hat uns neulich eine schätzbare Charakteristik dieser Systeme geliefert im ersten Bande der „Verhandlungen der asiatischen Gesellschaft zu London;“ aber es ist noch Anlaß zu näheren Erörterungen genug vorhanden. Zur Philosophie der Indier darf auch das von Schlegel in der Schrift Nr. 1 herausgegebene, durch frühere Uebersetzungen unter uns schon bekannte Gedicht „Bhagawad Gita“ gezählt werden. Das in diesem Gedichte über den Werth des Handelns im Leben und über die beschauende Yogalehre geführte philosophische Gespräch wird durch den eben bevorstehenden Ausbruch einer Schlacht veranlaßt. Das Heer der Pandus und das Heer der Kurus, welche blutsverwandt mit einander sind, stehen im Gefilde Kurukschetra gegen einander gereihet, und schon beginnen die Geschosse zu fliegen. Der junge Held Ardschuna steht im Heere der Pandus und sieht die Blutsfreunde vor sich, gegen welche er nun das Schwert zücken soll. Da sträubt sein Herz sich diese That zu vollführen, und Muthlosigkeit befällt ihn; seine Muthlosigkeit entspringt aus einem sittlichen Gefühle; es ist die übelste aller Vorbedeutungen, seine nächsten Blutsfreunde bekämpfen zu sollen. Da spricht er zu Krischna: haud cupio victoriam, Krishna, neque imperium, nec voluptates. Quorsum nobis imperium, Vowie? quorsum opes vel vita etiam? Quorum gratia cupiuntur nobis imperium, opes voluptatesque, ii ipsi ad pugnam congressi sunt, anima divitiisque suis projectis: magistri, patres, filii, aviqne itidem, avunculi, soceri, nepotes, levires, nec non agnati. Istos caedere nolo, vel maxime caedentes, o Madhuis interfector! ne mundo quidem tergemino imperandi gratia, nedum propter orbem terrarum. Es folgt darauf das Gespräch zwischen Ardschuna und Krischna, über welches Humboldt sagt: „Es scheint mir gewiß, daß diese Episode des Mahabharata das schönste, ja vielleicht das einzige wahrhaft philosophische Gedicht ist, das alle uns bekannte Literaturen aufzuweisen haben. — Daß aber in der Gita von dem doppelten Charakter der Yogalehre, dem religiösen und praktischen, mehr und vorzüglich der letztere der Sankhyalehre entgegengesetzt wird, entspringt aus der Natur dieses Gedichtes selbst. Es ist kein abgesondertes philosophisches Werk, sondern eine Episode einer Epopöe. Der dem Streit entsagende Arjunas, eine in dieser Stimmung wohl nie sonst geschilderte Heldengestalt, soll überzeugt werden, daß er streiten muß. Darum muß ihm die Nothwendigkeit und die Schuldlosigkeit des Handelns, des Kämpfens, ja des Mordens vorgelegt werden, und nie ist das wohl mit größeren, mehr umfassenden und zur tiefsten Ansicht des Seyns und Nichtseyns hinabsteigenden Argumenten ge-

schehen. Darum kehrt in den abstractesten Theilen der Untersuchung immer der Aufruf zum Kampfe wieder, und erhöht durch diesen Contrast selbst die poetische Wirkung." Eine sehr schöne und klare Darstellung des Inhalts dieses Gedichtes haben wir in Humboldt's Abhandlung über die Bhagawad Gita, Berlin, 1826, erhalten. Das Sankhjasystem oder rechnende System scheint das schließende, speculirende zu seyn, und Schlegel drückt es daher durch disciplina rationalis aus. Das Jogasystem ist das anschauende, in die Betrachtung des Ewigen sich vertiefende; Schlegel drückt es aus durch devotio.

Die Geschichte der alten Indier, die frühere Beschaffenheit der bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen dieses Volkes werden aus mannichfaltigen Theilen der Sanskritliteratur Aufklärungen erhalten. Sowie die homerischen Gesänge Folgerungen in Betreff des früheren Zustandes des griechischen Volkes gewähren, ebenso erlauben dieses auch die alten indischen Heldengedichte Ramajana und Mahabharata in Betreff der Angelegenheiten Indiens. Herr Remusat und Andere haben darauf aufmerksam gemacht, wie die Puranas für die ältere Geschichte und Geographie Indiens benutzt werden können. Für die Verhältnisse eines späteren Zeitalters geben die im Lande an manchen Orten noch vorhandenen Sanskritinschriften manche Bestimmungen. Daß die Sanskritliteratur Werke enthalte, welche als schriftstellerische Erzeugnisse ein Interesse haben, welche mit dichterischen Reizen geschmückt sind, ist ziemlich anerkannt, und in den vorliegenden Schriften sind hierfür manche neue Beweise gegeben. Indische Werke, welche in dieser Beziehung Werth haben, werden noch in großer Anzahl bekannt gemacht werden können, und bei dem jetzigen Stande des Sanskritstudiums gewiß bald bekannt gemacht werden. In Paris ist man beschäftigt, unter Aufsicht Chezy's den Originaltext des Schauspieles Sakontala herauszugeben. In Calcutta arbeitet Herr Wilson, der verdiente Herausgeber des Gedichtes Maghaduta oder der Wolkenbote und des Sanskritwörterbuches, an einer Ausgabe mehrerer anderer Schauspiele, wie Wikrama und Urwasi, Malati und Madhawa, Ratuawali, Uttara rama tscharitram, oder die späteren Schicksale des Rama. Schlegel hat über diese Schauspiele aus einem Briefe von Wilson einige nähere Nachrichten im zweiten Bande der „Indischen Bibliothek" gegeben, und auch allgemeine Bemerkungen über das indische Schauspiel hinzugefügt.

Es kann nicht die Absicht dieses Aufsatzes seyn, hier alle einzelnen Arbeiten, welche in der neuesten Zeit bei uns für die Erforschung des indischen Alterthumes geliefert worden sind, anzuführen und genauer zu beschreiben. Der Hauptzweck war nur,

auf einige aufmerksam zu machen, welche zeigen können, daß das indische Studium nicht ohne Werth und Nutzen sey.

Herr Professor Otmar Frank, früher zu Würzburg, jetzt zu München, hat sich gleichfalls seit mehreren Jahren bemüht uns die Sanskritliteratur zugänglicher zu machen, und dabei weder Arbeiten noch Kosten gescheut. Er gab zuerst in den Jahren 1820 und 1821 zwei Bände einer Sanskritchrestomathie heraus, und ließ ihnen im Jahr 1823 eine Sanskritgrammatik folgen. Diese Werke lieferte der Verfasser mit Hülfe der Lithographie, und die Darstellung der darin mitgetheilten Originaltexte ließ in der Sauberkeit und selbst in der Deutlichkeit freilich manches vermissen. Später hat nun der Verfasser, um diesem Uebelstande abzuhelfen, auf eigene Kosten sich auch einen Typendruck der Dewanagarischrift eingerichtet, und mit diesem neulich das erste Heft einer Zeitschrift Wjasa, welche Gegenstände der Sanskritliteratur behandeln soll, geliefert. Dieser Typendruck ist recht gut und deutlich; doch scheint er mir das Ebenmaß und die Schärfe des durch Schlegel eingerichteten nicht ganz zu erreichen. Auch ist der Abdruck, wenigstens in den Exemplaren der Zeitschrift, welche ich gesehen habe, blasser gerathen, als die Schrift in den zu Bonn und Berlin gedruckten Werken; dieser Umstand mag indessen nur im Papier oder in der Druckerschwärze seine Ursache haben. Wenn den Werken von Frank noch etwas zu wünschen wäre, so ist es meiner Meinung nach größere Klarheit und Einfachheit der Darstellung, größere Präcision des Ausdruckes. Mit wenigen, aber treffenden Ausdrücken bezeichnet man die Ideen gewöhnlich am schärfsten und einleuchtendsten. Den Uebersetzungen von Originaltexten, besonders philosophischen, welche Herr Frank gibt, wäre größere Verständlichkeit zu wünschen, und zugleich eine weitere Erörterung, damit der Leser im Stande sey sich in den Gedankenkreis des indischen Schriftstellers zu versetzen und zu erkennen, in welchem Zusammenhange eigentlich diese philosophischen Stücke mit dem übrigen Theile des Systemes stehen. Auch ist es gewiß nothwendig, zuvörderst die Originaltexte mit großer Zurückhaltung und Vorsicht zu behandeln, und durchaus nicht mehr aus ihnen zu folgern, noch etwas in sie hineinzulegen, was nicht mit Sicherheit nach einer einfachen Erklärung aus ihnen entnommen werden kann. Sonst wird jeder seine Lieblingsmeinungen darin wiederfinden können. In der Zeitschrift „Wjasa" hat der Verfasser einen etwas polemischen und selbst geringschätzigen Ton gegen die Arbeiten von Schlegel und von Bopp angenommen, welche freilich früher Mängel der Werke von Frank gerügt haben. In solchen Angelegenheiten bleibt es immer das Zweckmäßigste und auch das für

den Verfasser selbst Gerathenste, sich nur streng an die Sachen zu halten, und diese entweder zu rechtfertigen oder aufzugeben, und dagegen allgemein und unbestimmt angreifende Ausdrücke zu vermeiden, welche den Gegner zur Erwiederung reizen. In einem erst beginnenden Studium kann es noch weniger der Sache förderlich seyn, daß die daran Arbeitenden sich einander herabzusetzen suchen. Gewiß wird auch Herr Frank, aus Rücksicht hierauf, bald auf die bessere Art des Streitens sich beschränken; man kann nur dabei gewinnen, selbst wenn der Gegner ein anderes Verfahren befolgte.

J. G. L. Kosegarten.

XI.

Die Sprache der Angelsachsen.

Angelsaksisk Sproglaere, tilligemed en kort Laesebog ved R. K. Rask. Stockholm, 1817. Kl. 4.

The elements of Anglo-Saxon grammar, with copious notes, illustrating the structure of the saxon and the formation of the english language; and a grammatical praxis, with a literal english version, to which are prefixed remarks on the history and the use of the Anglo-Saxon, and an introduction on the origin and the progress of alphabetic writing etc. By the Rev. J. Bosworth. London, 1823. 8.

Deutsche Grammatik von Dr. Jacob Grimm. Erster Theil. Zweite Ausgabe. Göttingen, 1822. 8. Zweiter Theil. Göttingen, 1826. 8.

Wie bei den Griechen und Römern, zeigte sich auch bei den Völkern germanischen Stammes das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Muttersprache erst ziemlich spät. In Deutschland finden wir zur Zeit der Reformation, als für die Wissenschaften überhaupt ein neues regeres Leben zu erblühen begann, die ersten Spuren davon. Vorzüglich wurden zwei Umstände, die zugleich den Forschungen der Gelehrten eine doppelte Richtung gaben, unabhängig von einander die Veranlassung, der Muttersprache eine größere Aufmerksamkeit zu widmen. Eine praktische Richtung erhielt das Sprachstudium durch den Umstand, daß im sechszehnten Jahrhundert, besonders durch die lutherische Bibelübersetzung, die südsächsische Mundart zur alleinigen Schriftsprache und somit zur Sprache der gebildeten Stände erhoben worden war. Denn dadurch wurden

Viele, denen ursprünglich eine andere deutsche Mundart eigenthümlich war, genöthigt diese Schrift- und Büchersprache gleich einer fremden Sprache zu erlernen. Dieses und der immer häufiger werdende Verkehr mit den Nachbarländern gab zur Ausarbeitung mehrerer deutschen Grammatiken Veranlassung, die jedoch weniger die Aufsuchung der innern Sprachregel, als das Einüben der allgemeinsten Sprachformeln zum Zweck hatten. Sie sind deswegen für die Wissenschaften nur von einem geringen Interesse. Wichtiger ist die andere Richtung, welche die Sprachforschung in derselben Zeit nahm. Mit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften im sechszehnten Jahrhunderte erwachte auch für das Studium der Geschichte ein neuer Eifer. Die staats- und kirchenrechtlichen Fragen, welche durch die Reformation in Anregung gekommen waren, führten auf die Grundlagen unserer Staats- und Kirchenverfassung zurück. Man fing an, die unzähligen Ueberreste unserer Vorzeit zu sammeln und zu ordnen, und es wurden dabei auch manche Denkmäler der ältern deutschen Sprache, die zu einem genaueren Studium derselben einluden, an das Licht gezogen. Wenn indeß auch diese Studien weniger unmittelbar für Erkenntniß der ältern und neuern deutschen Mundarten Gewinn brachten, als indem sie uns viele der wichtigsten Quellen zu künftigen Forschungen erhielten und zugänglicher machten, so ist dies wohl weniger den Männern, die sich jener Arbeit unterzogen, als der Schwierigkeit, die in der Sache selbst liegt, zuzuschreiben. Da der deutsche Sprachstamm in mehrere nach Zeit und Gegend geschiedene Zweige und Mundarten zerfällt, so kam es nicht allein darauf an, die einzelnen Sprachen und Denkmäler von allem Fremdartigen auszuscheiden und in ihrer reinen Individualität aufzufassen, sondern auch sie nach ihren Charakteren und Verwandtschaften zu ordnen und die so gewonnenen Resultate in ein Gemälde zusammenzustellen. Der eine oder der andere Weg, einseitig verfolgt, kann nicht zum Ziele führen. Wollte man immer nur das Particuläre auffassen und in die geheimsten Gänge singulärer Bildung zu verfolgen suchen, so müßte man die Sprache so in's Unendliche zerspalten und zersplittern, daß am Ende nichts mehr übrig bliebe, was sich festhalten ließe. Die unendliche Masse von Einzelnheiten würde den Blick des Forschers mehr verdunkeln als schärfen. Von der andern Seite aber muß ein zu frühes Streben nach Allgemeinheit nothwendig zur Oberflächlichkeit führen. Bevor die Verhältnisse und Verwandtschaften der einzelnen Sprachen und Mundarten ergründet, die Grundsätze, wornach die Uebergänge von einem Dialekt in den andern beurtheilt werden müssen, aufgedeckt, und die Umwandlungen, welche Wurzeln und Beugungen in verschiedenen Zeiten und Gegenden erfahren haben, nachgewiesen sind, müssen alle Bemühungen, den

germanischen Sprachstamm in seiner Totalität zu erkennen, nichtig bleiben.

Den ersten Versuch einer historischen Bearbeitung der germanischen Sprachen machte der Engländer Hickes am Ende des 17ten Jahrhunderts. Von der angelsächsischen Sprache ausgehend, dehnte er in seinem „Thesaurus lingu. vett. septentrionalium" seine Forschungen auf die isländische oder altnordische, die fränkisch-deutsche oder althochdeutsche und die möso-gothische Grammatik aus, und er umfaßte so bei seinen Untersuchungen wenigstens eine Mundart von jedem der drei Hauptzweige des germanischen Sprachstammes. Wie wenig er aber im Ganzen in den Charakter dieser Sprachen eingedrungen war, zeigt wohl nichts mehr, als daß er die gothische Sprache zugleich mit der angelsächsischen als die ihr zunächst verwandte Mundart abhandelte. Denselben Fehler beging später auch Lye in seinem großen angelsächsischen Lexikon. Wäre man indeß nur auf dem von Hickes betretenen Wege weiter fortgeschritten, so würde man bald über diese Mängel hinaus zu einer gründlichern Kenntniß der Grammatik gelangt seyn. Die Engländer bis auf die neueste Zeit herab ließen sich aber an den durch ihn gewonnenen Resultaten genügen, und auch in Deutschland waren die Fortschritte nur gering. An brauchbaren Bearbeitungen einzelner Quellen haben wir allerdings in den letzten Decennien vieles gewonnen, über alle Zweige des germanischen Sprachstammes verbreitete sich aber fast nur Fulda. Und so blieb es der neuesten Zeit aufbewahrt, diese große Aufgabe ihrer endlichen Lösung näher zu bringen.

Nachdem das Studium der griechischen und lateinischen Sprachen zu der Vollkommenheit gediehen war, daß man zunächst keine neuen bedeutenden Entdeckungen weiter erwarten durfte, wandten sich viele der ausgezeichnetsten Sprachforscher mit regerem Eifer dem Oriente zu, und verbreiteten von dort aus über das Wesen und den Charakter der europäischen Sprachen ein neues Licht, indem sie den tiefen Zusammenhang des Sanskrit und einiger ihm verwandten Mundarten mit dem germanischen, griechischen, lateinischen, lettischen, slavischen und celtischen Sprachstamme auf die überraschendste Weise darthaten. Der höhere Gesichtspunct der hierdurch für Linguistik im Allgemeinen und für das Studium unseres Sprachstammes insbesondere gegeben wurde, erweckte bald in dieser Wissenschaft ein regeres Leben. Da es den Orientalisten an einer gründlichen Kenntniß gerade der ältesten Sprachen germanischer Zunge gefehlt hatte, wurde es die nächste Aufgabe der germanischen Sprachforscher, ihnen von dieser Seite entgegenzuarbeiten und so die noch vorhandene Lücke auszufüllen. Unter den Gelehrten, welche diesen Weg mit Auszeichnung betraten, nennen

wie hier nun Rask und Grimm. Der erstere, ein Däne, hatte seinen Beruf zu dieser Arbeit schon im Jahre 1814 durch seine Preisschrift „Ueber den Ursprung der altnordischen oder isländischen Sprache“ hinreichend bewiesen *). Er verglich in diesem Werke das Isländische mit dem Grönländischen, Keltischen, Baskischen; Finnischen, Slavischen, Lettischen und Trakischen. Ueber den Zusammenhang mit den asiatischen Sprachen, namentlich dem Sanskrit und dem Persischen, wagte er hier noch nicht sich bestimmter auszusprechen. Später unternahm er eine Reise über Finnland und Rußland in das Urland unseres japetischen Sprachstammes, um durch Forschungen an Ort und Stelle seine Ansichten weiter zu begründen. Die Resultate dieser Reisen sind noch nicht bekannt geworden, außer so weit es gelegentlich in einer Abhandlung, die Rask der skandinavischen Literaturgesellschaft in Kopenhagen vortrug, geschehen ist.

Indeß verdanken wir diesem Gelehrten auch jetzt schon nicht geringe Beiträge zur Förderung unserer Wissenschaft. Im Jahre 1811 gab er eine „Isländische Grammatik“ heraus, von der im Jahre 1818 zu Stockholm eine neue Ausgabe in schwedischer Sprache erschien, wozu 1819 noch ein Lesebuch kam. Die Verdienste des Verfs. um angelsächsische Grammatik haben wir weiter unten genauer zu würdigen. Seine neueste Arbeit ist eine „Friesische Grammatik,“ von der Grimm in den „Gött. gel. Anzeigen“ Nachricht gibt.

Der ferneren Beziehungen unserer Sprache und der Verzweigungen des japetischen Sprachgeschlechtes sich nicht weniger bewußt als Rask, beschränkte Grimm seine Untersuchungen zunächst blos auf den germanischen Sprachstamm. Hier aber befolgte er einen weit umfassendern Plan, als irgend ein Bearbeiter dieser Sprachen vor ihm. Man kann ihn als den Begründer einer wahrhaft historischen Behandlung der Grammatik ansehen. Indem er die nach Volksstämmen und Zeiträumen getheilten Hauptsprachen germanischen Geschlechts mit und neben einander abhandelt, läßt er sich dieselben zum gegenseitigen Correctiv dienen. Besonders benutzt er die ältern Denkmäler, um da, wo die Abgeschliffenheit der lebenden Sprachen Wurzel, Ableitung, Composition und Flexion in einander zerfließen oder gar verschwinden läßt, die sinnlich stärkere und kräftigere Form der ältesten Sprache zu ergründen. Diese verfolgt er dann von ihren frühesten Spuren an durch alle Umwandlungen des Dialekts und der Zeit bis zu ihrem jetzigen Standpuncte herab, und er gewinnt so einen sicherern Maßstab zur Beurthei-

*) Sie wurde erst im Jahre 1818 zu Kopenhagen gedruckt unter dem Titel: „Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse.“

lung der lebenden Sprachen, als eine Untersuchung, die nur von diesen ausgeht, und ohne eine historische Grundlage, irgend darbieten kann. — Das Eigenthümliche der Grimm'schen Bearbeitung stellt sich hierdurch von selbst dar; es ist der Gedanke, „daß auch in der Grammatik die Unverletzlichkeit und Nothwendigkeit der Geschichte anerkannt werden müsse."

Doch wir brechen hier ab, um dem Zwecke dieser Abhandlung selber näher zu treten. Die wenigen Bemerkungen über die bisherige Methode der Gelehrten bei Bearbeitung der germanischen Sprachen werden hinreichen, uns für die Behandlung der angelsächsischen Sprache den rechten Standpunct anzudeuten. Es sind hier dieselben Aufgaben zu lösen, welche oben für das Sprachstudium im Allgemeinen gestellt wurden. Die angelsächsische Sprache ist ein Zweig des germanischen Sprachstammes, und kann nur in Verbindung mit diesem erkannt werden. Hier sind die Principien, die Grundpfeiler des Sprachbaues zu suchen, an die sich dann die Eigenthümlichkeiten der besondern Mundart mit ihren feinern Nuancen anschließen. Von den allgemeinen Elementen des germanischen Sprachstammes muß also der Grammatiker ausgehen, und zwar ist es hier die Aufgabe desselben, zuerst den germanischen Sprachstamm im Allgemeinen von den übrigen Sprachen auszuscheiden, und dann in diesem Stamme die einzelnen Zweige und Sprachen zu trennen und dem Angelsächsischen die rechte Stelle unter ihnen anzuweisen. Ich gebe über diesen Gegenstand die Resultate der Rask'schen und Grimm'schen Untersuchungen. Rask hat sich darüber sowohl in seiner Preisschrift „Ueber den Ursprung der altnordischen Sprachen" als in der Vorrede zu seiner „Angelsächsischen Sprachlehre" ausgesprochen. Eine kurze Uebersicht von den Verzweigungen des ganzen japetischen, oder wie er es dort noch nennt, sarmatischen Sprachgeschlechts gibt er in einem Briefe an Nyerup, im Mai 1819 von Petersburg aus geschrieben, der zuerst in dem „Magazin for Rejsejagttagelser" B. 1, (Kopenh., 1820) und dann deutsch in von der Hagen's Uebersetzung der Rask'schen Schrift „Ueber das Alter und die Echtheit der Zendsprache und des Zendavesta," (Berlin, 1826) abgedruckt worden ist. Grimm hat seine Ansichten am Schlusse seiner Grammatik weitläufig auseinanderzusetzen versprochen. Die Grundzüge davon sind jedoch in dem ganzen Plane seines Werkes, sowie aus einzelnen Recensionen, vorzüglich in den „Gött. gel. Anzeigen," zu erkennen.

In dem mittlern Europa bemerken wir vier große scharfgeschiedene, obgleich zu Einem Geschlechte gehörige Völkerfamilien, die sich in verschiedenen Strömungen über das Land ergossen zu haben scheinen, die Kelten, Germanen, Letten und Slaven. Die ersteren, die Kelten, erscheinen zuerst auf der Bühne, und sie mö-

gen ziemlich den ganzen mittlern Theil unseres Festlandes eingenommen haben. Zum Theil trafen sie da wohl mit finnischen Völkerschaften zusammen, die sich früher weiter nach Süden herab erstreckt haben müssen, wie unter andern auch die Stellung der Ungarn, die zu diesem Geschlechte gehören, beweisst. Wahrscheinlicher wird dies durch die vielen finnischen Bestandtheile, die wir nach Rask noch jetzt in den keltischen Sprachen entdecken. Die Germanen, die zunächst ihnen Europa überschwemmten, drängten die Kelten in die westlichern Gegenden, erst bis über den Rhein und auf die britischen Inseln hinüber, dann fast ganz vom festen Lande hinweg. Die Germanen sind noch jetzt das herrschende Volk in Europa; sie dehnten sich mit gleicher Macht nach Norden, nach Süden und nach Westen hin aus. Nur im Osten erlagen sie einem ähnlichen Schicksale, wie vor ihnen die Kelten. Sie wurden von slavischen Völkern, zu denen die Wenden, Polen, Böhmen, Slavonier und Russen gehören, bis an die Elbe zurückgedrängt, und erst später gelang es ihnen bis über die Oder wieder vorzudringen. Hier trafen sie mit einer vierten Völkerfamilie, die jedoch ebenfalls der japetischen Volksrasse angehört, zusammen. Die Letten, zu denen die alten Preußen, die Lithauer und die eigentlichen Letten gehören, wurden von ihnen zum Theil besiegt, zum Theil unterlagen sie den Slaven; ihre Selbständigkeit haben sie nirgends behauptet.

Da die Slaven und Letten nie mit den Angelsachsen in engere Berührung kamen, können sie hier füglich außer Acht gelassen werden. Nur über die Kelten will ich noch einige Worte hinzufügen. Man theilt sie in zwei Hauptstämme, die Briten und Galen. Zu dem britischen Stamme rechnet man die alten Gallier, auf eine Bemerkung in Tacitus Leben des Agricola (c. 11) gestützt, wo er von den Briten sagt: „Gallis similes esse," und namentlich in Beziehung auf die Sprache: „sermo haud multum diversus." Gallische Denkmäler, aus denen wir ein bestimmteres Urtheil über die Sprache fällen könnten, besitzen wir nicht. Der Stamm der Briten zerfällt in den der Waliser, der Kornwaliser und Bretagner, in dem ehemaligen Armorika. Sehr abweichend von der Sprache dieser Völker ist das Galische. Es zerfällt wiederum in mehrere Mundarten, die irische im jetzigen Irland, die ersische in den schottischen Hochlanden, und die mankische auf der Insel Man. Die galische Sprache soll vieles Kantabrische von einer aus Spanien eingewanderten Kolonie aufgenommen haben, und dieses von der einen Seite, und der Einfluß des Lateinischen auf das Britische auf der andern Seite, wird als die Ursache der großen Verschiedenheit zwischen beiden Stämmen angesehen.

Wie die keltische Volksclasse, zerfällt auch die der Germanen in zwei Stämme, welche wir hier den nordischen oder skandinavischen und den deutschen Volksstamm nennen. Man hat über diese Bezeichnung sowie über die der ganzen Volksclasse viel gestritten. Die Engländer und Dänen gebrauchen das Wort Gothen oder Scythen als die allgemeinere Bezeichnung und theilen diese in Skandinavier und Germanen ab. Der Name Scythen ist aber zu allgemein, denn er umfaßt alle barbarischen Völkerschaften, die den Griechen nördlich wohnten (πρὸς Βοῤῥᾶν, Strabo rer. geogr. I, p. 34). Die Gothen waren aber ein einzelnes Volk germanischen Geschlechts, und ihr Name darf also nicht auf dieses ausgedehnt werden. Rask führt für diese Bezeichnung an, daß sich die Gothen im Norden und Süden auf gleiche Weise verbreitet hätten und daß sie sämmtliche germanische Stämme gewissermaßen zu umschließen schienen. Allein durch die zufällige Verbreitung dieses Volkes kann der obige Einwurf doch auf keine Weise beseitigt werden. Gegen den Ausdruck Germanen, der in Deutschland längst, nicht erst, wie Rask behauptet, seit Adelung, für das ganze Geschlecht gebräuchlich war, haben nordische Gelehrte eingewendet, daß er bei den Römern nur die Völker, welche im eigentlichen Deutschland wohnten, begriffen habe. Grimm gebraucht deswegen an dessen Stelle den Namen der Deutschen. Allein auch abgesehen davon, daß diese Bezeichnung leichter als irgend eine andere zu Mißverständnissen Veranlassung geben kann, kommt dieser Name, wenn er auch schon früher und namentlich bei den Römern in den Teutonen durchklingt, historisch erweislich erst im Anfange des 9ten Jahrhunderts als allgemeiner Volksname vor, und er wird dann immer nur von den germanischen Bewohnern unseres Vaterlandes, nie aber von den schon mehr ausgeschiedenen Skandinaviern gebraucht. Wenn diese letztern bei den Römern nicht mit unter den germanischen Völkern aufgezählt werden, kommt dies mehr daher, daß die Nordländer (die Norden) ihnen überhaupt wenig bekannt waren, als daß man sie als einen abgesonderten Volksstamm angesehen hätte. Wilhelm („Germanien und seine Bewohner", Weimar, 1823, S. 24 fg.) hat bewiesen, daß sich der Name Germanien in dem Sinne der Römer weit über die Gränzen des jetzigen Deutschlands hinaus erstreckte, und eine Stelle bei Pomponius Mela *) zeigt namentlich, daß sie auch die skandinavischen Inseln darunter begriffen. Im Mittelalter ist dieser Sprachgebrauch, wenigstens bei den Angelsachsen, ganz allgemein. Beda (Hist. eccl. I, c. 15) rechnet die

*) Pomp. Mela, III, 3. In eo (i. e. mari) sunt Cimbri et Teutoni: ultra ultimi Germaniae Hermiones.

Jüten zu den Germanen und (lib. V, c. 10) ebenso auch die Dänen. Nach ihm hießen die Angelsachsen bei den Briten häufig Germanen, sonst gewöhnlich Sachsen. Dasselbe finden wir auch in den sächsischen Chroniken, z. B. z. J. 449 (ed. Ingr. p. 14) bestätigt. Wenn die deutschen Annalisten Germanien meistens auf das jetzige Deutschland beschränken, so mag das wohl mit ihren Begriffen vom deutschen Reiche zusammenhängen.

Nehmen wir demnach das Wort Germáne als die dem ganzen Geschlechte angehörige Bezeichnung, so können wir unterabtheilend den allgemeinern Namen der Deutschen dem skandinavischen ganz passend entgegensetzen. Grimm, der, wie wir gesehen haben, deutsch für den ganzen germanischen Volksstamm gebraucht, entbehrt eines allgemeinen Namens für diesen Stamm. Und doch ist der Unterschied zwischen den Deutschen und Skandinaviern in Beziehung auf die Sprache stärker, als zwischen irgend zwei andern germanischen Völkern. Das Altnordische (norraena tunga) besitzt nicht nur eine Menge ganz eigenthümlicher Wörter für Gegenstände, in welchen alle übrigen germanischen Sprachen übereinstimmen, sondern es zeigt auch Eigenheiten in der Grammatik, die dem Deutschen höchst auffallend sind. Als Beispiele von Letzterem führe ich nur den Artikel und die Passivform an. Die deutschen Sprachen besitzen nur einen bestimmten Artikel, der immer dem Substantivum und Adjectivum voransteht; es ist ursprünglich ein pronomen demonstrativum; die Skandinavier dagegen haben zwei bestimmte Artikel, den einen der Beiwörter, der, wie der deutsche, immer vorausgesetzt wird, und den suffigirten Artikel. Früher wurde letzterer so mit dem Nomen verbunden, daß sowohl der Artikel als das Nomen seine Flexion erhielt, z. B. dygd-in, die Tugend, gen dygdar-innar, der Tugend u. s. w.; in den neuern Sprachen ist die Flexion beim Casus abgeschliffen und der Casus nur noch am Artikel zu erkennen. Es würde also z. B. im Dänischen declinirt werden: dyd-en, die Tugend, gen dyd-ens u. s. w. Die andere Abweichung des skandinavischen Sprachstammes ist hauptsächlich in der neuern Zeit noch wichtiger geworden. Alle deutschen Sprachen ermangeln nämlich gänzlich einer Passivform, statt der sie das part. praeteriti mit dem Hülfsverbum seyn und werden gebrauchen *). Die Skandinavier haben jedoch eine eigene Passivform, die bei den Schweden und Dänen ganz einfach durch Anfügung eines s an das Activum gebildet wird, wobei das auslautende r wegbleibt, z. B. im Schwe-

---

*) Die Gothen allein haben eine Passivform, und zwar eine eigentliche, die aber darum von dem s. g. Passivum der Dänen und Schweden ganz verschieden ist.

dischen: du älskar, du liebst, du älskas, du wirst geliebt, oder jag drage, ich ziehe, jag drager, ich werde gezogen. Betrachten wir indeß diese beiden Eigenheiten der nordischen Grammatik genauer, so finden wir doch auch hier wieder die ursprüngliche Einheit des ganzen germanischen Sprachstammes angedeutet. Da nämlich alle germanischen Sprachen keine eigene Form besaßen, vermöge welcher sie die Bedeutung des Verbums auf sich selbst weisen konnten, d. h. da sie keine Medialform hatten, suchten sie diesen Mangel durch Zufügung des persönlichen Pronomens zu ersetzen. Im Altnordischen ist dies Pronomen an das Verbum selbst angewachsen, und erzeugte eine Conjugationsform, aus der später ein wahres Passivum wurde. Auf ganz ähnliche Weise ist der suffigirte Artikel entstanden, der ebenfalls den ältesten altnordischen Urkunden, z. B. den ältesten Liedern der Edda, fremd ist. Indeß bleibt dieser Unterschied zwischen dem Altnordischen und Deutschen darum nicht weniger charakteristisch und bei einer Eintheilung der Sprachen wichtig.

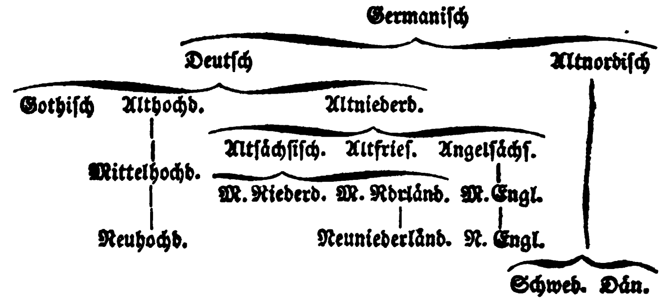
Die altnordische Sprache verbreitete sich sonst über alle skandinavischen Inseln. Durch die Normannen wurde sie nach Island verpflanzt, und da sie sich hier am reinsten in ihrer alten Form erhielt, gab diese Insel, von der aus eine neue Bildung über den Norden verbreitet wurde, der ganzen Sprache den Namen. In den drei nordischen Reichen theilte sie sich in mehrere Zweige und Mundarten, von denen die faröische der alten isländischen am nächsten steht. Zunächst folgt dann die schwedische und norwegische Sprache. Am weitesten entfernt sich die dänische, hauptsächlich durch die starke Mischung mit der deutschen Sprache. Sie bildet daher auch den natürlichsten Uebergang zu derselben.

Der deutsche Sprachstamm theilt sich in drei Hauptzweige, den gothischen, den hochdeutschen und den niederdeutschen. Das Gothische, gewöhnlich Mösogothisch genannt, steht gewissermaßen über den beiden andern Sprachzweigen. Sein Alter, seine Reinheit machen es zum Correctiv für die spätern Dialekte. Doch nähert es sich mehr dem Althochdeutschen. Zu diesem rechnet Grimm die Sprache der Longobarden, Baiern, Burgunder, Alemannier und Franken. Er handelt unter dieser Rubrik alle Denkmäler ab, die vom achten bis elften Jahrhundert in Baiern (Oestreich), Schwaben (Schweiz, Elsaß), Ostfranken, Thüringen, Hessen, in der Wetterau und in dem fränkischen Königreiche deutsch verfaßt worden sind. Es zeigen sich mehrere, jedoch nahe verwandte und in einander verfließende Mundarten, aus denen sich in der Zukunft vielleicht ein alemannischer, ein fränkischer und ein baierischer Dialekt ausscheiden wird. Sowie die Sachen jetzt stehen, kann man nichts thun, als nach den Hauptquellen selbst tren-

nen. Grimm unterscheidet auf diese Weise bei einigen der wichtigsten Lehren die glossa hrabani, die keronischen Glossen (7tes Jahrh.), den isidorischen Tractat de nativitate Christi (8tes Jahrh.), Otfried's Bearbeitung der Evangelien (um 870), Notker's Psalmenübersetzung (10tes Jahrh.) u. a. m.

Bei dem altniederdeutschen Sprachstamme ist es schon jetzt möglich, drei Mundarten zu trennen, die altsächsische, angelsächsische und friesische. Zu dem Altsächsischen rechnet Grimm die Sprachdenkmäler, die vom achten bis elften Jahrhundert in Sachsen, Engern, West- und Ostphalen und in den heutigen Niederlanden entsprungen sind. Das Angelsächsische begreift die Sprachdenkmäler in England aus derselben Zeit, das Altfriesische dagegen die aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert; frühere besitzen wir nicht. Das Altsächsische schließt sich unter den altniederdeutschen Sprachen am meisten an das Althochdeutsche an, und zwar zunächst an die fränkische Mundart; das Altfriesische bildet den Uebergang zu dem Altnordischen, durch das spätere Dänisch vermittelt.

Um diese Uebersicht mehr zu versinnlichen und um zugleich die spätern Gestaltungen und Fortbildungen der germanischen Sprachen wenigstens im Allgemeinsten anzudeuten, setzen wir einen Stammbaum der ganzen Sprachrasse hierher. Es sind nicht sämmtliche germanische Sprachen darin aufgeführt, sondern nur die von Grimm bearbeiteten, doch haben wir unsern Sprachgebrauch rücksichtlich des Germanischen und Deutschen in Anwendung gebracht, um den Gegensatz der deutschen und nordischen Sprachen mehr hervorzuheben.



Es liegen bei dieser Eintheilung drei Perioden zu Grunde. In die erste kommen das Gothische, das Althochdeutsche, die drei altniederdeutschen Dialekte und das Altnordische; in die mittlere das Mittelhochdeutsche, Mittelniederdeutsche, Mittelniederländische und Mittelenglische; in die letzte das Neuhochdeutsche, Neuniederländische, Neuenglische, das Schwedische und Dänische.

Nachdem wir uns so im Allgemeinsten mit den Verzweigungen des germanischen Sprachstammes bekannt gemacht haben, wenden wir uns zu der speciellern Betrachtung der angelsächsischen Sprache. Wenn diese nach Rask's und Grimm's Untersuchungen zu dem niederdeutschen Sprachzweige gerechnet werden muß, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß die Elemente derselben durchaus niederdeutsch wären; es ist vielmehr leicht möglich, und auch von den meisten Sprachforschern behauptet worden, daß sie eine Mengsprache sey, und aus deutschen und skandinavischen, ja auch britischen Elementen bestehe, die erst lange nach der Einwanderung der Angelsachsen in ein Ganzes zusammengeschmolzen seyen. Man stützte sich bei dieser Annahme hauptsächlich auf äußere historische Gründe, und diese müssen daher zuerst geprüft werden. Wenn wir die hier gewonnenen Resultate, oder vielmehr die Andeutungen, welche uns die Geschichte über den Ursprung und die möglichen Elemente der angelsächsischen Sprache gibt, mit dieser selber zusammenstellen und die Bestandtheile etwa der altnordischen oder althochdeutschen Sprache aufsuchen wollen, stoßen wir auf Schwierigkeiten mannigfacher Art. Es zeigt sich bald, daß das Angelsächsische in mehrere gleichzeitig nebeneinander bestehende Dialekte zerfiel, die bei einer genauern Untersuchung dieser Sprache sorgfältig geschieden werden müssen. Dazu fehlt es aber bis jetzt nicht blos an brauchbaren Vorarbeiten, sondern selbst an Quellen. So sind z. B. die beiden Haupturkunden für die northumbrische Mundart, die sich am schärfsten von der südsächsischen Sprache, wie sie Alfred schrieb, unterscheidet, noch gar nicht gedruckt, und nur durch ganz einzelne unzuverlässige Bruchstücke oder abgerissene Worte bei Hickes bekannt. Im südlichen England gab es ohne Zweifel wiederum verschiedene Dialekte, bei denen es uns aber bis jetzt noch nicht gelungen ist auch nur die allgemeinsten Unterscheidungspuncte aufzufinden. Zu diesem kommt noch, daß alle Ausgaben angelsächsischer Denkmäler sehr unkritisch sind, so daß eine Untersuchung der Dialekte nur durch ein ausgedehntes Studium der Handschriften selbst möglich wird. Die Engländer, denen dies am leichtesten wäre, scheinen das Bedürfniß solcher Untersuchungen noch nicht gefühlt zu haben. Ingram hat bei seiner Ausgabe der sächs. Chronik auf die dialektische Verschiedenheit nicht geachtet, und die technische Einrichtung seiner Bearbeitung macht eine durchgeführte Restitution der ursprünglichen Texte unmöglich; Bosworth theilt blos nach Perioden ab. Wäre er hierin genauer, was freilich ohne Sonderung der gleichzeitigen Mundarten nicht möglich ist, so würde er eine zweite Schwierigkeit bei Zergliederung der angelsächsischen Sprache haben, die in der mangelhaften Erforschung der innern Entwickelung der-

selben besteht. Man hat sich in dieser Hinsicht bisher immer begnügt drei Perioden, oder wie es die englischen Sprachforscher nennen, drei Dialekte zu unterscheiden, einen rein angelsächsischen, einen dänisch-sächsischen, und einen normännisch-sächsischen. Dem ersten theilt Hickes blos das cedmonische Lied aus Alfreds Beda (18 Zeilen), und eine cottonianische Evangelienharmonie zu. Letztere ist altsächsisch und gehört also überhaupt nicht hierher. Das dem Mönche Cedmon zugeschriebene Gedicht schließt sich aber ganz an die späteren Poesien an, so daß man nicht begreift, warum diese in einer weniger reinen Sprache abgefaßt seyn sollten. Bosworth sah dies ein und dehnte die Periode des reinen Angelsächsisch bis zum Jahre 900 oder 924 aus. Aber auch später noch ist der Einfluß des Dänischen auf die Sprachdenkmäler, die sich in ihrer Mundart an Alfred's Sprache, d. i. an das Südsächsische anschließen, sehr gering, und die Bemerkungen Bosworth's sind wenigstens insofern gänzlich verfehlt, als nur ein northumbrisches Denkmal zur Vergleichung gezogen wird, welches die Fortbildung der wichtigsten Mundart, die im Süden Englands allgemein war und in welcher fast alle Schriften abgefaßt sind, gar nicht erklärt. Gegen die Abtheilung des letzten Zeitraumes ließe sich nicht weniger einwenden; da es uns aber zunächst nur um die erste Bildung der angelsächsischen Sprache zu thun ist, können wir ohne weiteres zur Betrachtung der historischen Gründe für die Annahme einer Mischung mehrerer andrer Sprachen in der angelsächsischen übergehen.

Das angelsächsische Volk besteht aus drei germanischen Völkerschaften, die im jetzigen Holstein und im südlichen Schleswig ihre Wohnsitze hatten, ehe sie nach Britannien übergingen — den Jüten, Sachsen und Angeln. Die Jüten, obgleich unter den ersten, welche sich in Britannien niederließen, machen offenbar den schwächsten Stamm aus. Sie nahmen Kent (Cantvare), die Insel Wight (Vihtvare), und ein Theil des dieser Insel gegenüberliegenden Theiles von Wessex ein. Die Sachsen scheinen an Zahl die stärksten gewesen zu seyn. Zuerst von Ptolemäus genannt, dehnten sie sich später von ihrem holsteinischen Vaterlande über das ganze nördliche Deutschland bis an den Rhein hin aus und wurden als kühne Seefahrer ein Schrecken der nördlichen Küstenbewohner. In England nahmen sie Essex, Sussex und Wessex ein. Der dritte Hauptstamm, welcher aus Germanien einwanderte, ist der der Angeln. Nach Tacitus (Germ. 40) scheinen sie östlich von der Elbe in der Nähe der Variner gewohnt zu haben. Ptolemäus (Geogr. II., 11) setzt sie auf die Westseite der Elbe, etwa in das Magdeburgische. Ein Theil mag sich von da südwestlich ausgedehnt haben; wir finden sie später im nördlichen Thü-

ringen in dem sogenannten Engelngowm (Angelgau) wieder *); andere werden am Rhein genannt; der größere Theil zog aber nach Norden und schloß sich den transalbinischen Sachsen an. Sie wohnten im südlichen Schleswig zwischen den Sachsen und Jüten, wo sie nach Ethelweed, dem Epitomator der sächsischen Chronik, eine Hauptstadt hatten, die sermone Saxonico Sleswic **), secundum vero Danos Haithaby genannt wurde. In England besetzten sie Ostanglien, Mittelanglien, Mercien und Northumberland. Von ihrem alten Vaterlande aber erzählen Einige, daß es seitdem wüste gestanden habe. Alfred, der diese Gegenden in Uebereinstimmung mit Einhard den Dänen zutheilt, zählt die Angeln indeß doch neben den Sachsen und Wenden, die später bis dahin vorgedrungen waren, auf, und noch heutigen Tages führt das Land und das Völkchen zwischen Schleswig und Flensburg den Namen derselben ***).

Was die Abstammung dieser Völkerschaften anlangt, so waltet bei den Sachsen am wenigsten darüber Zweifel. Sie gehören dem niederdeutschen Stamme an, und müssen also die niederdeutsche Sprache mit nach England gebracht haben. Die südlichen Provinzen Englands, wo sie ihre Wohnsitze nahmen, zeigen hiervon die stärksten Spuren, und da hier gerade die meisten Denkmäler entsprungen sind, muß man mit Grimm und Rask die angelsächsische Sprache, ganz abgesehen von allen dialektischen Verschiedenheiten, zu dem niederdeutschen Sprachstamme rechnen. Alle Abweichungen des Altsächsischen bestehen fast nur in einer stärkern Beugung der Wörter und in einem nähern Anschließen an den althochdeutschen Sprachstamm, was sich aus der nähern Berührung mit hochdeutschen Völkern leicht erklärt. In Beziehung auf Flexion geben wir nur wenige Beispiele, welche die größere Schwächung des Angelsächsischen hinreichend beweisen werden. So zeigt sich in der altsächs. starken Declination der masc. und neutra die Form des Ablativs und Instrumentalis noch ganz deutlich, z. B. fisc-û, hird-jû, word-û, wo die Angelsachsen sich mit dem dat. behelfen müssen. Im Altsächs. haben das Fem. vierter starker Declin. und alle drei Geschlechter zweiter Decl. das

*) Von ihnen führt die Lex Anglorum et Verinorum h. e. Thuringorum den Namen. Die Veriner hatten den Weringowo an der Werra inne. Vergl. Wilhelm, Germanien, S. 276 n. 95.

**) Einhard, Ann. ann. 804, liest Sliesthorp!

***) Die jetzige Sprache ist mehr ein verdorbenes Dänisch, als Deutsch. Eine Probe findet man in Oken's Isis, 1824, Heft 1 S. 46 fg., in dem Aufsatz: „Ueber Sitten und Sprache der Angler und Friesen im Herzogthum Schleswig, von Heinr. Keller in Rudolstadt."

i der Ableitung bewahrt, welches im Angels. zu e abgestumpft ist. In der schwachen Declination unterscheidet sich im Alts. der Gen. und Dat. der masc. und wohl auch neutra von den übrigen Casus, wo im Angels. nur die einzige Endung -an existirt; auch werden im Alts. die genera nicht blos wie im Angels. im nom. sing. durch die Flexion angedeutet. Dieselben Erscheinungen finden sich in allen Theilen der Grammatik wieder, wir übergehen sie aber um so lieber, als im Ganzen an der Sache eigentlich nie gezweifelt worden ist. Ueber den Grund der größern Schwächung des Angelsächsischen werden wir weiter unten, nachdem wir die übrigen Elemente dieser Sprache untersucht haben, einige Bemerkungen hinzufügen.

Neben und mit den Sachsen kamen, wie wir gesehen haben, auch Jüten von dem Festlande mit herüber und ließen sich in den südlichen Provinzen Britanniens nieder. Die Geschichte und Abstammung dieses Volks ist sehr dunkel; so viel scheint indeß doch fest zu stehen, daß sie nicht zu dem deutschen, sondern dem skandinavischen Volksstamme gerechnet werden müssen. Eine Andeutung dieser Nationalverschiedenheit findet sich vielleicht in der Bemerkung Beda's (H. eccl. I, 15) und der Sachsenchronik (an. 449), daß die Abkömmlinge der Jüten, welche der Insel Wight gegenüber wohnten, noch damals Jutarum natio oder Jutnacynn genannt worden seien *). Bedeutende Spuren des Altnordischen finden sich indeß eben so wenig in der südangelsächsischen Sprache überhaupt, als in einem einzelnen speciellen Denkmale, das aus jener Gegend herrührt **). Man kann dies leicht aus der geringen Zahl der Jüten (sie werden fast nur an den obigen beiden Stellen Beda's und der Sachsenchronik genannt) und aus der Trennung in drei Haufen erklären; auffallend bleibt indeß doch immer die nahe Verbindung eines nordischen Volkes mit einem deutschen, da schon die älteste Geschichte auf einen Nationalhaß zwischen beiden Stämmen hinweist, der auf der cimbrischen Halbinsel zu harten Kriegen Anlaß gab, und der in den niedrigern Ständen auch jetzt noch nicht ganz erloschen ist. Viel-

*) Nach Rask, Undersögelse etc., S. 157, wäre selbst in dem Namen der Insel Wight der Name der Jüten erhalten, indem Vihtvare, Vihtland ganz gleich mit Jot- oder Jutvare und Jutland sey.

**) Bei Vergleichungen, die zur Aufdeckung dieses Umstandes angestellt werden, dürfen nur Wörter in Betracht gezogen werden, die erweislich vor den Einfällen der Dänen gebräuchlich waren und die sich in den altsächsischen Denkmälern nicht ebenfalls vorfinden. Genauere Untersuchungen dürften vielleicht manche Spuren jütischer Sprache aufdecken.

leicht waren die südlichen Jüten in Folge früherer Unterjochungen den Deutschen ähnlicher geworden, und so am Ende selbst Freundschaft und Bündniß zwischen beiden Völkern entstanden.

Die größten Schwierigkeiten machen uns die Angeln. Wie wir gesehen haben, kennen sie sowohl Tacitus als Ptolemäus, und beide führen sie als eine suevische Nation auf *). Die Sueven aber müssen wir nach alten Nachrichten zu dem hochdeutschen Volksstamme rechnen **), sollen wir also auch das Hochdeutsche als die Muttersprache der Angeln ansehen? Grimm (a. a. O.) thut dies nicht, vielleicht blos weil sie neben den Sachsen ihre Wohnsitze hatten und bei dem Uebergange nach Britannien so nahe mit diesen in Verbindung standen. Allein die andern anglischen Stämme in Thüringen und am Rhein stehen dagegen wieder in eben so naher Verbindung mit Hochdeutschen, jene mit den Thüringern, diese mit den Franken ***).

Die Angeln ließen sich bekanntlich im nördlichen England nieder, in den Königreichen Ostanglien, Mittelanglien, Mercien und Northumberland. Wir besitzen aus diesen Gegenden verschiedene Denkmäler, aber keines ist bisjetzt einer genauern Analyse unterworfen worden. Vorzüglich sind zwei Denkmäler aus Northumberland durch große Eigenthümlichkeit ausgezeichnet, beides Interlinearversionen der Evangelien nach dem hieronymianischen Texte. Wanley, der p. 80 und p. 250 fl. eine genauere Beschreibung dieser Codices ****) liefert, setzt beide Versionen ungefähr in das Jahr 900, also in eine Zeit, wo die angelsächsische Sprache in den südlichen Provinzen, vorzüglich durch Alfred's Bemühungen, in der höchsten Blüthe stand. Leider sind bis jetzt nur einzelne Bruchstücke dieser wichtigen Urkunden bekannt geworden †), die aber gerade hinreichen, uns auf das Ganze sehr begierig zu machen. Wir sehen daraus, daß die northumbrische Sprache sehr bedeutend von dem südlichen Angelsächsisch abweicht; mehr aber noch ist dies bei einem andern northumbrischen Denkmale der Fall, das einer ungleich früheren Zeit zugeschrieben werden muß. Ich meine das kleine cedmonische Gedicht, welches uns durch Beda (Hist. eccl. IV, 24) in einer lateinischen Uebersetzung, und, wie

*) Ptol. Geogr. II, 11, sagt: *Τῶν δὲ ἐντὸς καὶ μεσογείων ἐθνῶν μέγιστα μὲν ἐστὶ τότε τῶν Σουήβων τῶν Ἀγγείλων*, etc.

**) Gramm. 1. Thl. 1ste Aufl. S. L fg.

***) Procop. bell. Goth. IV, c. 20.

****) Man nennt sie nach ihrem Aufbewahrungsorte den Codex Rushworthianus und Codex Cottonianus.

†) Vorzüglich durch Hickes (Gr. ags., p. 88).

man bisher glaubte, durch Alfred in dessen Uebersetzung der Beda'schen Kirchengeschichte in seiner ursprünglichen Gestalt aufbewahrt worden ist. Man hat sich darüber gewundert, daß die Sprache dieses alten Gedichtes (Cedmon starb 680) so wenig von den spätern poetischen Denkmälern abweicht. Hätte man bedacht, daß Cedmon ein Northumbrier war, in der Nähe des Klosters Streaneshath, dem jetzigen Whitby, wo er später unter der Aebtissin Hilda Mönch wurde, geboren, so würde man bald zu der Ueberzeugung gekommen seyn, daß ein einfacher northumbrischer Landmann schwerlich in dem reinen südangelsächsischen Dialekt habe dichten können. Wir besitzen aber eine andere Abschrift dieses merkwürdigen Gedichtes, die nach Wanley ungefähr in das Jahr 737 gesetzt werden muß, und die, wenn sie auch nicht den Urtext enthält, wenigstens in northumbrischer Mundart und spätestens ein halbes Jahrhundert später, niedergesetzt ist. Sie steht in einem Pergamentcodex in groß Quart hinter dem lateinischen Texte von Beda's Kirchengeschichte, und ist nach Wanley's Urtheil (p. 287) si non eadem, saltem manu aeque antiqua geschrieben, mit der Bemerkung: primo cantavit Caedmon istud Carmen. Da dies Gedicht, noch frei von dänischem Einflusse, am geeignetsten seyn dürfte uns einen richtigen Begriff von der nordanglischen Sprache zu geben, und da es in dieser Gestalt bis jetzt noch gänzlich der Aufmerksamkeit der Grammatiker entgangen ist, setze ich es nebst einer deutschen Uebersetzung hierher. Ich gebe den Wanley'schen Text ganz treu, nur daß ich an zwei Stellen die Abtheilung der Worte, die Wanley allein angehört, abändere; die Alliteration ist durch Cursive angedeutet. Neben den Text setze ich eine Uebersetzung in die südangelsächsische Mundart, um den Abstand fühlbarer zu machen.

Nu scylun *h*ergan	Nu (ve) scylon hêrjan
*h*efaen-ricaes uard,	(paes) hëofon-rices väard,
*m*etudaes *m*aecti	(paes) mëtodes mihte
end his *m*od-gidanc,	and his mod-gepanc,
*u*erc *u*uldur-fadur,	(pa) rëorc (paes) vuldor-fäder,
sue he *u*undra gihuaes,	sva he vundres gehvaes,
*e*ci drictin,	ece drihten,
or *a*stelidae *).	or astealde.
He *a*erist scop	He aerest scôp
*a*elda-barnum **)	(pam) ëald-bëarnum

*) Wanley: ora stelidae, was keinen Sinn gibt. Bei Alfred steht ord onstealde, ungefähr dasselbe wie or astealde.

**) Wanley: scopa elda-barnum; für scopa finde ich nirgends ein Analogon.

*h*eben til *h*rofe,	(pone) hëofon til hrôfe,
*h*aleg scepen,	halig scapen.
Tha *m*iddan-geard,	Pa (pone) midda-gëard,
*m*oncynnaes uard,	mancynnes-vëard,
*e*ci dryctin,	ece drihten,
*a*efter tiadae	äfter tëóde
*f*irum *f*oldu,	(pâm) firum foldan,
*f*réa allmectig.	frëa älmihtig *).

„Nun laßt uns preißen des Himmelreiches Wart (Vogt, Beschützer), des Schöpfers Macht und dessen Gedanken, die Werke des Vaters der Herrlichkeit (Beda: patris gloriae), wie er aller Wunder — der ewige Herr — Anfang bildete (errichtete). Er schuf zuerst den Menschenkindern (Altkindern — wie Altvordern — die ersten Menschen) den Himmel zur Decke, heilig geschaffen; dann den Erdkreis — der Menschheit Wart, der ewige Herrscher — schuf nachher den Menschen zum Boden der ewige Gott." — Für haleg scepen liest Alfred halig scyppend, der heilige Schöpfer, was allerdings natürlicher scheint, doch kann man haleg-scepen auch mit sanctus erklären, wie Cädm. 88, 20, ëarm-sceapen für miser steht. Man muß es dann als Periphrase von heofon nehmen, denn als Epitheton des Schöpfers würde der Ausdruck unanständig seyn, indem der Schöpfer dadurch zum Erschaffnen gemacht würde.

Von dem Vielen, was wir aus diesen wenigen Zeilen für die nordanglische Sprache lernen können, hier nur Einiges: 1) Vocale: a hat sich unverletzt erhalten, wo die Angels. ä haben in all für äl, für welches auch ëal steht, für das agſ. ëa in barn, uard für bëarn, vëard, ganz wie im Goth., Althochd. und Altsächsischen. Für das goth. althochd. und altſ. a steht ä, wo im Angelſ. ëa in äld für ëald, oder wo ëa oder i, mächti und mectig (mächtig) für mëaht, miht, mihtig. e steht für ä und a in efter, end, sue scepen für äfter, and, sua (vielleicht ein Grund, daß nicht svâ zu schreiben?) scapen. Das goth. ai, nord. ia, lautet ë wie im Althochd. und Altſ. statt ëo auch vor cr und b oder f in uëre, hëfaen, hëben. Statt ëó tritt, wie im Altſ. und Altfrieſ. häufig geschieht, ia ein, wo

*) In Smith's Beda p. 597 heißt der Vers: Nu ve sceolan herigean heafon rices veard; metodes mihte, and his mod gepano, veorc vuldor faeder! Sva he vuldres gehvaes éce drihten! or onstealde; He aerest gescop eorfan-bearnum heofon to rofe. Halig scyppend! Pa middan geard. monoynner veard, ece drihtne aefter teode firum foldan; frea aelmihtig. Andre Handschriften lesen anders.

im Goth. und Althochd. iu, z. B. tiadae für tēōde; das alte ia entspricht dagegen, wie eben bemerkt ist, dem angels. ēo. 2) Consonanten: ct für ht, ganz wider die Gewohnheit der Angels. und Alts., und dem althochd. cht entsprechend, mächti für mähti (mihte), mectig für mihtig. Ob die Northumbrier wohl auch in Pihtar, Peohtar (Picti) und Vihtland (Vecta) ct für ht gesetzt haben, oder ob in diesen Namen die Analogie der lateinischen Sprache, die in diesem Falle immer ct hat, leitete? Beda sagt z. B. (Lib. V, c. 9) Victredus für Vihtred. — Statt v, wofür die Angelsachsen bekanntlich ein eignes Zeichen hatten, setzt unser Text immer u, nie uu, wie im Althochd. und Alts. Statt p (nicht f) steht d in gidanc, nur durch die Analogie des Althochd. und Altfriesischen unterstützt, welche letztern z. B. dëgan für das angels. pëgn. In tha ist p in th aufgelöst, wie im Altsächsischen. Einen von den seltnen Fällen, wo das inlautende b nicht durch f ersetzt ist, haben wir in heben; im Alts. würde bh (das aspirirte b) stehen. — Für Flexion ist aus unserem Texte wenig zu lernen: für e steht ä (oder sollte es ae seyn?) in rîcaes, mëtudaes, moncynnaes, ferner astelidae, tiada, alts. astelida, tiôda. foldu halte ich für einen alten dat., wie er auch im Alts. noch existirt, wo überdies folda, — â — û, — a stark gebeugt wird. Oder sollte es eine Spur des Altnord. und Altfries., und die schwache Declin. mit Wegwerfung des n seyn, wie man es in dem spätern Northumbrischen oft findet, also foldu für foldun? Das i der Ableitung hat sich in astelida ganz rein erhalten, wie im Altsächsischen; im Angels. würde es heißen astëalde mit dem Rückumlaut, für astelëde. In der Ableitung ur für er oder or in fadur uuldur für fäder, vuldor schließt sich unser Lied an das Althochdeutsche an. Für die Ableitung -en der starken Masculina steht wie im Alts., Althochd. und Altnordischen -in, also drictin oder dryctin für drihten. Bei hâl-eg entspricht das -eg dem alts. -ag, in hêlag, während allmectig mit dem alts. maht-ig stimmt, ein Unterschied der im spätern Angels. gänzlich geschwunden ist. Auffallend ist der Compositionsvocal -a in äld-a-barnum für äld-barnum, was auch im Alts. nicht mehr vorkommt, wohl aber im Althochdeutschen. Die Partikel ge- lautet hier wie im Alts. und bisweilen im Althochdeutschen gi-, in gihvaes und gidanc.

Fassen wir die Resultate aus diesen wenigen, die Sache keineswegs erschöpfenden Bemerkungen zusammen, so sehen wir, daß die Sprache dieses Denkmals uns in eine weit frühere Zeit hinaufweist, als irgend eine andre bis jetzt bekanntgewordene Urkunde der angelsächsischen Sprache. Die meisten Eigenthümlichkeiten

lassen sich allerdings aus dem Altsächsischen erklären, in einigen Puncten finden wir aber auch die bestimmtesten Hinweisungen auf das Althochdeutsche, wie z. B. in der Consonansverbindung ct für ht, und in dem Uebergang des þ in d. Dies alles bezieht sich indeß nur auf das Lautsystem, die Flexion und äußere Wortbildung; Wurzeln, die sich nur im Althochdeutschen oder Altsächsischen finden, kommen nicht vor. Auch ist von einem Einflusse des Altnordischen nichts bemerkbar, und dies dürfte, da es eine northumbrische Urkunde ist, der sicherste Beweis für das Alter derselben seyn.

Sollen wir hiernach die Frage nach der Abstammung der anglischen Sprache beantworten, so müssen wir sagen: rein althochdeutsch kann sie zur Zeit des Ueberganges nach Britannien nicht wohl gewesen seyn, weil sonst die Spuren davon nicht so stark verwischt seyn könnten, aber Anklänge oder, wenn man will, Nachklänge eines früher hochdeutschen Elementes finden sich allerdings, und so dürfte die Annahme wohl die meiste Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß die Angeln vor Alters dem hochdeutschen Stamme allerdings angehört haben, wie Tacitus und Ptolemäus geradezu behaupten und spätere Nachrichten wahrscheinlich machen, daß aber die lange Verbindung mit den Sachsen schon vor dem Uebergange nach Britannien das Hochdeutsche nach und nach verdrängt und dem Niederdeutschen assimilirt habe. Deutet doch selbst das Altsächsische die nahe Verbindung mit den Franken an, so daß auch manches, worin das Northumbrische mit diesem übereinstimmt, als Anklang des Althochdeutschen angesehn werden kann.

Aber nicht blos die ursprüngliche Verschiedenheit der vom Festlande herübergekommenen germanischen Völkerschaften läßt mannigfaltige Vermischungen der Sprache erwarten; in Britannien selber fanden sich mehrere Völker verschiedener Zunge vor, die leicht Einfluß auf das Angelsächsische gewinnen konnten. Beda bemerkt in dieser Beziehung im Anfange seiner anglischen Kirchengeschichte (I, 1): Haec insula in praesenti iuxta numerum librorum, quibus lex divina scripta est, quinque gentium linguis unam eandemque summae veritatis et verae sublimitatis scientiam scrutatur et profitetur; Anglorum videlicet, Britonum, Scotorum, Pictorum et Latinorum etc., und an einem andern Orte (III, 6): Denique (sc. Osvaldus rex) omnes nationes et provincias Britanniae, quae in quatuor linguas (i. e. Britonum, Pictorum, Scotorum, Anglorum) divisae sunt, in ditione accepit. Also Pictisch, Scotisch, Britisch und Lateinisch wurde neben dem Angelsächsischen gesprochen. Der Einfluß des Lateinischen ist schwer zu beurtheilen, weil alle Denkmäler der angelsächsischen Sprache einer Zeit angehören, wo das Lateinische wieder

als gelehrte Sprache, hauptsächlich bei den Geistlichen, Eingang gefunden hatte, und die Elemente dieser Sprache also eben so-wohl diesem Umstande, als der Berührung mit dem schwachen Ueberreste aus der Zeit der römischen Herrschaft, zugeschrieben werden können. Die Angelsachsen, selbst die Gelehrten, wie Aelfric in seiner in angelsächsischer Sprache geschriebenen lateinischen Grammatik, hielten sehr auf Reinheit des Ausdrucks und nahmen ungern lateinische Worte auf. Von den Scoten und Briten, Zweigen des keltischen Volksstammes, ist schon oben vorläufig gesprochen worden. Ueber die Abstammung der Picten und über die Sprache derselben hat man von jeher viel gestritten, bis jetzt aber noch nicht darüber einig werden können, ob sie zu den Kelten oder Germanen gehören. Jamieson stellt in der „Diss. on the origin of the scotish language" vor seinem „Dict. of the scot. langu." (Edinb. 1808, 2 vols., 4.) genaue Untersuchungen darüber an, und entscheidet sich gegen die früher gewöhnlichere Meinung für den germanischen Ursprung. Ich habe diese geschätzte Abhandlung nicht selbst zu Gesicht bekommen, und muß mich also begnügen hier einige Bemerkungen vorzulegen, die mir bei Entscheidung dieses Streits von einigem Gewichte schienen. Man berief sich gewöhnlich auf römische Scribenten jener Zeit, z. B. auf den Redner Eumenius oder Claudian, welche Briten und Scoten meistens als ein und dasselbe Volk anführen. Allein man weiß, wie wenig die Römer fähig waren fremde Nationalitäten aufzufassen, und man darf daher wohl Beda, der an der Gränze Schottlands, also in der Nähe der Picten und Scoten, wohnte, mehr trauen, wenn er die Sprachen beider Nationen ausdrücklich als verschieden angibt. Man darf nicht einwenden, daß er ja auch Scoten und Briten unterscheide, die doch beide keltisch gesprochen, denn die Sprache dieser Völker ist mehr verschieden, als z. B. die nordische und deutsche. Für den germanischen Ursprung beweist diese Angabe Beda's indeß nichts, da das Pictische ja eben so wohl ein dritter Zweig des keltischen Sprachstammes, als eine germanische Sprache seyn konnte. Für eben so wenig entscheidend, obgleich als Sage immer bedeutungsvoll, halte ich die Erzählung desselben von der Ankunft der Picten aus Scythien, denn auch Kelten konnten von daher kommen, von Germanen verdrängt. Aber wie soll man die Erscheinung erklären, daß so bald nach der Ankunft der Angelsachsen, nämlich im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert, ein niederdeutscher Dialekt in Niederschottland allgemein war, da man doch von dauernden Unterjochungen durch die Angeln so wenig etwas weiß, als von starken Auswanderungen dahin? Und dies dem Einflusse angelsächsischer nach Schottland verheuratheter Prinzessinnen zuzuschreiben, ist doch zu abgeschmackt, als daß wir

es in Betracht ziehen könnten. Bedenkt man dagegen, daß die Picten erst in dem letzten Decennium des dritten Jahrhunderts *) in Schottland erschienen, also in einer Zeit, wo die Wanderungen der Kelten vom Festlande her längst aufgehört, die Raub- und Heereszüge der germanischen Völker aber schon angefangen hatten **), so wird der germanische Ursprung um vieles wahrscheinlicher, zugleich aber auch das auffallende Factum, daß sich die im 5ten Jahrhundert angekommenen Germanen so schnell mit den Picten gegen die Briten vereinigten, leichter begreiflich. Aus dem Namen der Picten läßt sich weniger entscheiden, da alle Volksnamen eben so wohl einheimisch als von Fremden aufgelegt seyn können; letzteres möchte vielleicht sogar öfter der Fall seyn. Die Briten nennen sich selbst, wenigstens die in Amerika, Breiziz oder Breizaded, im Singular Breiz oder Breizad, und das könnte man von brîz (bunt) ableiten und mit pictus in Verbindung setzen. Es ist indeß schon höchst zweifelhaft, ob der Name der Picten ein lateinischer ist; sollte dies indeß auch seyn, so würde er eben so wohl auf germanische Völker anwendbar seyn, da sich diese zum Theil ebenfalls durch bunte Farben auszeichneten.

Durch die Picten wäre sonach wenigstens kein sehr fremdartiger Einfluß auf das Angelsächsische zu erwarten; ob aber nicht manche Eigenthümlichkeit des so wenig untersuchten northumbrischen Dialekts von den Picten herrühren dürfte, ist jetzt nicht mehr zu entscheiden. Leichter können wir bei den Briten und Scoten nachkommen. Die Briten waren und blieben mit den Eroberern im lebhaftesten Verkehre. Im östlichen Britannien wurden sie allerdings fast ganz ausgerottet oder vertrieben, — ein Ereigniß, das, beiläufig bemerkt, weder so einzig in der Geschichte dasteht, als man dies häufig hat glauben machen wollen, noch überhaupt den befremden kann, der sich mit der Geschichte und Verfassung dieses energischen Volkes einigermaßen bekannt gemacht hat. Im westlichen Britannien lebte ein Theil der Briten in unverletzter Eigenthümlichkeit in den Gebirgen von Wales und Kornwales fort; ein anderer unterwarf sich und trat in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu den Angelsachsen. Ganz ähnlich war das Verhältniß der Scoten im Norden Britanniens. Wenn man nun, ungeachtet dieser vielfältigen Berührungen, eine starke Färbung der Sprache beider Völker nicht bemerkt, so muß das wohl

*) Sie werden zuerst von dem Redner Eumenius in einer auf den Kaiser Constantinus Chlorus gehaltenen Rede erwähnt.

**) Amm. Marc. Lib. 26 nennt die Völker, welche Britannien anfielen: Picti, Saxones et Scoti. Er lebte vor 390 nach Chr.

dem unversöhnlichen Haß zwischen diesen Nationen und der großen Verschiedenheit ihrer Sprachen zugeschrieben werden. Es finden sich im Angelsächsischen nur wenig Wörter, die erweislich aus dem Keltischen übergegangen wären; eine bei weitem größere Zahl weist auf die alte Stammverwandtschaft zwischen dem keltischen und germanischen Sprachgeschlechte hin, denn sie finden sich auch in andern Zweigen der japetischen Sprachclasse. Mehr hat sich die britische Sprache, die überhaupt für fremde Elemente sehr empfänglich zu seyn scheint, angelsächsische Wörter angeeignet *).

Auffallend und einer besondern Untersuchung werth ist noch der Name der Angelsachsen. Bei den Briten und Ersen werden sie bis auf den heutigen Tag Sachsen genannt, bisweilen wohl auch Germanen **). In den angelsächsischen Urkunden ist die Bezeichnung sehr verschieden. Kömmt es auf eine Unterscheidung der einzelnen Völkerschaften an, so steht meistens ganz richtig Sachsen oder Angeln, je nachdem von dem einen oder andern Volke die Rede ist; der Jüten geschieht nur selten Erwähnung. Ist das ganze Land oder Volk gemeint, so sagt Beda, so weit ich bemerkt habe, immer Britannia, nie Anglia, wohl aber Angli oder gens Anglorum; Saxones oder gens Saxonum im allgemeinen Sinne kömmt bei ihm nur vor, wo er Gildas dem Briten folgt und im Leben des heiligen Germanus, welches ebenfalls britischen Quellen entnommen ist. Die Sachsenchronik ist in den ersten Jahren größtentheils aus Beda's Kirchengeschichte oder aus denselben Quellen wie diese gezogen, und folgt soweit gänzlich dem Sprachgebrauche desselben. Angelcyn, Aenglapeode, Aengle, Engle kommt von den frühsten Zeiten an vor: aber neben Brittene, Brytene, Bretene, Brëoton, Brëotoneland findet sich auch schon Angelcynnesland, Aenglaland, wie in Alfred's Uebersetzung Beda's. Sëaxa, Sëaxan dient blos zur Bezeichnung des besondern Stammes. Den Namen „Angelsachse" finde ich weder in den Chroniken noch bei Beda. Er war überhaupt nicht sehr gebräuchlich. Mir ist er zuerst bei Paulus Warnefridus in den Gestis Langobardorum (VI, c. 15) aufgestoßen, wo Ceadvalla oder, wie ihn Paulus Warnefridus

*) Rask, Undersögelse u. s. w., S. 88 gibt sehr interessante Nachweisungen über den Sprachbau des Keltischen und dessen Verwandtschaft mit germanischen und andern verwandten Sprachen. Er gibt daselbst auch Verzeichnisse gemeinschaftlicher Wörter.

**) Bei Gildas steht immer Sachsen; ebenso bei Nennius, nur c. 43 finde ich gens Anglorum und einige Mal anglice, z. B. c. 40, 63, 65. Die letztern Stellen aber sind auch aus andern Gründen verdächtig.

nennt, Ceadwaldus, König von Wessex, rex Anglorum Saxonum genannt wird. Warnefridus war sonst an den Namen Angli im allgemeinen Sinne gewöhnt, und Saxones galt bei ihm immer für Altsachsen *). Nun stand auf Ceadwalla's Grabsteine **): Rex Saxonum; um Verwechselung zu vermeiden, setzte er daher den Namen der Angeln hinzu. Ferner kömmt der Name der Angelsachsen im zweiten Theile der Bertinianischen Annalen, die Bischof Prudentius von Troyes zugeschrieben werden, vor: z. B. ann. 844. Angli Saxones und ann. 860 Anglo-Saxones. Beim Jahre 855 ist König Edelwulf rex Anglorum Saxonum und ann. 858 gar rex occidentalium Anglorum genannt. Es ist schon von Pertz bemerkt, daß Prudentius auch in den Namen seine Gelehrsamkeit zu zeigen liebte. In englischen Quellen habe ich den Ausdruck Angelsachsen zuerst bei Asser gefunden, der Alfred den Großen Angul-Saxonum rex nennt, wohl nur als Schmeichelei, denn König Alfred selbst nennt sich, z. B. in seinem Testamente, rex Westsaxonum. Eduard der Aeltere legt sich aber den Namen eines Königs der Angelsachsen bei, und dieser Titel kömmt später noch mehrmal vor.

Matthäus Westmonasteriensis bemerkt zum Jahre 586 von den angelsächsischen Königen jener Zeit: communiter statuerunt, quatenus insula non a Bruto Britannia, sed ab Anglis Anglia vocaretur. Radulph de Diceto aber in den Abbr. Chron. ad ann. 828: qui prius vocati sunt reges Westsaxonum, abhinc vocati sunt reges Anglorum, was in dem Chr. August. Cant. Jahre 827 noch genauer bestimmt wird: Egbertus coronatur rex totius Britanniae apud Wentoniam, faciens edictum, ut omnes Saxones Angli dicerentur et Britannia Anglia. Allein diese Angaben verdienen wenig Vertrauen, da kein gleichzeitiger Schriftsteller etwas von Beschlüssen der Art erzählt, und wir auch nicht finden, daß die angelsächsischen Könige sich reges Angliae genannt hätten. Zwar soll bei Thorpe p. 22 Egbert in einer Urkunde rex Anglorum genannt seyn, und bei Wanley p. 282 wird eine Urkunde vom Jahre 854 angeführt, wo Edbrhyitus (sic!) primus Monarcha Angliae genannt ist, aber diese zweite Urkunde ist sehr verdächtig, und die erstere, die ich nicht selbst gesehen habe und die vielleicht mit der bei Wanley zusammenfällt, müßte wenigstens erst einer genauern Prüfung unterworfen werden. Alle übrigen Urkunden aus Egbert's und seiner Nachfolger Zeit habe ich

*) Nur Lib. V. c. 32 und 33 wird ein regnum Saxonum in Britannia erwähnt.

**) Bei Beda, Hist. eccl. v. 7.

nach Wanley's Verzeichniß genau durchgesehen und immer nur Occidentalium Saxonum rex oder blos Occidentalium rex gefunden. Die abweichenden Titel bei Ausländern, z. B. bei Prudentius, können dagegen nichts beweisen. König Adelstan scheint sich zuerst durchgängig rex Angliae genannt zu haben. Nach ihm findet sich auch z. B. bei Edgar: Adgar, totius Britanniae Basileus, und von Edmund: Admund Angligenarum omnium gentium undique secus habitantium rex. Als Northumbrien von den Dänen besetzt war, wurde es von den Angelsachsen im Titel ausgeschieden. In einer Schenkungsurkunde König Eadred's heißt es: Concedente gratia domini anno dom. incarnationis DCCCCXLVI contigit post obitum Eadmundi regis, qui regimina regnorum Angulsaxna et Nordhymbra, Paganorum Brettonumque septem annorum intervallo regaliter gubernabat, quod Eadred frater eius uterinus, electione optimatum subrogatus, pontificali auctoritate eodem anno catholice est rex et rector ad regna quadripertiti regiminis consecratus etc.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, wie man überhaupt dazu kam dem Namen der Angeln eine so allgemeine Bedeutung zu geben. Die mir bekannten Untersuchungen über den Namen Englands geben darüber keinen befriedigenden Aufschluß *). Nach den obigen Angaben könnte man auf den Gedanken kommen, Beda, der ein Angel war (er war 673 im Gebiete des Klosters Jarrow beim Ausfluß der Tina, in der Grafschaft Northumberland geboren), und dem eben deshalb der Name der Angeln geläufiger seyn mußte, habe ihn durch seine Schriften allgemeiner gebräuchlich gemacht. Allein wir finden ihn schon weit früher. Ine, König von Westsachsen, gebraucht häufig in seinen Gesetzen Englisc (Anglus) und Englisc mon, z. B. c. 24, 46, 54, 74. Auch wurde die Schule, welche er in Rom stiftete, Angelcynnes scolu genannt, ja schon Gregor der Große nennt England in den Briefen, welche er Augustin mitgab, Anglia. Vielleicht wurde der Name durch die Irländer, welche sich in jener Zeit durch ihre hohe wissenschaftliche Bildung einen großen Einfluß in Europa errungen hatten, und die mit den Angeln in Mercien und Northumberland in häufigere Berührung kamen als mit den Sachsen im südlichen England, in Europa verbreitet und vom

*) Camden, Joseph Holland, Agard, Oldworth schrieben darüber, jeder in einer besondern Abhandlung: Of the diversity of names of this Island, welche Thomas Hearne in einer besondern collection zu Oxford 1720 herausgab. Vergl. Grupen, Obs. rer. et ant. Germ., Halle 1763. Vorrede: De lingua Hengisti, p. XVII.

festen Lande aus in Britannien selbst eingeführt, wo er um so leichter Eingang finden mußte, als er die Bequemlichkeit einer sichern Unterscheidung von den Altsachsen gewährte.

Doch wir kehren von diesem Excurs zu unserm Gegenstande zurück. Wir haben bisher von der Stelle gesprochen, welche die angelsächsische Sprache unter den übrigen germanischen Mundarten einnimmt, und haben dann die Elemente dieser Sprache nach den äußern geschichtlichen Gründen zu erforschen gesucht. Als Resultat dieser Untersuchungen hat sich ergeben, daß die angelsächsische Sprache ursprünglich zu dem niederdeutschen Sprachstamme gehört, und daß sie sich in den wesentlichsten Puncten von allem fremden Einfluß sowohl von Seiten der Briten und übrigen in Britannien ansässigen Völker, als der Scandinavier, rein gehalten hat. Es wäre nun unsere nächste Aufgabe, das Angelsächsische in seiner weiteren Entwickelung zu verfolgen, wobei wiederum der Einfluß fremder Sprachen als das Wichtigste hervortreten würde. Da wir indeß fürchten müßten in zu weitläufige Untersuchungen verwickelt zu werden, begnügen wir uns mit wenigen allgemeinen Bemerkungen über diesen Gegenstand.

In der ganzen Geschichte der angelsächsischen Sprache tritt der Gegensatz zwischen dem nordanglischen und südanglischen Dialekt auf das schärfste hervor. Im Norden bildete sich die Sprache langsamer aus, daher findet man dort wohl stärkere Beugungen u. s. w., aber weniger Beweglichkeit und Leichtigkeit im Ausdruck. Vom 8ten Jahrhundert an bekam das Dänische oder Altnordische einen großen Einfluß auf die noch unausgebildete, unbehülfliche Sprache. Daher die Versunkenheit mancher Formen neben Ueberresten aus der ältesten Zeit, wie sie der Charakter der beiden northumbrischen Interlinearversionen der Evangelien ist. Die südanglische Mundart wurde im 8ten und vorzüglich 9ten Jahrhundert sehr ausgebildet, und fast zur alleinigen Schriftsprache erhoben. Sie gewann in dieser Gestalt einen großen Einfluß auf den nördlichen Dialekt, mußte aber später, als die Dänen sich mehr und mehr ausbreiteten, auf dieselbe Weise, nur in einem geringern Maaße, leiden. Die normannische Sprache gewann unter Wilhelm dem Eroberer und seinen Nachfolgern zwar große Macht, doch nur nach und nach, und manche romanische Elemente darf man wohl mit eben so viel Recht der lateinischen als der normännischen Sprache zuschreiben. Die Behauptung Hume's, Wilhelm habe die langue d'oil in England allgemein einführen wollen, beruht nicht auf historischen Thatsachen, so wie denn selbst die Gesetze dieses Königs nach den neusten Untersuchungen nicht normännisch, sondern lateinisch abgefaßt waren.

Die Aufmerksamkeit der Gelehrten wurde zuerst im 16ten

Jahrhundert durch Johann Fox, Wilhelm Lombard und Matthäus Parker auf die angelsächsische Literatur gewendet; aber erst im 17ten Jahrhundert erhielten diese Studien durch Männer wie Camden, Junius, Spelman, Wheelock u. A. m. allgemeinere Anerkennung. Vorzüglich wichtig für die Zukunft wurde die Stiftung einer Professur der angelsächsischen Sprache in Queen's College zu Oxford, und die Fundirung eines Jahrgehaltes für angelsächsische Literatoren zu Cambridge durch Heinrich Spelman, denn aus diesen Anstalten gingen die meisten späteren Bearbeiter der angelsächsischen Sprache hervor. Bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts fehlte es noch gänzlich an einem Wörterbuche, bis endlich im Jahre 1659 Somner durch das spelmanische Stipendium in den Stand gesetzt wurde, sein Dictionarium Anglo-Saxonicum zu Oxford in Druck zu geben. Im Jahre 1701 gab Thomas Benson, Baccalaureus in Queen's College zu Oxford, einen Auszug dieses Werkes unter dem Titel: Vocabularium Anglo-Saxonicum, heraus, mit einer großen Zahl von Wörtern vermehrt. Dem Hauptfehler des Somnerischen Wörterbuchs, dem gänzlichen Mangel an grammatischer Genauigkeit wurde indeß dadurch eben so wenig abgeholfen, als durch das große Lye'sche Dictionarium Saxonico- et Gothico-Latinum, welches Owen Manning nach Lye's Tode im Jahr 1772 in London in zwei starken Foliobänden herausgab. Denn so reich dieses Werk auch an Wörtern ist, und so fleißig alle zugänglichen Quellen, selbst Handschriften, benutzt sind, so wenig ist doch an eine kritische Sichtung der Quellen und grammatische Feststellung der einzelnen Wörter zu denken.

Die erste angelsächsische Sprachlehre wurde im Jahre 1689 von Georg Hickes unter dem Titel: Institutiones Grammaticae Anglo-Saxonicae et Moeso-Gothicae. Oxoniae 1689. 4. herausgegeben. Im Jahre 1705 erschien eine zweite weit umfassendere Ausgabe, als erster Theil des berühmten Thesaurus Linguarum Vett. Septentrionalium von Hickes, 235 Seiten in Folio umfassend. Hickes wurde zu diesen Studien durch den Dr. Kennet angeregt, der dessen Feder dadurch der Politik des Tages entziehen wollte. Ersterer war ein Nonjuror, Letzterer, nachher Bischof von Peterborough, ein Whig. Ueber Hickes Methode hatten wir schon früher Gelegenheit einige Bemerkungen zu machen. Ganz abgesehen von den Resultaten seiner Arbeit sind seine Werke über angelsächsische Sprache, hauptsächlich die Diss. epistolaris de ling. septentr. usu, Pars IV. Vol. II. des Thesaurus wegen der vielen sonst nirgends abgedruckten Urkunden und wegen einer Menge von Facsimiles angelsächsischer Handschriften unentbehrlich. Die Grammatiker nach Hickes begnügen sich mei-

stens mit Auszügen aus dessen Werken, bald mehr bald weniger systematisch geordnet. Wir haben Arbeiten dieser Art von Twaites (1711), Elisabeth Elstob (1715), Hanley (1726), Junius (herausgegeben von Lye 1743) und Lye (herausgegeben von Manning 1772). Noch ganz neuerer Zeit erschien: Sisson, the Elements of Anglo-Saxon Grammar; to which are added a Praxis and Vocabulary. Cambridge 1816. 84 S. in 12. Der Verfasser sagt über seine Arbeit in der Vorrede: The following pages have been compiled with a view of offering to the public in a compressed form the principal parts of Dr. Hickes Anglo-Saxon Grammar. Das Buch selbst ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

In dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts war das Studium der angelsächsischen Sprache ziemlich in Verfall gekommen. Scharon Turner, Verfasser einer Geschichte der Angelsachsen, hat das Verdienst, den Sinn dafür zuerst wieder geweckt zu haben. Sein Werk, das bereits vier Auflagen erlebt hat, zeichnet sich mehr durch scharfsinnige Combinationen und geistvolle Ansichten, nach denen er nirgends hascht, als durch ein sorgfältiges und umfassendes Studium der Quellen aus. Ihm folgte Ingram, Professor der angelsächsischen Sprache und Literatur zu Oxford, der im Jahre 1807 eine Schrift unter dem Titel: Inaugural Lecture on the Utility of Anglo-Saxon Literature etc. (Oxford, 4.) herausgab. Die Vorrede zu Bosworth's Grammatik enthält längere und kürzere Auszüge aus dieser Abhandlung. In demselben Jahre erschien auch von Ingram eine Ausgabe von Ohther's und Wulfstan's Reisebeschreibung, den bekannten Episoden in Alfred's Uebersetzung des Orosius. Als das Wichtigste nicht nur von Ingram's Arbeiten, sondern von allem was in der neusten Zeit für angelsächsische Literatur in England geschehen ist, muß dessen Ausgabe der Sachsen-Chronik angesehen werden, obgleich dieses Buch in grammatischer Hinsicht noch vieles zu wünschen übrig läßt *). Wie sehr diese Studien in England Eingang gefunden haben, beweisen mehrere andere kleine Schriften, die in den letzten Jahren erschienen sind, z. B. Dr. Silver, Lecture on the Study of Anglo-Saxon. Oxford 1822. Josias Conybeare, late Prof. of Poëtry at Oxford, Illustrations of Anglo-Saxon Poe-

*) Voran steht eine kurze angels. Grammatik, 4 Blätter in Quart. Wie wenig auf diese Arbeit zu bauen ist, zeigt schon der Titel: Angle-Saxena Staef-craefte, was, trotz des aus Aelfric's Grammatik gewählten Motto's: Staef-craefte is seo caeg pe paera boca andgytt unlycd, falsch ist, denn cräft ist ein masc. I. Decl. und wird von Aelfric an allen andern Stellen so gebraucht.

try. London 1826, nach Conybeare's Tode von dessen Bruder herausgegeben, und schon früher desselben Communications on the Saxon Versification to the Society of Antiquaries, im 17ten Band der Archäologie (1814) abgedruckt. Selbst Gisson's Grammatik kann als Zeichen der Theilnahme für angelsächsische Sprache und Literatur angesehen werden. Nicht minder regte sich in Dänemark der Eifer für unsere Wissenschaft, zum Theil wohl durch die wirklich sonderbare Ansicht einiger Gelehrten, welche die dänische Sprache für eine Tochter der angelsächsischen hielten, hervorgerufen. Zu der wichtigsten Erscheinung in diesem Fache gehören: Gram's Proben dänischer aus dem Angelsächsischen erklärter Wörter und Redensarten, in den Kop. Ges. Schriften, Bd. V. S. 127—200. Thorkelin, das Lied von Beowulf mit einer lateinischen Uebersetzung, unter dem Titel: De Danorum rebus gestis sec. III et IV. Havn. 1815. 4. Rask, Ohther und Wulfstan Reisebeschreibung (Kjöbenhavn 1816. 8.) und desselben Angelsakfiske Sproglære tilligemed en kort Læsebog, Stockholm 1817. In Deutschland ist bis jetzt nur wenig die angels. Sprache und Literatur Betreffendes erschienen, aber die einzige Arbeit von Grimm übertrifft alles was bisher in diesem Fache geschehen ist, und fördert uns in der Kenntniß der Sprache weiter, als die Arbeiten sämmtlicher früherer Grammatiker. — Obgleich nicht eigentlich hierher gehörig, muß doch Philip's Versuch einer Darstellung der Geschichte des angels. Rechts (Göttingen 1825) erwähnt werden, da dies Buch gewissermaßen eine Chrestomathie der angels. Gesetze und bei dieser Gelegenheit manche glückliche Emendation enthält.

Die Werke, mit welchen wir es hier näher zu thun haben, sind die Grammatiken von Rask, Bosworth und Grimm. Bosworth sucht sich zwar augenscheinlich von der Hicke'schen Behandlungsart der Grammatik, die sich durch ein genaues Anschließen an die lateinische Grammatik auszeichnet, frei zu machen, auch ist seine Arbeit keineswegs ohne manches Verdienst, aber dem sprachkundigen Rask und Grimm steht er doch weit nach. Wenn er nicht selbst in der Vorrede erklärte, daß er des Dänischen nicht mächtig genug gewesen sey, um Rask's Sproglære, die er doch hatte, durch eigne Lectüre zu benutzen, so wäre es kaum begreiflich, wie er bei seinem System der Declinationen und Conjugationen und bei vielem Andern, worin ihm Rask weit voraus ist, habe stehen bleiben können. Mich dünkt, er habe sich in derselben Zeit, in der ihm Herr Pulling diese Sprachlehre vorübersetzte, selbst hinreichend mit dem Dänischen bekannt machen können, und gewiß mit größerm Gewinn für seine Arbeit.

Bosworth beginnt mit einer Vorrede, worin er einiges über die Verwandtschaften der Sprachen, über den Werth der angelsäch-

sischen Literatur (beides nach Ingram Inaugural Lecture etc. und Turner's Geschichte der Angelsachsen) und endlich eine kritische Uebersicht der bisherigen Bearbeitungen der angels. Grammatik gibt. Hierauf folgt eine Einleitung über Buchstabenschrift im Allgemeinen und die angels. Schrift insbesondere, nebst einem Brief Dr. O'Conor's über denselben Gegenstand, worin alle Buchstaben von dem phönicischen Alphabet abgeleitet werden. Mehrere Kupfertafeln erläutern die vorgetragenen Ansichten. Die Grammatik selbst zerfällt in vier Abtheilungen über Orthographie, Etymologie, Syntax und Prosodie. In der Orthographie (S. 36—58) scheitert der Verf. gänzlich durch die Vermengung der verschiedenen Dialekte und Perioden der angels. Sprachentwickelung. Er spricht zuerst von den Buchstaben und deren Aussprache, dann von der Eintheilung und dem Wechsel der Buchstaben, endlich von der Umbildung angels. Wörter in englische. Die Anmerkungen enthalten Bemerkungen über Analogien der hebräischen, chaldäischen, griechischen und gothischen Sprache, die in dieser Abgerissenheit wenig nützen können. In der Etymologie S. 59 — 194 macht sich der Mangel einer festen Grundlage durch eine sorgfältige Bearbeitung der Buchstabenlehre auf das empfindlichste fühlbar. Man kann hier keinen Schritt thun, ohne auf schwankende aber geradezu falsche Angaben zu stoßen, die hier zu berichtigen nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft so wenig ein Interesse gewähren als verdienstvoll seyn würde. In den Anmerkungen unter dem Texte führt der Verfasser sein System über Sprachbildung im Allgemeinen und über die Entwickelung der angels. Sprache insbesondere mit vieler Gelehrsamkeit, ohne jedoch die Aufgabe selbst weiter zu fördern, durch. Solche Versuche müssen entweder rein philosophisch oder rein historisch genommen werden; der Verfasser schwankt zwischen beidem und fehlt darum auch gegen beides. Die Syntax S. 195 — 209 ist freilich noch dürftig, aber auch Rask hat darin wenig mehr geleistet. Die Prosodie S. 209 — 249 enthält manche gute Bemerkung, mit Benutzung dessen, was Turner, Conybeare (in der Archäologie) und Rask in diesem Fache geleistet haben. In dem Lesebuche S. 258 — 330 finden sich Auszüge aus Aelfric's Homilien, der Sachsenchronik, Alfred's Beda und Boethius, nebst einigen poetischen Stücken mit beigefügter englischer Uebersetzung.

Rask's Grammatik mußte schon durch die großen Kenntnisse des Verfassers in der isländischen Sprache einen großen Vorzug erhalten. Es ist höchst erfreulich, diesen Mann mit Grimm, der ganz unabhängig von ihm arbeitete, in so vielen Puncten sich begegnen zu sehen. Das Declinationssystem hat Grimm weiter ausgebildet, aber in der schwierigen Abhandlung der starken Con-

jugationen treffen beide Gelehrte völlig zusammen, nur daß Rask die 5 reduplicirenden Conjugationen Grimm's und eben so wieder die 10te und 11te in eine einzige zusammenwirft, so daß er also statt 11 nur 6 Conjugationen erhält *). In der Buchstabenlehre und Wortbildungslehre steht unser Verf. freilich weit hinter Grimm zurück, so wie auch die Syntax eine ausführlichere Abhandlung verdient hätte. Die Prosodie ist dagegen mit besonderer Liebe ausgearbeitet, und in dem Anhange von den Dialekten ist Rask der Erste der die von allen englischen Grammatikern angenommene Abtheilung in drei Dialekte oder Perioden entschieden verwirft. Die Einleitung, die freilich eben so gut einer dänischen Grammatik hätte vorausgeschickt werden können, enthält zwei interessante Abhandlungen. Die erste betrifft den Zusammenhang der nordischen und angelsächsischen Sprache und weist auf das gründlichste nach, wie grundlos man die dänische Sprache von dem Angelsächsischen habe ableiten wollen. Die zweite Abhandlung widerlegt Rühs's nicht weniger abgeschmackte Behauptung in der Einleitung seiner Uebersetzung der Edda (Berlin 1812), daß die isländische Poesie ganz und gar der angelsächsischen entlehnt sey, und daß sie oder die isländische Götterlehre nie in Dänemark, Schweden und Norwegen heimisch gewesen sey, eine Behauptung, die auch schon Grimm in der Leipz. Lit.-Zeit., 1812, Nr. 287 und 288, hinreichend gewürdigt hat.

Grimm's Grammatik bezeichneten wir schon oben als das Ausgezeichnetste, was bisher für angelsächsische Sprache geleistet worden ist. Sie ist es nicht blos durch den ächt historischen Geist, welcher sich in der Behandlungsart jeder einzelnen Sprache offenbart, sondern vorzüglich auch durch die geschickte Verbindung, in welcher er die einzelnen Mundarten abhandelt, so daß immer eine Mundart die andere ergänzt und erklärt. Eben diese Verbindung macht es mir aber auch unmöglich, in eine Analyse des ganzen Werkes einzugehen, eine Arbeit, der gewiß nur wenige Gelehrte gewachsen sind. Mein Zweck ist blos dem allgemeinen Gang der grimmischen Untersuchung in einigen interessanten Abtheilungen zu folgen, und das was sich für das Angelsächsische daraus im Einzelnen ergibt, hie und da bestimmter anzudeuten. Da das

*) Warum führt der Verf. statt der gewöhnlichen allgemein bekannten Terminologie eine neue, von ihm selbst erfundene, ein? Wenn die alten Ausdrücke auch oft weniger passend sind, so weiß doch jeder, was damit gesagt werden soll, während die neuen beim Gebrauch oft sehr stören. Ueberdies können auch leicht Verwechselungen veranlaßt werden, z. B. zwischen Naevneform (Nominativ) und Navneform (Gerundium).

Buch, obgleich es zu den allgemein bekannten und bewunderten gehört, wahrscheinlich nicht zu den allgemein gelesenen und studirten gerechnet werden kann, dürften sich für manche Leser einige neue Puncte, welche Interesse verdienen, aus meiner Relation ergeben.

Im ersten Theil erster Auflage werden nach einer Einleitung, welche „Einige Hauptsätze, die ich aus der Geschichte der deutschen Sprache gelernt habe", und eine „Einleitung in die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel" enthält, die Declinationen und Conjugationen abgehandelt. In der zweiten Auflage fallen diese beiden Abhandlungen ganz weg, und es wird statt derselben die Buchstabenlehre vorausgeschickt. Freilich gehört die erste Abhandlung eher an das Ende des Werkes, aber die zweite, welche uns eine zweckmäßige Uebersicht der von Grimm gebrauchten Quellen gibt, vermissen wir ungern. Aus der Lehre der Declinationen und Conjugationen ist vieles ausgeschnitten und auf die Syntax verwiesen worden, z. B. die Lehre vom Artikel. Ueberhaupt aber sind die erläuternden Anmerkungen sehr beschränkt, unter anderm schon dadurch, daß die Anmerkungen zu den Declinationen der Substantiva, Adjectiva und Pronomina u. s. w. in der neuen Ausgabe in Eine Abhandlung zusammengefaßt sind.

In der Buchstabenlehre, welche den größern Theil des ersten Bandes (595 S.) einnimmt, bemüht sich Grimm die einzelnen Laute und die Eigenthümlichkeiten der Mischungen und Trübungen derselben in den verschiedenen germanischen Dialekten und dem ganzen Sprachstamme im Gegensatze der fremden Sprachen auf das genaueste nachzuweisen und zu bestimmen. Der Vocalismus tritt hier überall als das Wichtigste hervor. „Man kann die Vocale", sagt er I., S. 580, „als die nothwendige Färbung „oder Belebung aller Wörter betrachten, als den Othem, ohne „welchen diese gar nicht bestehen würden. Die eigentliche Indi„viduallisirung des Wortes beruht auf dem Vocallaut; er gewährt „die feinsten Beziehungen. Die Gestalt, wenn ich so sagen darf, „die Species des Wortes gründet sich hingegen auf die Consonanz. „Hier erscheinen die Verhältnisse ungleich sicherer und dauernder; „Mundarten, deren Vocale meistentheils abweichen, behalten häu„fig dieselben Consonanten bei."

Die wichtigsten Veränderungen erleiden die Vocale im Ablaute, d. h. den Veränderungen, welche die Wurzel zu Folge bestimmter im innersten Bau der Sprache verflochtner Gesetze untergeht, ohne daß dazu eine auf der Endung beruhende Veranlassung nöthig wäre. Davon wird erst im zweiten Bande gehandelt. Eben so ist hier weniger von dem Vocalwechsel der Flexion als

von dem der Wurzel selbst die Rede. Der Verf. geht dabei von dem Satze aus, daß die drei Kürzen a, i, u die ursprünglichsten, ältesten aller Vocallaute sind (I., 571). Zu diesen treten im Angelsächsischen fünf Trübungen, die ebenfalls kurz sind, nämlich e, ë, o, y, ä und die beiden Halblängen ëa und ëo (I., 242). Die langen Vocale gründen sich ebenfalls auf einfache, kurze Vocale. Die Angelsachsen haben vier Dehnlaute ô, û, â, î, und drei Diphthongen, ae (d. i. áe), eá und ëó, ein Unterschied, der im Uebrigen unwesentlich ist *).

I. Einfluß der Consonanten auf a, i, u. Gewisse Consonanten bewirken eine Umwandlung in dem ihnen vorhergehenden Vocale: so wandelt sich das angelf. a, wenn ein einfacher Consonant folgt, in der Regel in ä um. Tritt aber zu dem auslautenden einfachen Consonanten eine Flexion in a, o, u, so lautet ä wieder in a um. Däg und mäg erhalten also ihr a im pl. dagas, magas, gen. daga, maga, dat. dagum, magum wieder (I., 224). Auf diese Weise zerfällt a nach bestimmten Gesetzen in ä, ëa und bisweilen o. Aus i entspringt ë und ëo, aus u blos o.

II. Die zweite Haupterscheinung in der allmäligen Aenderung der Vocale ist der Einfluß des dem Wurzelvocal folgenden Endungsvocales. Es kömmt dabei der Umlaut und die Assimilation in Betracht. Umlaut nennt Grimm die durch einen folgenden Vocal bewirkte Trübung (Verdünnung) des Vocals der Wurzel. Sie ist bei kurzen wie bei langen Vocalen möglich. Der Umlaut entsteht durch ein nachfolgendes i, welches selbst keiner Trübung fähig ist, später aber durch e ersetzt wird (I., 9). Um einen Umlaut zu bewirken, ist also Zweisylbigkeit nöthig. Wenn das den Umlaut bewirkende i oder ë weggefallen ist, während die Wirkung selbst stehen blieb, so nennt es Grimm einen versteckten Umlaut. Hört die Wirkung mit dem Wegfallen des i oder ë auf; so heißt es Rückumlaut. Der Umlaut ist kein ursprüngliches und in allen Sprachen gleich waltendes Element, sondern ein später und in steigender Richtung entwickeltes, (I., 10). Im Angelsächsischen ist der Umlaut sehr ausgebildet, indem dadurch a in e (I., 225) u in y (I., 227) â in ae (I., 235) ô in é (I., 230), û und eá in ŷ umgewandelt wird (I., 231). Als Beispiel möge dienen mennën (serva) hand, hendë (manus). Oft ist das ë weggefallen, z. B. fyllan (implere) von full u. s. w.

---

*) Der Verf. zählt I., 578 nur 2 Diphthongen, im Widerspruch mit I, 242.

Assimilation findet nach dem I., 117 aufgestellten Begriffe nur in dreisylbigen Wörtern statt, wenn nämlich der Vocal der Bildungsendung in den der Flexion oder einen analogen (den einfachen statt des gedehnten) übergeht. In dieser Hinsicht haben die bisherigen Untersuchungen noch am wenigsten auf ein genügendes Resultat geführt. Als Beispiele der Assimilation mögen gelten: hëofon (coelum) ëofor (aper), woneben freilich auch ëofer und bëofan (tremere) vorkömmt. Endlich kann

III. der Accent, die Betonung, als ein Hauptgrund der Umwandlung der Vocale angesehen werden. Grimm hat darüber in zwei Abhandlungen über Prosodie und Accent (in der Einleitung zur Buchstabenlehre) weitläufiger gesprochen. Quantität und Betonung war sonst so wenig einerlei, als es bei den Griechen und Römern und noch jetzt im Lettischen und Lithauischen zusammenfällt.

Durch ein allmäliges Ausdehnen des Tons, als der prosaischen Lebendigkeit der Sprache, ging die poetische, die Quantität, nach und nach ganz unter (I., 20). Der Ton bewirkte aber Umwandlungen in der Sprache, indem er Flexions- und Bildungsendungen zu seiner Hebung heran und somit zusammenzieht, in seinen Senkungen aber den wahren Laut beschädigt und verdunkelt. Dadurch sind eine Menge von Dehnungen der Vocale oder Consonanten (Geminationen) auf der einen, und Wegwerfung von Buchstaben der Wurzeln oder Endungen auf der andern Seite entstanden.

Die Verhältnisse der Consonanten sind im Ganzen weit weniger schwankend, als die der Vocale, und deswegen lassen sie sich weit eher zur Vergleichung verschiedener Dialekte und Sprachen benutzen. Zwar findet hier ebenfalls ein gewisser Umlaut d. i. ein Uebergang in verwandte Laute statt, er hängt jedoch nicht von der Endung, wie der Umlaut der Vocale, sondern meistens davon ab, daß der Inlaut (der Consonant in der Mitte eines Worts) zum Auslaut (am Ende eines Wortes) wird.

Grimm untersucht in der Buchstabenlehre die Abstufung verwandter Consonanzreihen, er zeigt, welche Buchstaben an-, in- oder auslautend vorkommen, welche Geminationen und Consonanzverbindungen die Sprache liebt oder gar nicht hat. Wir heben zur Charakteristik der angelsächsischen Sprache nur die Bemerkung heraus, daß die dem hochdeutschen Organ so geläufigen Zisch- und aspirirten Kehllaute im Niederdeutschen und fast auch im Nordischen beinahe ganz fehlen. Man ist dadurch auf die Vermuthung gekommen, daß das sächsische c und g in gewissen Verbindungen, nämlich bei folgendem e, ë, i in einen Zischlaut überschwanke, wie dies bei den romanischen Sprachen der Fall ist.

Bosworth und Rask haben, hauptsächlich auch auf das spätere Englische gestützt, diese Aussprache angenommen. Indeß ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieser Zischlaut erst zur Zeit der normännischen Eroberung aufgekommen ist, so wie es denn schon im Allgemeinen wider die Natur der Sache wäre, diesem Zeichen von vorn herein einen seinem ursprünglichen Gebrauch (im Griechischen und Lateinischen) so fremden Laut zu geben. Mit Uebergehung der Gründe, welche Grimm (I., 256) für diese Aussprache des c als reinen k vor jedem Vocale angibt, machen wir nun auf ein Manuscript in der Bodleyanischen Bibliothek NE. D. 2. 19 aufmerksam, welches aus der griechischen Uebersetzung der LXXII des alten Testaments Stellen enthält, wo das Griechische mit angelsächsischen Lettern, so wie es die Angelsachsen damals *) ausgesprochen, geschrieben ist. Aus dieser Handschrift sehen wir, daß die Angelsachsen die sogenannte reuchlinische oder neugriechische Aussprache gehabt haben, und daß sie kein Bedenken trugen das griechische κ vor jedem Vocale mit c zu bezeichnen. Sie schreiben also z. B. καὶ immer ce, γῆς, gis, καταχυριεύσατε, catacyriousate. Mehr Schwierigkeiten macht das þ und ð. Bei den Engländern wird für beides th gebraucht; indeß ist auch da die Aussprache nicht gleich, und daß man im Angelsächsischen zwei verschiedene Zeichen braucht, macht einen ursprünglichen Unterschied sehr wahrscheinlich, obgleich in den Handschriften und Drucken beide Zeichen fortwährend verwechselt werden. Rask und Grimm nehmen im Anlaut immer þ (th), im In- und Auslaut ð (dh), ein Unterschied der mir noch ziemlich problematisch scheint.

Der Lehre von den Buchstaben läßt Grimm die Formenlehre folgen; schicklicher würde, wie er auch selbst bemerkt, die Lehre von der Wortbildung vorausgegangen seyn, durch welche namentlich das Conjugationssystem zuerst sein Licht erhält. Für Declination möchte das wichtigste Ergebniß der grimm'schen Untersuchungen der Beweis seyn (I., 829), daß in allen germanischen wie in allen andern Sprachen desselben Urstammes nur ein consonantischer Typus für die gesammte Declination waltet, einzelne abgewichene oder abgestumpfte Flexionen aber auf vollendetere, frühere zurückgeleitet werden dürfen. Die Unterschiede der Geschlechter und Declinationen gründen sich auf den Vocal; die Ableitungsvocale und Consonanten gehören eigentlich in die Bildungslehre. Die Wortbildung geschieht durch innere Aenderung oder äußere Mehrung der Wurzel. Jenachdem dieser Zuwachs aus

*) Wahrscheinlich haben wir hier die Aussprache des 7ten Jahrhunderts durch Erzbischof Theodor.

einer andern deutlichen Wurzel besteht, oder aus bloßen dunklen Buchstaben, heißt sie Zusammensetzung oder Ableitung. Zusammensetzung kann vorn oder hinten an der Wurzel eintreten, Ableitung nur hinten. Der Ablaut betrifft allein den Vocal der Wurzel. Der Consonant, welcher die Wurzel gestaltet, würde dieselbe durch eine wesentliche Aenderung, wie ein Ablaut, zerstören. Umlaut kömmt hier so wenig bei den Vocalen wie bei den Consonanten in Betracht (II., 1).

Bei der Lehre vom Ablaute oder der innern Wortbildung geht Grimm von dem Satze aus, daß das Verbum die Grundlage der Wörter sey. Wir müssen, um dies deutlich zu machen, einige Worte über das Conjugationssystem selbst beifügen. So wie es eine starke und schwache Declination gibt, so gibt es auch eine starke und schwache Conjugation. Die schwache Conjugation beruht wesentlich auf zwei Stücken, auf einem Ableitungsvocal, der freilich später fast ganz unkenntlich ist, und auf einem durch eine äußerliche nach dem Ableitungsvocal hinzutretende Zuthat ausgedrückten Präteritum. Die starke Declination umfaßt sämmtliche reine Wurzeln, obgleich auch einige abgeleitete, und sie bildet das Präteritum nicht durch eine äußere Zuthat, sondern durch eine Aenderung des Vocals der Wurzel selbst, d. i. durch Ablaut. Als Beispiel eines starken Verbums mag dienen fëalle, ich falle, praet. fëol, fiel, part. praet. fëallen, gefallen. Schwach conjugirt dagegen z. B. fyllan, füllen, praet. fylde, füllte, wo also die Wurzel unverändert bleibt und das praet. durch eine äußerliche Zuthat gebildet wird. Der Ableitungsvocal (i) ist in dem angeführten Beispiele ganz verschwunden. Diese schwache Conjugation hat man meistens für die eigentliche regelmäßige Beugung gehalten, und noch Bosworth begnügt sich gleich Hickes ein Verzeichniß der angeblichen unregelmäßigen Verba zu liefern. Aber die starke Form ist nicht nur strengen, obgleich tiefer liegenden Regeln unterworfen, sondern sie ist die ältere und kräftigere Conjugationsweise. Denn in den Formen der starken Conjugationen liegt der Ablaut aller Wurzeln verborgen; die Gestalten, welche eine Wurzel in ihren verschiedenen Verhältnissen annimmt, können sämmtlich aus den Ablauten der starken Verba erklärt werden, oder sind vielmehr diese Ablaute selbst.

Zum Beweise dieses wichtigen Satzes gibt Grimm ein Verzeichniß aller möglicher Weise vorkommenden Wurzellaute. Jede Wurzel besteht nach ihm wenigstens aus einem Vocal mit einem auslautenden Consonanten. Vor dem Wurzelvocal können 1, 2 oder 3 anlautende Consonanten stehen oder auch gar keiner, ohne daß es auf den Ablaut einen Einfluß hätte. Auslauten können aber auch zwei Consonanten, nur nicht mehrere, sonst sind die

übrigen immer Ableitungen. Nach diesem auslautenden Consonant theilt er sämmtliche Wurzeln in zwei Classen. Die mit zwei Consonanten auslautenden können immer nur einen kurzen Wurzelvocal haben a, i, u, wobei die Trübungen, als beim Ablaut unwesentlich, außer Betracht bleiben. In den auslautenden Consonanten könnte eine unendliche Verschiedenheit herrschen, wenn alle denkbaren Consonanzverbindungen vorkämen. Die Zahl ist aber verhältnißmäßig sehr beschränkt. Die zweite Classe umfaßt die Wurzeln mit einem Consonant; dahin rechnet man auch die durch Wegwerfung des auslautenden Consonanten verstümmelten Wurzeln. Hier sind nun durch die Verbindung von den 3 kurzen und 7 langen Vocalen mit 15 Consonanten im Ganzen 150 Wurzellaute möglich. Vergleicht man hiermit die im starken Conjugationssystem wirklich vorkommenden Laute, so findet man diese beiden Verzeichnisse möglicher Wurzellaute ziemlich dadurch erschöpft, und es steht von dieser Seite wenigstens nichts der Annahme entgegen, daß sämmtliche Wurzeln der Laut oder Ablaut starker Verba seyen. Fast zur Gewißheit wird diese Gemeinschaft aber durch drei Abhandlungen erhoben, welche Grimm diesen Bemerkungen folgen läßt. Er zeigt nämlich, daß bei einer großen Menge Wurzeln das ablautende Verbum wirklich noch nachgewiesen werden kann, sey es in der einen oder der andern germanischen Sprache. Grimm liefert ein Verzeichniß solcher Wurzelverba, das 462 Wurzeln enthält. Bei einer nicht viel geringern Anzahl von Wurzeln kann das untergegangene starke Verbum vermuthet werden, indem in den verglichenen Wörtern Laut (das Präsens) und Ablaut neben einander vorkommen. Solche vermuthete Wurzeln stellt das zweite Verzeichniß zusammen. Die Sprache hat an starken Verbis verloren; sie kann aber nie, auch nicht nach Analogie, neue schaffen. Dadurch wird es begreiflich, daß viele Wurzeln völlig verwaist sind, so daß man auch nicht einmal das verlorene Verbum vermuthen kann. Ueber diese verwaisten Wurzeln handelt die dritte Abtheilung dieses lehrreichen Capitels. Aus den Schlußbemerkungen, welche diesem Capitel zugegeben sind, fügten wir gern noch einiges hinzu, wenn wir nicht fürchteten über die Gränzen einer Recension hinauszugehen; darum nur noch einiges über Etymologie. Grimm sagt darüber II., S. 67: „Etymologie will die Mannigfaltigkeit der gereiften Sprache auf anfängliche Einfachheit der Formen und Begriffe zurückführen. Daß es hier um zweierlei zu thun sey, um den Buchstaben und um den Geist, haben leicht Alle eingesehen. Das Leibliche mit seinen Stufen und Farben reicht immer aus, die Gänge und Wege von Sinn auf Sein, von Gestalt auf Gedanken zu deuten, denen sich die menschliche Seele ergibt; dahingegen in dem

Meere der Begriffe alle Bedeutungen, wenn sie nicht durch die Formen der Sprache geordnet und festgehalten werden, fehl und irre schweifen. In der deutschen Etymologie ist aber bisher das körperliche Princip zur Ungebühr gering geschätzt worden; von einer groben Einsicht in Laut und Formenverhältnisse ausgehend hat man sich ihrer Anwendung auf den Begriff unterfangen und viel zu frühe die Vergleichung fremder verwandter Sprachen hineingezogen. Unerkannt blieben die gemessene Färbung der Vocale, die so tief eingreift, die genaue Abstufung der consonantischen Organe, die der Untersuchung förderliche Abweichung in beiden, Vocale nach orientalischer Weise für gleichgültig angesehen, in den Consonanzen harte, zu keiner Zeit erlaubte Wechsel zugelassen, kostete es geringe Mühe, die verschiedenartigsten Wurzeln zu vereinbaren, oder unter willkürliche Bedeutungen zu zwängen. Und mit irgend einem der heutigen Dialekte ist wenig anzufangen, wenn nicht die sämmtlichen übrigen, voraus die ältesten hinzugenommen werden."

Die Bemühungen des Verfassers in den Begriffen eines Wortes eben so wie in den Formen ein geregeltes Princip der Uebergänge und Fortbildungen zu entdecken, und so gleichsam der Seele der Wörter, den geheimen Gängen und Unterscheidungen des Sprachgeistes auf die Spur zu gerathen, gewähren oft die überraschendsten Ansichten. In den Wurzeln der Wörter findet er die sinnliche Bedeutung früher, die geistige später hervortreten. Den Laut, d. i. das Präsens eines Verbums, hält er für wesentlicher und älter als den Ablaut, d. h. das Präteritum. In diesem kann also eine Veränderung gesucht werden. Am sichtbarsten ist sie, wenn der Satz des Präsens im Präteritum verneint wird. So kömmt unser schwach von dem althochdeutschen suëhhan (foetere) her, und bezeichnet das was ausgerochen hat. Das althochd. zâhi, unser zähe, deutet auf ein verlornes Verbum taihari (stillare) hin, von dessen praet. tah es abgeleitet wird, und das was nicht mehr fließt, bedeutet. Damit steht das angelſ. tare (pix) in Verbindung. Diese Schwächung (Verkleinerung), Umdrehung und Läugnung des Urbegriffs gilt indeß nur als hin und wieder hervortretende Ausnahme. In der Regel gibt der Ablaut nichts als das Geschehene, d. h. den erfolgten und bleibenden Eintritt des Wurzelbegriffs an. So ist das althochd. par mit goth. bairan (ferre, manifestare) verwandt, und bedeutet das sichtbar Gewordene. Das goth. sunna, sunnô (sol) dürfte von sinnan herkommen und das Gereisete (am Himmel) bedeuten. Sind Laut und Ablaut neben einander zu einer Wortart geworden, so beruhen darauf feine Unterscheidungen; so bedeutet z. B. das angelſ. rëod die aufsteigende, blühende Röthe, reád die stehende rothe Farbe. Schwieriger wird die Sache, wenn im

pl. praet. ein zweiter und im part. praet. ein dritter Ablaut erfolgt, welcher nothwendig eine analoge Stufe in der Umwandlung des Begriffs herbeiführen muß.

Das zweite Capitel des Abschnittes über Wortbildung handelt von der Ableitung, das dritte von der Zusammensetzung. Ableitung heißt die zwischen Wurzel und Flexion eingeschaltete an sich dunkle Mehrung des Wortes, kraft welcher der Begriff der Wurzel weiter geleitet und bestimmt wird. Die Flexion d. i. das einfachen sowohl als abgeleiteten Wörtern zustehende Allgemeine kann eigentlich wohl nicht vom Begriff der Wortbildung ausgeschlossen werden, insofern auch durch sie die Wurzel gebildet und bestimmt wird. Die beiden Capitel über Ableitung und Composition nehmen fast den ganzen zweiten Band ein. Die Bildung des Pronomens und der Partikeln, die Lehre vom Genus oder Motion, die Comparation, Diminution und Negation, die zu demselben Buche gehören, sind, nebst der Syntax, wegen Mangels an Raum, in den dritten Theil verwiesen. Möchte der Verfasser uns recht bald damit beschenken, und so den Cyclus seiner riesenhaften Untersuchungen beschließen.

Wir halten Grimm's Bearbeitung der deutschen Grammatik in zwei Rücksichten für eine der wichtigsten Erscheinungen in der neuern Literatur. Erstens für die Erkenntniß der deutschen oder germanischen Sprachen selbst, die durch diese eine Arbeit mehr befördert ist, als durch alle frühere zusammengenommen. Grimm hat nicht blos bewiesen, daß die germanischen Sprachen einer wissenschaftlichen Bearbeitung fähig sind, sondern daß sie sie auch verdienen. Es kömmt nun darauf an im Einzelnen die Lücken auszufüllen, die unser Verf. in Folge seines Planes, oder weil es ihm an Muße und an den nöthigen Quellen fehlte, leer lassen mußte. Manches wird sich dann vielleicht anders stellen, als es bisher geschehen konnte, manches wird hinzukommen, was jetzt unbeachtet außer dem Wege liegen blieb, manches aber auch vielleicht, was bisher wichtig schien, als außerwesentlich wegbleiben; das ganze Gebäude dürfte indeß schwerlich so bald erschüttert werden; denn der zweite große Gewinn, der diese Arbeit so wichtig macht, ist die Methode in der Bearbeitung der Grammatik. Mögen die bisherigen Früchte so groß oder so klein seyn wie sie wollen, so bleibt das Werk nicht minder bedeutend für das Sprachstudium, weil es zuerst den Weg zu einer wahrhaft kritisch-historischen Behandlungsart der Grammatik eröffnete. Und daß diese Wurzel geschlagen, beweisen die vortrefflichen Bearbeitungen einzelner Theile, vorzüglich der althochdeutschen Grammatik und althochdeutscher Quellen, durch welche die deutsche Literatur in den letzten Jahren bereichert worden ist. Möchten sie dazu dienen, die Aufmerksam-

keit der Gelehrten immer mehr auf diese Erscheinung zu wenden, und möchte unserm Verfasser eine ungestörte Muße zur Fortsetzung seiner Forschungen erhalten werden. In einer zweiten und resp. dritten Auflage würde sich vieles anders stellen, als bei der stückweisen Ausarbeitung des Werkes möglich war. In der ersten Auflage des ersten Theiles fehlte die Buchstabenlehre, und als diese hinzutrat, wurde eine völlig neue Umarbeitung des Declinations- und Conjugationssystems nöthig. Durch die Lehre vom Ablaut im zweiten Theil ist die Abhandlung von den starken Conjugationen in wesentlichen Puncten zugleich erschüttert und befestigt worden. Der Verf. sagt darüber in der Vorrede zum zweiten Theil: „Wird das ganze Buch jemals einer Umarbeitung, wozu es sich beinahe verhalten möchte wie zu der zweiten Ausgabe des ersten Theils die erste, theilhaftig und ist überhaupt der Gedanke, daß die wesentliche Form unserer starken Conjugation alle andern Wortbildungen durchdringt, es werth größer grzogen zu werden, so muß diese Lehre, und was sich alles aus ihr folgern läßt, ungleich reichhaltiger ausfallen." Nicht minder ist die Lehre von den Declinationen und den reduplicirenden und schwachen Verbis durch die Abhandlung von der Ableitung und Zusammensetzung aufgeklärt worden, und würde große Veränderungen zu erfahren haben, namentlich, wie mir scheint, in Beziehung auf den Unterschied zwischen starker und schwacher Flexion. Und so dürfte kaum ein Theil der Grammatik seyn, der nicht schon jetzt durch die fortschreitende Untersuchung des Verfassers bedeutend gewonnen hätte und durch den regen Eifer desselben seinem endlichen Ziele näher geführt wäre. Möchte der Verf. dann nun auch seinen Nachfolgern durch einen vollständigern Apparat von Citaten mehr zu Hülfe kommen! Die Ersparniß an Raum kann bei einem solchen Werke billig nicht als Entschuldigung gelten, und sollte dadurch auch ein vierter Band, der gewiß nicht weniger als die bereits erschienenen willkommen wäre, nothwendig werden.

